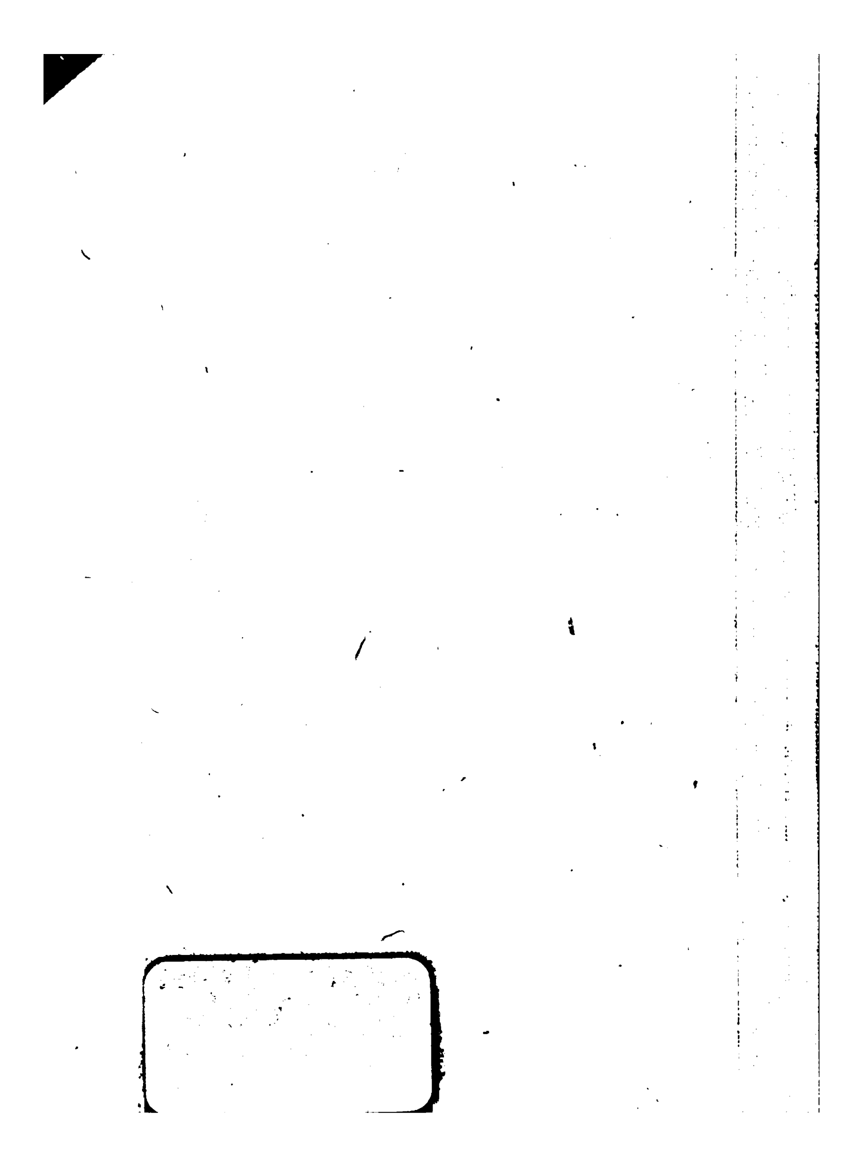
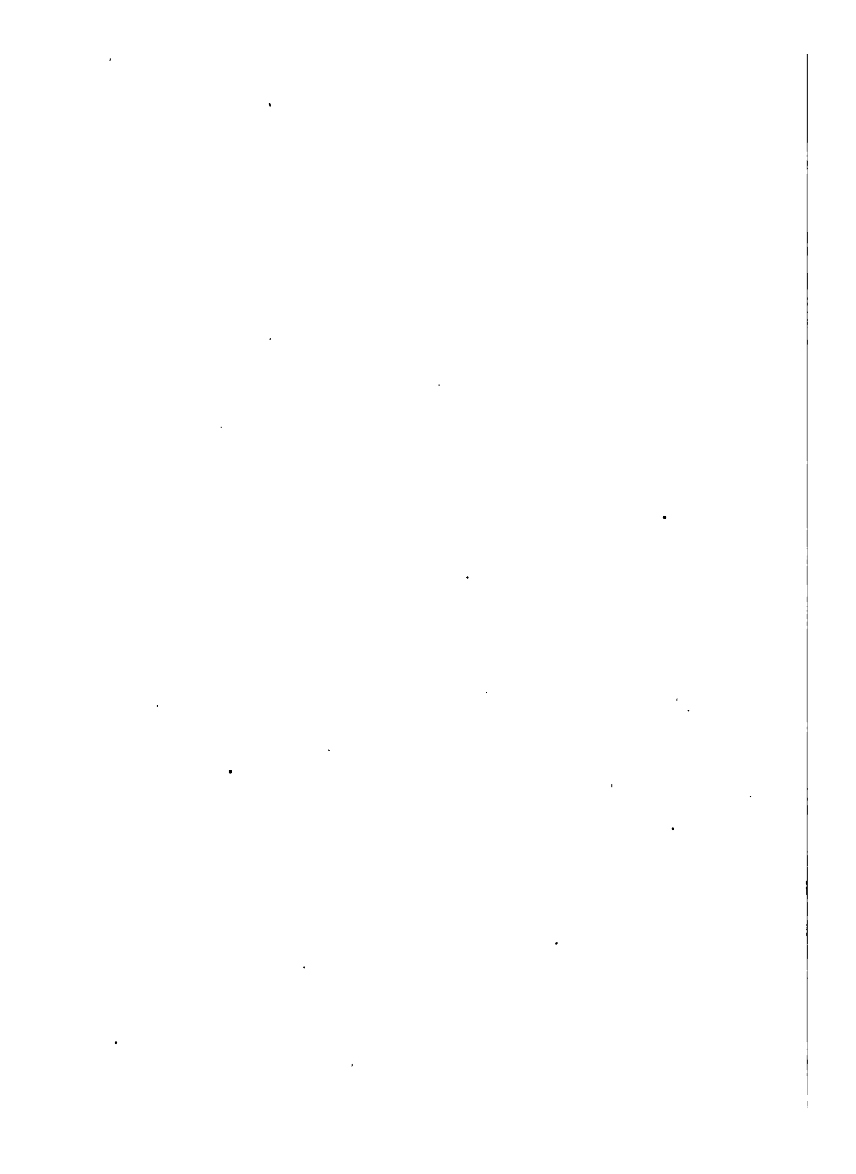






F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

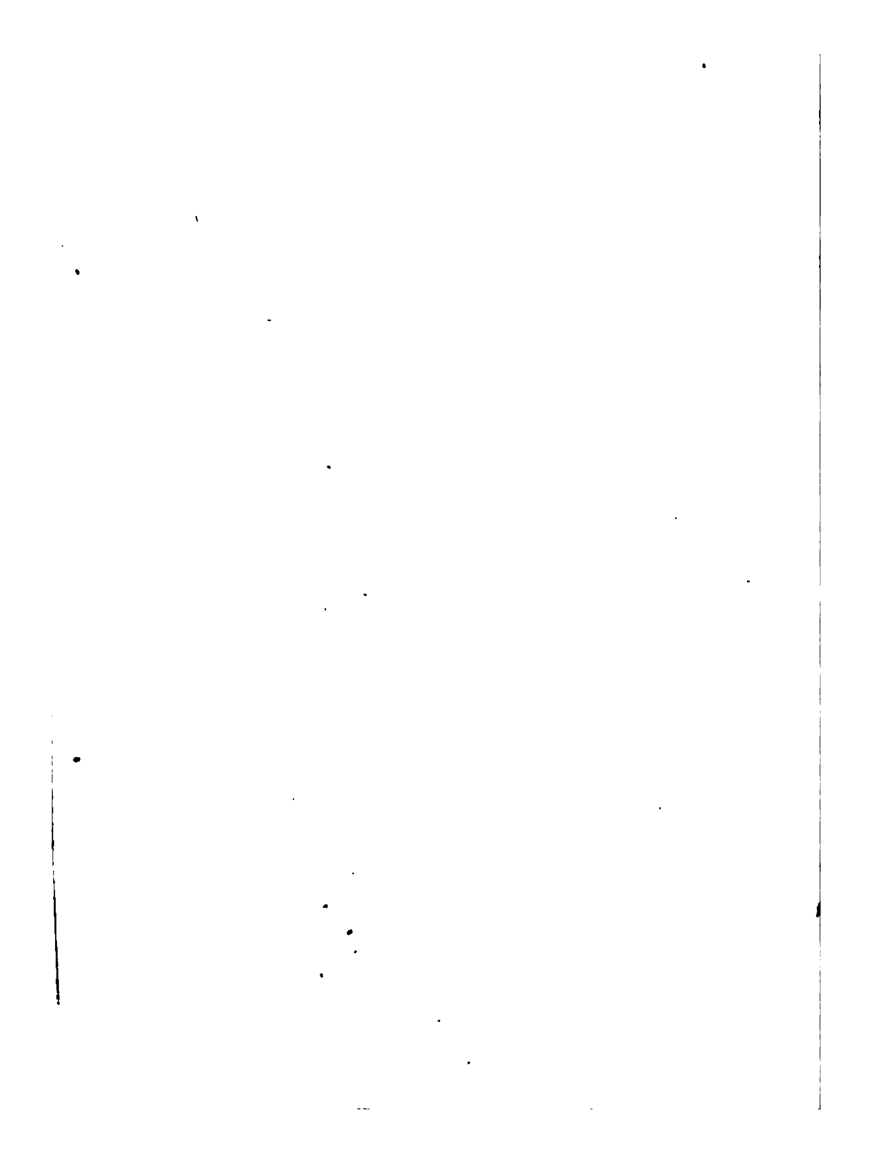
Achtundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Erster Band.



I.

Nach Mailand.

Als ich aus meinem vergangenen friedlichen Militärleben die kleinen Garnisonsbilder und Feldabenteuer niederschrieb, zu welchen das Nachfolgende einen zweiten und ernsteren Theil bilden könnte, hatte ich nicht, oder nur in meinen kühnsten Phantasien die Hoffnung, daß es mir einmal vergönnt sein werde, das im Ernste zu erleben, was mich und Andere schon als heiteres Waffenspiel so sehr ergötzte — einen Feldzug — das schauerliche schrecklich wahre Original für die leichte Copie eines Feldmanövers. Dennoch wurde mir, neben manchem andern Guten, was ich vielleicht nicht verdiente, auch diese Vergünstigung vom Schicksal zu Theil. Ich bekenne es gern, das „Vielleicht," welches ich eben hervorhob, hat nie mein Gewissen gedrückt. Ich habe es vielmehr gern, recht gern Andern überlassen, das richtige Verhältniß dessen, was mir im Leben Schönes zu Theil wurde, zu meinem Verdienst durch ängstliche Abwägung aller Verhältnisse auszumitteln, und durfte mich dabei der tröstenden Ueberzeugung hingeben, daß diese Arbeit von meinen Freunden nicht ungethan blieb.

Und wie war der Schauplatz so schön, auf dem ich das Glück hatte, das ernste, erhabene Schauspiel eines ganzen Feldzuges, das einer wogenden blutigen Schlacht, an meinem Auge vorübergehen zu sehen — die Ebene der Lombardei, die schon so viele Schlachten unter gewaltigen Heerführern gesehen!

Im März dieses Jahres mehrten sich die Anzeichen, daß der nach so herrlichen Waffenthaten und glänzenden Siegen der Oesterreicher im vergangenen Jahre mit Sardinien abgeschlossene Waffenstillstand nicht durch einen Frieden besiegelt, vielmehr der Marschall Radetzky, dieser helle Lichtstern in einer düstern Zeit, seine tapfern Truppen zu neuen Siegen führen würde. Mit welchem Enthusiasmus war im vergangenen Jahre ganz Deutschland, mit welch' hohem Interesse ganz Europa den oft fabelhaft klingenden Siegesnachrichten gefolgt, die von jenseits der Alpen zu uns herüberdrangen, zu einer Zeit, wo diesseits der Alpen Verrath und mancherlei Unsinn Triumphe feierten. Der edle Greis mit dem weißen Haar, in dessen gefeiertem Namen die Hauptstärke der ganzen Armee gleich einem Zauberworte lag, drang plötzlich, als man das österreichische Heer in der mißlichsten Lage glaubte, unaufhaltsam vor, schlug mit seinen braven Truppen den an Anzahl weit überlegenen Feind, nahm unbezwinglich geglaubte Städte, stürmte feste Verschanzungen auf schwindelnden Bergeshöhen, und kam daher, ein flammender Komet auf dem schwarzen Nachthimmel des österreichischen Kaiserstaates, an dem alle Sterne zu verbleichen schienen! — den Verzagten, aber an ihm gläubig Aufschauenden neue Sterne: Curtatone und Custozza, Sommacampagne und Vicenza, als Zeichen einer wiederkehrenden bessern Zeit aufflammen zu lassen. So zog er durch die Porta Romana auf seinem Schimmel, in seinem grauen Röcklein, mit dem kleinen Hut in Mailand ein, und hinter ihm die siegende Armee wohlgemuth und jubelnd, im Innern frisch und muthig, aber im Aeußern alle Spuren des Kampfes und der Strapazen an sich tragend.

Es gab damals wenig Offiziere, die mehr hatten, als was sie ge-

rade auf dem Leib trugen. Das Schuhwerk der Soldaten war defekt, ihre Mäntel fadenscheinig und durchlöchert. Aber Vater Radetzky, der Alles gut und weise eingerichtet hatte, wußte wohl, daß seine Soldaten zur Zeit der Winterquartiere in den reichen gesegneten Städten der Lombardei sein und Zeit finden würden, den äußern Schein mit dem innern Gehalt in Einklang zu bringen. Und so kam es auch! Die provisorische Regierung, obgleich sie unnützer Weise viel verbraucht, hatte doch noch genug gelassen, um die Armee neu zu kleiden und sie in guten kriegsfähigen Stand zu setzen. Nicht als ob in den Kassen auch nur ein einziger Lire zu finden gewesen wäre, Gott bewahre! dafür hatten die Vertrauensmänner schon gesorgt! Aber Vater Radetzky wußte sich zu helfen und der Winter war noch lange nicht vergangen, da hatten die Soldaten schon wieder, was sie brauchten. Es ist damals viel gefabelt worden von den Gütern, die Radetzky eingezogen hätte, von den unerschwinglichen Contributionen, womit er Städte und Leute gedrückt, von den prachtvollen Palästen der Mailänder Großen, die er in Kasernen und Spitäler verwandelt und sie der Zerstörungslust der Soldaten preisgegeben hätte. Aber an Allem dem ist in dem Sinne, wie es erzählt worden, nichts wahr. Es haben auch nur Leute solche Erfindungen verbreitet oder geglaubt, denen es ein Vergnügen war, das strahlende Bild des großen Feldherrn befleckt zu sehen.

Das ist aber ja eben der freieste Geist der jetzigen Zeit, der bemüht ist, das Edle zu schmähen, das Erhabene in den Staub zu ziehen! — Doch erhebt sich wahre Größe über jede Verleumdung, und wie der Name Radetzky schon jetzt unangetastet und hochverehrt über allen Parteien steht — so wird auch einst die Weltgeschichte das Verdienst des Helden mit einer Glorie umgeben — der seinem Herrn und Kaiser ein Land und eine Krone gerettet und damit noch manchen Thron von Neuem gestützt und befestigt hat.

Ich muß meinen Leser bitten, von nachstehenden Blättern keine kriegswissenschaftliche Erzählung des italienischen Feldzuges vom Frühjahr 1849 zu erwarten. Dazu reichen meine geringen militärischen

Kenntnisse nicht hin. Ich vermag außerdem nur Schilderungen zu geben von dem, was ich erfahren und gesehen, und will dieß nach Kräften in den nachfolgenden Blättern thun.

Bei starkem anhaltenden Regen reiste ich am 8. März Abends von Stuttgart ab, und hatte gleich zu Anfang meiner Reise noch einen harten Kampf mit dem Winter zu bestehen, der mir als letzter Gruß von der deutschen Heimath auf der schwäbischen Alb vor Ulm, noch mehr aber auf den Bergen zwischen Kempten und Lindau mit mehrere Fuß tiefem Schnee die Reise erschwerte. Bei Lindau befand ich mich in einer halboffenen Beichaise und konnte die prachtvollen Winterbilder rings um mich recht genießen. Die belasteten niedergedrückten Tannenzweige schienen weiße Pelzhandschuhe mit unzähligen Fingern zu tragen, und schauten recht melancholisch in die Gegend. Die andern Bäume gewährten einen Anblick wie eine große Weihnachtsausstellung mit colossalen Figuren vom feinsten Zucker; hinter die Zweige geschmiegt, lauerten weiße Eisbären und auf den kleinen Sträuchern, vom Winde auf und ab bewegt, schienen possierliche Figuren zu tanzen. Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten die Häuser im vollsten Winterkleide. Von den weißen Dächern sah man gegen die weiße Luft gar nichts mehr und die vom Rauche geschwärzten Schornsteine schwebten wie ohne Halt in der Luft. Die rothen und blauen Regenschirme der Landleute machten in dem Weiß ringsum einen eigenthümlichen Effekt. Von meinen Reisegefährten will ich nur anführen, daß mich einer davon in der Nacht durch seinen Anblick außerordentlich entsetzte. Als ich nämlich in den Wagen stieg, lag dieser Würdige in der einen Ecke, und zwar von so furchtbarem Körperumfange, wie ich nie was Aehnliches gesehen. Er hatte die Beine weit von sich abgestreckt und sein abnormer Bauch reichte fast bis zum Netz an der Decke des Wagens. Ich schielte besorgt auf das Ungeheuer hin, denn ich war gezwungen, mich ihm gegenüber zu setzen. Er schlief und schnarchte, wobei sein Bauch auf und abwogte. Endlich schlief ich ein und hatte einen eigenthümlich beängstigenden Traum. Der Bauch dehnte sich aus und

füllte den ganzen Wagenraum an, endlich fällt er mir auf die Brust, ich stöhnte und erwachte. „Bitt' um Entschuldigung!" sagte mein vis-à-vis. — „Ziehen Sie Ihren Bauch zurück," rief ich. — „Verzeihen Sie, es ist nur mein Nachtsack, den ich der Kälte halber auf meinen Magen gelegt habe," wurde mir von meinem Gros erwiedert. So war es auch; da er über dieses voluminöse Stück seinen Mantel zusammengeschlagen hatte, so war es verzeihlich, daß ich das Ganze für einen riesenhaften Bauch hielt.

Kempten ist für mich eine merkwürdige Stadt. Ich bin durch diese Stadt nie anders als in der Nacht gekommen und habe da stets alle Menschen im Schlafrock gesehen. Postmeister, Posthalter und Postgehülfen in rothblumigtem Zitz, Postdiener und Postknechte hatten Schlafröcke an von dunklem Kattun, sogar der Kemptener Postillon über der Uniform ein ähnliches Gewand von Schaffellen. — In einer lauen Sommernacht fuhr ich früher einmal durch Kempten, da stand eine Frau am Fenster und wiegte ihr Kind, auf der Straße blies der Nachtwächter die zwölfte Stunde, und alle drei, Mutter, Kind und Nachtwächter, hatten Schlafröcke an, und daher kommt es denn, daß ich mir die ganze Bevölkerung Kemptens nur im Schlafrock vorstellen kann — bei der Geburt, bei der Hochzeit und beim Tode.

In Lindau, der kleinen Wasserstadt, war Alles still und friedlich. Auf den Straßen sah man nichts als Schnee und Hühner. Von hier bis Bregenz bestand meine Reisegesellschaft aus einem ziemlich abgerissenen Handwerksburschen, der trotz dessen, daß wir allein fuhren, beharrlich und augenscheinlich aus Ehrfurcht gegen mich den Rücksitz behauptete, obgleich ich ihm bemerklich machte, daß in dem einigen Deutschland alle Standesunterschiede gewissermaßen aufgehört hätten. In Bregenz wurde es Abends empfindlich kalt, und deßhalb lieh mir der Condukteur, der mich hieher gebracht, eine große wollene Decke, um sie als Fußsack zu verwenden. Ich habe den Namen dieses edlen Wohlthäters vergessen, will aber die That selbst der Nachwelt überliefern.

Die Eilwagen, welche von Bregenz nach Chur gehen, sind im Vergleich mit den sechssitzigen bekannten Marterkasten, schauerlichen Andenkens, höchst angenehm und bequem. Sie sind viersitzig mit zwei Abtheilungen, in denen die Passagiere vorwärts fahren und deßhalb wegen ihrer Beine in keine unangenehme Erörterungen mit einem vis-à-vis kommen.

Kalt und rauh waren Luft und Himmel, als ich um 5 Uhr Morgens nach Chur kam, und hier hat man die barbarische Ansicht, daß der Reisende, der die Nacht durchgefahren ist, keinen erwärmenden Kaffee brauche; denn es öffnet sich hier keine gastliche Wirthshausthür. Menschen und Häuser hatten die Augen geschlossen, und schliefen noch; nur auf dem Platze neben der Post, aus einem kleinen unscheinbaren Hause, blinzelte ein Lichtstrahl hervor — es war ein Schnapsladen und darin saßen sechs Gesellen, denen man es ansah, daß sie vom gestrigen Sonntag übrig geblieben waren. Sie freuten sich ihres Lebens in einer Atmosphäre, die so fuselig und duselig war, daß mir augenblicklich, als ich in diesen Raum eintrat, der Athem verging.

Es ist eigenthümlich, wie verschieden die Gegend diesseits und jenseits von Chur ist. Diesseits üppige Fruchtfelder mit wallendem Korn, schöne Obstgärten, saftige Wiesen und schöne Bergformen; jenseits, in dem weiten Rheinthale, starrende Felsen und das breite, öde Bett des Flusses mit Felssteinen und Kiesel bedeckt — Alles grau. Dazu die unendlich lange Station nach Thusis, die man nicht überwältigen zu können glaubt. Die Strecke von Chur bis Andeer, auf der Straße nach Mailand, ist für mich immer eine höchst unangenehme gewesen, für deren Langweiligkeit man aber glänzend belohnt wird durch den folgenden prachtvollen Splügen-Uebergang, namentlich durch den ersten Theil desselben — die Via mala, die in ihrer schauerlichen Großartigkeit, begleitet mit dem tiefsten Schweigen einer unbelebten Felsen- und Alpennatur, die Seele in eine eigenthümlich wohlthuende Ruhe versetzt. Rings eingeschlossen von hohen steilen Felsenwänden, mit kühn in die Höhe ragenden Spitzen, wilden Schluchten, herab-

gestürzten Felsentrümmern, rauschenden Wasserbächen, fühlt man sich in eine eigenthümliche Welt übersiedelt, in der man gern, fern von den Menschen, länger weilen möchte, als es der Eilwagen hier dem Wanderer gestattet. Die Tannen rauschen geheimnißvoll, das springend herabstürzende Bergwasser erzählt Schauerliches von den ewigen Schnee- und Eislagern seiner Heimat, die es fröhlichen Muthes verläßt, um der Tiefe des fernen Meeres Botschaft von den himmelhohen Häuptern der stolzen Alpen zu bringen. Viele hundert Fuß tief unter den Menschen braust der Rhein und indem sich seine dahinströmenden Fluthen an starren Felsen brechen, läßt er aus der Tiefe leichte Wasserstaubwolken emporsteigen. Droben stößt ein Raubvogel ein kurzes scharfes Geschrei aus, das zwischen den Felsen wiederhallt. Der Eilwagen, von den Pferden im Schritt den steilen Weg hinangezogen, schwankt hin und her, der Condukteur ordnet im Gehen die Briefschaften seiner Tasche, der Postillon bessert indessen seine Peitsche aus, treibt hie und da das Sattelpferd an, wenn es zu nah an den Abgrund kommt, und jodelt bisweilen ein munteres Liedchen.

In Chur war ein Italiener in den Wagen gestiegen, ein junger Mensch, wie mir schien von guter Familie. Er hatte sich eine Zeit lang in der Schweiz und in Baden aufgehalten, und etwas von der deutschen Sprache erlernt, auch noch von andern Dingen profitirt. Dieß zeigte sein großer Schlapphut mit rother Feder und eine lange Tabakspfeife, auf deren Kopf das Bild des großen Heckers gemalt war. Bart hatte er noch keinen. Mir schien, daß der junge Mann, (er war aus Bergamo), in den Aufstand vom vorigen Jahre verwickelt, sein Vaterland unfreiwillig verlassen hatte. Paß oder sonstige Legitimationspapiere, gestand er ein, nicht zu besitzen. Er täuschte sich nicht darüber, daß seinem Vaterlande bald große Ereignisse bevorständen, und er war fest entschlossen, für die Unabhängigkeit desselben Gut und Blut einzusetzen. Das war von seinem Standpunkte vielleicht recht lobenswerth, aber gar nicht lobenswerth war es, daß er von den Oesterreichern die schrecklichsten und lächerlichsten Geschichten erzählte,

von deren Grundlosigkeit ich ihn in den meisten Fällen vollkommen überzeugen konnte. Er begnügte sich dann damit, mir zu erwiedern, wenn die Oesterreicher dieß und jenes auch nicht gethan haben, so hätten sie's doch thun können. Mein Italiener war überhaupt, obgleich ein naseweiser Bursch, doch, wie es schien, ein „bon enfant."

Im Dorf Splügen sah's noch recht winterlich aus. Um das Posthaus herum standen kleine Schlitten, mit denen wir weiter befördert wurden, so wie wir uns auch deren schon eine Strecke hinter Andeer bedient hatten. Das schönste Wetter begünstigte unsere Fahrt über den Berg. Dazu die herrliche Schlittenbahn, und bald erreichten wir das österreichische Mauthhaus.

In Splügen hatte sich ein zweiter Italiener zu uns gesellt, ein schon ältlicher Herr mit grauen Haaren. Der Conducteur erzählte mir, dieser Mann sei aus Brescia und fahre schon seit acht Tagen zwischen Dorf Splügen und der Spitze des Berges hin und her, wage aber nicht, die Grenze der Lombardei zu überschreiten, da er ohne Paß sei, und wahrscheinlich einer von denen, die der Aufforderung Radetzky's, „unter Zusicherung vollkommener Amnestie in ihre Heimath zurückzukehren," bis jetzt keine Folge gegeben.

Der alte so wie der junge Patriot hatten sich bald verständigt und führten Gespräche, in welchen die deutschen Barbaren schlecht wegkamen. Namentlich aber war der Alte voll Hoffnung auf einen baldigen glücklichen Umschwung der Dinge, und ich bin fest überzeugt, daß er schon etwas von der so traurigen Erhebung seiner Vaterstadt Brescia wußte.

Abgesehen von den empfindlich kalten Winden, die aus den Schluchten des Splügen hervorbrechen und Einem den feinen Schneestaub in's Gesicht jagen, ist das Fahren auf den kleinen offenen Schlitten nicht unangenehm. Diese Schlitten sind mit einem Pferde bespannt, das ohne weitere Führung den vorauseilenden nachläuft, ohne daß man deßhalb, trotz der scharfen Wendungen der durch

den Schnee verengten Zickzackwege, für seine Sicherheit zu fürchten hätte.

Im ödesten und traurigsten aller Felsthäler lag das österreichische Mauthhaus vor uns. Ich wüßte mir keinen schrecklicheren Aufenthalt zu denken. Beinahe zehn Monate ununterbrochen Winter, meist mit sechs-bis acht Fuß hohem Schnee; das Auge entdeckt, so weit es reicht, keinen grünen Halm und das Ohr vernimmt nur das einförmig tönende Klingeln der Maulthiere und Pferde, die in langen Reihen mit ihren Schlitten ankommen und abgehen. Als letzte große Haltstation dagegen zum Wunderlande Italien ist das Mauthhaus auf dem Splügen in seiner Oede und Traurigkeit ein interessanter Uebergangspunkt. Man hat die Höhe des Gebirges erreicht, der Blick schweift begierig vorwärts an den weißen und blauen seltsam geformten Spitzen der Alpen entlang nach den herrlichen Thälern in der Tiefe. Die Gedanken, diese lustigen Vorposten, schlüpfen schon durch Rebengelände, ja wiegen sich mit einiger Phantasie schon unter den laubduftigen Citronen- und Orangegärten, während der schwerfällige Körper auf dem Schnee droben erst den Schlitten wieder besteigt.

Meine beiden Italiener erhielten auf dem Splügen eine Karte, welche sie auf das Polizeiamt nach Chiavenna wies, das darnach für ihre glückliche Ankunft in der Heimath Sorge zu tragen hatte. Diese Leute wurden übrigens freundlicher und artiger behandelt, als ich mir gedacht. Auch in Betreff des Visitirens unserer Effekten ging man so nachsichtig und schonend zu Werke, wie möglich.

Abwärts geht es in allen Dingen schneller als aufwärts, und so erreichten wir bald Campo dolcino und Chiavenna, ungefähr gegen 10 Uhr Abends. Um 11 Uhr fuhr der Wagen weiter auf der schönsten Straße der Welt, ganz eben, ohne den kleinsten Hügel, mit den schlechtesten Pferden, ganz schlechtem Postillon und dem allerschlechtesten Condukteur. Der Wagen selbst war eine jener sechssitzigen Menschen-Quälungs-Anstalten, mit einem Cabriolet, in welches sich der Conduk-

teur beim Abgehen zum Schlafen niederlegte, ohne sich weiter um die ganze Welt, inclusive seiner Passagiere, zu bekümmern. Auf der ersten Station mußten wir dem dortigen Posthalter mit allen Kräften beistehen, selbigen Ehrenmann zu erwecken, damit er seinen Dienst versehe. Dafür aber war dieser Edle ein Lombarde mit großem schönem Bart, dichtem walleuden Haupthaar, und verstand es, sich sehr malerisch in seinen Mantel zu wickeln. Der Postillon, ein langer magerer, abgerissener Gesell, auf einer kleinen dürren Schindmähre, der uns in einem wahren Hundetrab hieher geführt hatte, ließ sich ein Langes und Breites über seinen verschlafenen Chef aus.

Ich konnte bei dieser Scene nicht unterlassen, meine Patrioten auf den Unterschied aufmerksam zu machen, wie hier der Dienst gehandhabt wurde, und jenseits der Berge, bei den schweizerischen, respective deutschen Barbaren, den sie mir auch, fluchend über das ewige Warten auf allen Stationen zu Gunsten der Barbaren zugestanden. Es ist aber auch vielleicht keine Strecke in ganz Italien, wo schlechter gefahren wird, als hier auf der schönen Straße nach Mailand. Prachtvoll, ja im Mondschein feenhaft sind die herrlichen Gallerien am Comersee. Aus der mildglänzenden Nacht fährt man ein in die finstern Felsenthore, in die riesenhaften Steintunnels; der Postillon klascht mit seiner Peitsche wahrhaft betäubend, der Wagen dröhnt und rasselt, und durch die großen Seitenöffnungen fliegt das Bild des vom Mond beschienenen Sees an den Blicken vorüber.

Als nun endlich der Tag graute, lag die reiche schöne Lombardei in ihrem ganzen Zauber vor mir, und bald darauf bei aufgehender Sonne am Horizont, mich lebhaft erinnernd an frühere schöne Tage, die weiße Marmor-Kathedrale von Mailand.

Nach Allem, was hier in der Lombardei im letzten Jahre vorgefallen, und nach den traurigen Schilderungen, die man von Stadt und Land gemacht, war es begreiflich, daß ich Oberitalien mit eigenen Erwartungen betrat! Man wandle hier auf einem glimmenden Vulkan,

heißt es, und wenn man auch keine Flamme sieht, so wird man doch das Dröhnen im Innern des Berges vernehmen, wird schwarzen Dampf aufsteigen sehen und die Verheerungen erblicken, welche die letzte große Eruption hinterlassen.

Meine beiden italienischen Reisegefährten, wovon der jüngere während der Morgendämmerung auf dem Posthofe in Lecco verschwunden war, und der ältere mit nach Mailand fuhr, machten während der ganzen Reise von der Stadt Mailand und der Lombardei die oben erwähnten schrecklichen Schilderungen, namentlich der jüngere. Durfte man seinen Worten glauben, so war Mailand eine öde Stadt geworden, halb ein Schutthaufen, von nichts als Gesindel bewohnt, und alles Andere wäre aus Furcht vor der österreichischen Schreckensherrschaft geflüchtet. Aber die Sache verhält sich anders.

Es war ein wunderbar klarer und schöner Morgen, als ich die Lombardei wiedersah. Die Sonne beleuchtete die herrliche Ebene — ganz wie früher; ich sah blühende Obstbäume und zarte eben hervorkeimende grüne Blätter. Die Reis- und Kornfelder prangten im saftigsten Grün, die Bauern arbeiteten auf dem Felde, oder fuhren dahin, faul auf ihre mit Ochsen bespannten Wagen gelagert — ganz wie früher. Die Maulbeerbäume streckten ihre kahlen Aeste empor, und dazu läuteten die Glocken von vielen kleinen Dörfern lustig in die Morgenluft hinaus — ganz wie früher. Endlich lag Mailand dicht vor uns; an der Porta orientale sieht man von Verheerungen des Kampfes nichts; doch war er hier auch am schwächsten. Dagegen haben die Häuser vor der Porta Romana bedeutend mehr gelitten, doch bemerkt man auch dort nichts von Schutthaufen.

Nach dem fortgesetzten Fahren während vier Tagen und vier Nächten war ich sehr vergnügt, als ich in dem Hotel Reichmann ankam und eine freundlich gastliche Stube fand. Wenn man längere Zeit unausgesetzt im Wagen gewesen ist, so kommt man von dem ewigen Rütteln und Stoßen endlich ganz im Zustand eines Mantel-

sacks an, gefühl- und theilnahmlos für Alles, und es dauert eine Zeitlang, bis man seine Verstandeskräfte ausgepackt und gehörig geordnet hat. Ich benützte hiezu in dem nicht ermüdenden Geschäft eines festen erquickenden Schlafes die lange Nacht und konnte am andern Morgen, vollkommen hergestellt, meine nothwendigen Schritte thun.

II.

Aufkündigung des Waffenstillstandes.

In den Straßen der Stadt selbst herrschte fast dasselbe lebhafte Treiben, wie ich es früher immer in Mailand gefunden. Die Leute gingen ihren Geschäften nach, die Omnibus rasselten über das Pflaster, nur sah man gegen früher eine große Menge österreichischer Offiziere, theils wegen der bedeutenden Truppenmassen, die herangezogen wurden, theils aber auch, weil die Offiziere alle in ihren Uniformen ausgingen, was früher nicht der Fall war. Mailand war nicht öder, aber auch nicht belebter als ehedem. Es waren größtentheils nur Familien der sogenannten Nobili, welche, nachdem sie mit ihrem Gelde den Aufstand eingeleitet, und Tausende von armen Menschen ins Unglück gejagt, bei der Rückkehr der deutschen „Barbaren" die Stadt und Alle, die ihnen blindlings gefolgt, im Stiche ließen. In den denkwürdigen fünf Tagen der „großen Revolution" soll eine unglaubliche Menge von Fremden und theils angeworbenem, theils hergelaufenem Gesindel die Hauptrolle gespielt haben. Von diesen Individuen nun waren immer noch sehr viele zurückgeblieben und machten der Regierung so lange zu schaffen, bis sie als Waffenhehler, Aufwiegler und Falschwerber ergriffen und unschädlich gemacht wurden. Man sah jetzt hier,

wie auch in Deutschland, was früher nicht der Fall war, eine Menge confiscirter Gesichter, die eigenthümlicher Weise, in Preußen wie in Schwaben und Bayerland, sowohl: „wo die deutsche Rebe blüht, als wo am Belt die Möve zieht!“ eine auffallende Familienähnlichkeit hatten.

Die Klasse guter Bürger, sowie die Bauern, welche ihr Hab und Gut im Schweiß ihres Angesichts verdienen mußten, sind dem Aufstande nicht hold gewesen und haben auch zum mindesten Theil mitgewirkt. Hier war es nur das Proletariat, das die Schranken des Rechts und des Gesetzes zu durchbrechen suchte, nicht um frei zu werden, sondern größtentheils um rauben und plündern zu können. Seltsamer Weise aber waren die hiesigen Wühler meist unter den Großen, Besitzenden, Fürsten, Grafen und Herren, die durch Ehrgeiz angestachelt, eine große Rolle spielen wollten. Die Häuser dieser Nobili sind nun militärisch besetzt, d. h. da sie der oftmals wiederholten Aufforderung zurückzukehren, nicht Folge geleistet, so wurden in ihre Paläste Einquartierungen gelegt, und die österreichischen Offiziere machen es sich in den Prachtgemächern der Nobili so bequem als möglich.

Auf den Straßen sah ich, wie gesagt, nichts Außergewöhnliches, als daß hie und da Gruppen zusammenstanden, um die angehefteten Plakate zu lesen oder um gelinde zu politisiren. Von der Auflösung des Reichstages in Kremsier und der octroyirten Verfassung hatte man erst allgemeine Gerüchte, und wußte nichts Bestimmtes; doch glaubte man, daß die Gutgesinnten hier, und deren gibt es noch viele, die Verfassung mit Freude begrüßen werden, wenn dieselbe, was man nicht anders erwartete, freisinnig und gerecht und den verschiedenartigen Nationalitäten des großen Kaiserstaates Rechnung tragen würde.

Für den Zweck meines dießmaligen Aufenthaltes in Mailand wäre mir nichts nöthiger und förderlicher gewesen, als gute Empfehlungen an höhere Offiziere der italienischen Armee. Dennoch fehlten mir diese ganz. Ich kannte diese militärischen Größen nur dem Namen nach. Den Feldmarschall Grafen Radetzky hatte ich vor längerer

Zeit einmal hier auf dem Domplatze, wo er eine Parade kommandirte, zwar gesehen, konnte aber sogar das Aeußere des Helden in meinem Gedächtniß nicht mehr zusammenfinden. Von früher her hatte ich unter den österreichischen Offizieren einige liebe Freunde und Bekannte, von welchen ich den Grafen Gustav N. gleich nach meiner Ankunft aufsuchte. Bei der Scala im großen Geniegebäude hatte er damals seine freundliche Wohnung, in der ich in früherer Zeit so manche angenehme Stunde verlebt.

Graf N. verbrachte in den langen Friedensjahren, die ja schienen nicht aufhören zu wollen, den größten Theil seiner Dienstzeit in Mailand, und widmete seine Zeit neben seinen militärischen Obliegenheiten den Künsten und Wissenschaften. Von vielen und großen Reisen hatte er Andenken aller Art in Waffen, Gemälden, Kupferstichen, Manuscripten zurückgebracht, welches Alles auf das Geschmackvollste in seinen Zimmern aufgestellt war. Wer von Kunstnotabilitäten nach Mailand kam, war an ihn empfohlen, und eine Folge dieser seiner liebenswürdigen Gastfreundschaft war es denn, daß der Eingeweihte Abends bei seinem Thee immer einen Kreis der gebildetsten und geistreichsten Menschen fand. Graf N. wurde beim Beginn der Revolution zum Feldmarschall-lieutenant d'Aspre berufen, nahm Hut und Säbel und verließ seine Wohnung, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Das Volk stürmte das Geniegebäude, und was es nicht stahl, wurde zerstört. So war denn dem Grafen von seiner schönen Wohnung und seinen interessanten Sammlungen nichts als die nackten vier Wände übrig geblieben. Aehnlich ist es fast den meisten österreichischen Offizieren damals in Mailand ergangen. Doch lassen sich Silbergeschirr und Möbel mit Geld wieder anschaffen, aber ein Bild, eine Waffe, ein Manuscript, an welchem neben dem innern Werth angenehme Erinnerungen haften, ist oft unersetzlich.

Neben dem Grafen N. wohnte damals in demselben Gebäude der Oberlieutenant Eberhardt von Kaiser-Jäger, ein junger liebenswürdiger Mann, der ein Westphale und freundlicher Verehrer meiner „Soldaten-

bilder im Frieden“ war. Außer diesen beiden Herren kannte ich in Mailand Niemand genauer.

Ich suchte den Grafen sogleich auf und fand ihn, durch die Ereignisse des letzten Jahres zwar ernster geworden, doch für mich freundlich und liebenswürdig wie immer. Seine Brust war während des letzten Feldzugs mit dem Leopoldsorden geschmückt worden, eine Auszeichnung, die er, wie man allgemein hörte, seiner besondern Tapferkeit und Umsicht verdankt.

Gleich bei meinem ersten Besuch sagte ich dem Grafen, daß der Zweck meiner Reise nach Mailand der sei, falls es nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes mit Sardinien zu einem Feldzuge kommen sollte, über die Heldenthaten der österreichischen Armee in der Augsburger Allgemeinen Zeitung getreu zu berichten.

Graf N. entgegnete mir, daß es zu diesem Zwecke nothwendig sei, mich in dem Hauptquartier des Feldmarschall Radetzky bekannt zu machen, und fügte hinzu: „Wir gehen zum Generalkommando-Adjutanten, Major Eberhardt.“ — „Major Eberhardt?“ — „Nun ja unser Freund, dessen Sie sich wohl erinnern werden, der neben mir wohnte.“

Ich hatte schon früher von einem Major Eberhardt gehört, der im Hauptquartier sei und bei dem Marschall viel gelte, aber daß dieser und mein munterer Lieutenant Eberhardt ein und dieselbe Person sei, das dachte ich nicht. Ich hatte mir diesen Major Eberhardt, von dem ich einiges sehr gut Geschriebene gelesen, wie eine dicke alternde Persönlichkeit in schon gesetzten Jahren vorgestellt. Man kann sich in unsern Armeen, wo das Avancement so schlecht ist, unter einem Major nicht leicht einen jungen Mann vorstellen. Ich sah aber bald, daß dieß in der italienischen Armee ganz anders ist. Der Feldzug des vergangenen Jahres, bei welchem durch die ausgezeichnete Tapferkeit, der Offiziere so viele derselben blieben oder dienstuntüchtig wurden, hat große Lücken gerissen, welche durch die nachfolgende Generation, die größtentheils aus jungen Leuten bestand, ausgefüllt wurde. Graf

R., bei dem ich das Glück hatte, dem tapfern Erzherzog Albrecht vorgestellt zu werden, der kurze Zeit darauf in der Schlacht von Novara sich so ruhmvoll ausgezeichnet, ging denn auch mit mir ins Hauptquartier.

Das Hauptquartier des Feldmarschall Grafen Radetzky war in dem kleinen Palais der Villa Reale in dem ehemaligen Landhause des Vicekönigs, welches derselbe jedoch nur zum Absteigequartier benützte, wenn er von Monza nach Mailand kam. Es ist vom Fürsten Belgiojoso erbaut und heißt auch Villa Bonaparte. Bis jetzt wurde es von den Fremden nicht viel besucht, denn kostbare Gemälde sind nicht dort zu finden, und das Gebäude selbst ist nur noch an der Gartenfaçade, die mit schönen merkwürdigen Basreliefs verziert ist, sehenswerth. An der Seite der Anfahrt haben die Franzosen zwei äußerst geschmacklose Flügel angebaut. Man geht von dem Corso der Porta orientale durch den öffentlichen Garten und befindet sich so vor der kleinen Villa, welche rings von Grün umgeben, still und heimlich da liegt, abgesondert von dem lärmenden Treiben der großen Stadt, aber jetzt den Mittelpunkt eines eigenthümlich bewegten Lebens bildend. Wie der Reisende früher nach dem Dom und Triumphbogen verlangte, so wird er später nach der Villa Reale verlangen, wo Vater Radetzky wohnte. Mit feierndem Blick und bewegter Brust werden die Nachkommen die Zimmer betreten, die er bewohnte und durch das Fenster blicken, an welchem er so oft stand, sich freuend an dem frischen Grün und den bunten Blüthen des schönen Gartens.

Als ich mit Graf R. zum erstenmal nach der Villa Reale kam, fiel mir das rege Leben besonders auf. Es sah hier wie ein kleines Heerlager aus: Offiziere aller Waffengattungen kommen und gehen, Ordonnanzen jagen hin und her, gesattelte Pferde stehen im Hofe, und auf den Treppen und Gängen hört man nur das Klirren der schweren Kavalleriesäbel und den einförmigen Tritt der Schildwachen.

Ungarische Grenadiere hatten die Posten besetzt. Ich habe diese schönen Leute immer mit wahrem Vergnügen gesehen, mit ihrer impo-

nirenden Haltung, den dunkeln Gesichtern, den großen Bärenmützen und den enganliegenden blauen Hosen. Sie tragen jetzt einen weißen kurzen Waffenrock, der sie sehr gut kleidet. Auch Rothmäntel lagerten am Hofthor, beinahe ganz orientalisch gekleidet, mit rother Jacke, blauen, bis ans Knie weiten Beinkleidern, im Gürtel die großen Pistolen und den Yatagan.

Major Eberhardt war glücklicher Weise für mich derselbe, den ich früher gekannt, freilich um einige Jahre älter, aber freundlich und heiter und bereitwillig für mich zu thun, was in seinen Kräften stand. Mein Wunsch, welchen Graf N. ihm mittheilte, im Fall eines Kriegs mit dem Hauptquartier gehen zu dürfen, wurde gut aufgenommen, und so war ich denn, Dank sei es der nie ermüdenden Gefälligkeit des Grafen N., bestens installirt. In der Villa machte ich auch noch die Bekanntschaft des Obersten Schlitter, Generaladjutanten des Feldmarschalls Grafen Radetzky, eines Mannes von kaum sechsunddreißig Jahren, der sich durch seine militärischen Kenntnisse, seine Energie und vielseitige Brauchbarkeit so jung schon zu einer so hohen militärischen Würde emporgeschwungen hatte. Er war mir für die Dauer meines Aufenthalts im Hauptquartier als lieber freundlicher Bekannter und Gönner von außerordentlichem Nutzen. Ohne ihn hätte ich vieles nicht gesehen, vieles nicht erfahren.

Diese beiden Herren bewohnten den unteren Stock der Villa Reale, und ihre Wohnungen waren durch mehrere Kanzleizimmer getrennt, wo beständig viele junge Leute aller Waffengattungen am Schreibtisch beschäftigt waren. Eberhardt besorgte neben seinen Dienstgeschäften einen Theil der Correspondenz des Feldmarschalls Radetzky.

Ich habe in diesem Zimmer manche vergnügte Stunde erlebt, und werde mich beständig der kleinen angenehmen Frühstücke erinnern, die wir hier zusammen einnahmen. Jetzt ist dort Manches anders geworden. Eberhardt ging nach Verona, wo er als General-Kommando-Adjutant schon längst hingehörte. Er war nur nach Mailand bis zur Beendigung des Feldzugs kommandirt, und mit seiner Abreise schloß

sich der freundliche Wandschrank, der uns so manchen guten Steyrer spendete. Einige der Bekannten sind mit der Armee in Florenz oder Ancona, in Mestre, und jetzt gar in Venedig. Auch Ungarn erhielt von Italien sein Contingent. Ich erwähne nur unseres vortrefflichen Freundes und Gönners, des General Reischach; des damaligen Chefs von Prohasca, der an der untern Donau mit seiner Brigade so tapfer gegen die Insurgenten kämpfte.

Den Chef des gesammten österreichischen Generalquartiermeisterstabs, Feldmarschalllieutenant Heß, so wie den ersten Generaladjutanten, Feldmarschalllieutenant Schönhals, hatte ich ebenfalls die Ehre bald kennen zu lernen und wurde von diesen vortrefflichen Männern freundlich und gut aufgenommen.

Feldmarschalllieutenant Heß, etwa sechzig Jahre alt, ist ein kleiner magerer Mann, mit sprechendem geistreichem Auge, hellblonden Haaren und frischer Gesichtsfarbe, sehr lebendig in Bewegung und Rede. Er ist von seinen ausgedehnten Geschäften außerordentlich in Anspruch genommen, dadurch sehr beschäftigt und daher meistens schweigsam, aber durch kurze herzliche Worte die liebenswürdigste Freundlichkeit bezeugend. Ist man aber so glücklich, in eine Unterhaltung mit ihm zu kommen, so spricht er lebhaft, überzeugend, mit großem Geist, und man gewinnt bei einer solchen Unterredung

In einer Stunde mehr,
Als in des Jahres Einerlei.

Heß, ein militärischer Stern erster Größe, ist Chef der geheimen Operationskanzlei, die sich neben seinen Zimmern im ersten Stock der Villa Reale befindet. In dieser Kanzlei war der Major Langwieler, dem ich manche gute Notiz, manche freundliche Mittheilung verdankte.

Feldmarschalllieutenant Schönhals ist ebenfalls fast sechzig Jahre alt, eine schöne große ritterliche Figur. Er ist ein schlanker Mann, und sein Gesicht mit offenen edlen Zügen würde jugendlich genannt werden können, wenn Haupthaar und Bart nicht schneeweiß wären. Er blickt

frei und offen in die Welt, und Jedem geht der Blick seines glänzenden sinnigen Auges zu Herzen. Seine Bewegungen sind ruhig und sicher, ebenso seine Sprachweise gemessen und gewählt, dabei aber voll Humor. Man könnte alle seine Worte niederschreiben und drucken lassen. Die Entwerfung seiner herrlichen, poetisch schönen und zu Herzen gehenden Proklamationen und Armeebefehle wird ihm außerordentlich leicht. Ich habe Manuscripte von ihm gesehen, deutlich und mit fester Hand geschrieben, wo auf vielen Seiten nur wenige unbedeutende Worte bei dem Durchlesen geändert wurden. Er ist, wie schon gesagt, erster Generaladjutant des Feldmarschall Radetzky, und der Personaldienst der gesammten Armee liegt in seiner Hand.

Meine Ankunft in Mailand fiel mit den großen Ereignissen, deren Zeuge ich sein sollte, so glücklich zusammen, wie ich es nur wünschen konnte. Am Tage nach meiner Ankunft, am 12. März, gegen 2 Uhr traf ein piemontesischer Major bei dem Feldmarschall ein, und übergab nachfolgende Depesche, worin der Waffenstillstand gekündigt wurde.

„Die Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien an den Kommandeur der österreichischen Truppen in Italien.

Obgleich der unterm 9. August 1848 zwischen den sardinischen und österreichischen Armeen abgeschlossene Waffenstillstand von den Staatsgewalten Sardiniens nicht ratificirt worden, und nur einen rein militärischen und zeitweiligen Charakter trägt, so sind doch alle dem sardinischen Heere darin auferlegten Bedingungen treu eingehalten worden, dagegen haben die österreichischen Behörden die Verträge, welche sie nach jener Uebereinkunft zu erfüllen verpflichtet waren, von Anfang an verletzt und verletzen sie fortwährend. Unter diesen Verletzungen bezeichnen wir als die allergröbsten: 1) die verweigerte Herausgabe der Hälfte des Artillerieparks von Peschiera; 2) die Besetzung der Herzogthümer durch Waffengewalt (occupation militaire et politique); 3) die Belagerung der Stadt Venedig zu Land und See und andere gegen diese Stadt gerichtete Feindseligkeiten; 4) die Plackereien aller Art anstatt der „Protektion“, welche die kaiserliche Regie-

rung im Art. 5 zugesagt hatte allen Personen und Besitzthümern des Ländergebiets, welches die sardinischen Truppen räumten. Alle Reclamationen und Klagen gegen diese Verletzungen blieben fruchtlos. Diese hartnäckige Weigerung fällt um so mehr der kaiserlichen Regierung zur Last, als General Heß, zweiter Generalquartiermeister, am 1. Oktober 1848 officiell (dans son office) erklärt hat: „die militärische Biederkeit und Loyalität (franchise et loyauté) würden ohne Schwierigkeiten die Reclamationen des sardinischen Kriegsministers berücksichtigen, allein der Marschall Radetzky sähe sich in seiner Eigenschaft als „verantwortliches Organ" seiner Regierung wider Willen (malgré lui) gezwungen, die Maßregeln des Wiener Kabinets zu beobachten." Die österreichische Regierung hat aber ebenso auch dem erklärten Zweck des Waffenstillstandes, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, entgegengehandelt: 1) indem sie nichts erwiederte auf das dringende Ersuchen der vermittelnden Mächte, die Conferenzen anzusetzen; 2) indem sie erklärte, sich auf die Verträge von 1815 zu stützen, ganz im Widerspruch mit den Entwürfen und Grundbedingungen der vorgeschlagenen Vermittlung; 3) indem sie versäumte, einen Bevollmächtigten nach Brüssel zu schicken, wohin sich unnöthigerweise die Bevollmächtigten von Frankreich, England und Sardinien begeben. Aus diesen Gründen hält und erklärt sich die Regierung Sr. Majestät von Sardinien als nicht mehr gebunden, sondern jedenfalls als unbeschränkt durch den angeführten Waffenstillstandsvertrag vom 9. August 1848, und nur aus allzugewissenhafter Beobachtung der Ehrengebräuche zeigt die genannte Regierung im Namen und auf Befehl des Königs die Aufhebung des Waffenstillstands an. Vorstehendes wird noch am heutigen Tage, den 12. März, an seine Adresse, dem Marschall Grafen Radetzky, Kommandeur der österreichischen Truppen in Italien, oder in dem Hauptquartier von Mailand mitgetheilt werden."

Turin, 12. März 1849.

Zu gleicher Zeit erschien für das piemontesische Heer nachstehender Armeebefehl:

Soldaten!

„Die Tage der Waffenruhe sind vorüber, unsere Wünsche erhört. Karl Albert kehrt an die Spitze Eurer tapferen Reihen zurück. Der Waffenstillstand ist aufgekündigt, und die Tage des Ruhmes für die italienischen Waffen werden von neuem beginnen. Soldaten! der Augenblick ist von der höchsten Bedeutung, eilt zum Kampfe, der für Euch gewisser Sieg sein wird. Nach dem Beispiele Eurer Prinzen, die mit Euch kämpfen, auf den Ruf Eures Königs, der Euch führt, eilt herbei und beweist Europa, daß Ihr nicht allein das Bollwerk Italiens, sondern auch die Wiedererkämpfer seiner Rechte seid. Bei der Annäherung Eurer Waffen werden die unterdrückten Bevölkerungen die Klage in Freudenruf verwandeln, und die wiedererlösten Brüder werden in Eure Arme fliegen, die Wonne des errungenen Triumphes zu theilen. Soldaten! je größer Euer Ungestüm im Angriff sein wird, desto rascher wird der Sieg und kürzer der Kampf sein, desto schneller werdet Ihr mit Lorbeern bekränzt zurückkehren zu dem Frieden Eurer Familien, stolz auf ein freies, unabhängiges, glückliches Vaterland.

Hauptquartier Alessandria, 14. März 1849.

Der Generallieutenant Majorgeneral des Heeres,

Chrzanowsky.

Nach dem Inhalte dieser Depesche hätten also die Oesterreicher den Waffenstillstand schon eigenmächtig gebrochen; doch blieb die Spada d'Italia den Beweis hiezu schuldig. Man kann sich keinen Begriff machen von der Freude, mit welcher der Marschall diese Botschaft in Empfang nahm und sie seinen Offizieren mittheilte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Haus bis zu den Soldaten, die sich in ihrem Jubel geberdeten, als zögen sie schon durch die Thore Turins ein. Auf den Straßen trafen die

Offiziere in Gruppen zusammen, oder riefen, mit der wichtigen Nachricht zu ihren Freunden und Bekannten eilend, einander zu: „Weißt du's schon! — Gott sei Dank! — er hat gekündet!" — Es war ein Enthusiasmus, eine Freude wegen des bevorstehenden Feldzugs, die nicht zu schildern ist, und der Jubel wurde immer stärker, je mehr sich der Inhalt der Depesche verbreitete.

Der piemontesische Major verließ die Wohnung des Feldmarschalls in solcher Eile, daß er ganz vergaß, die Empfangsbescheinigung in Empfang zu nehmen, und deßhalb wieder umkehren mußte. Eine Einladung zur Tafel lehnte er ab.

Gegen Abend dieses merkwürdigen Tages füllte sich der Hof der Villa Reale mit Tausenden von Soldaten und Offizieren. Fackeln warfen ihren rothen Schein an das Haus und die Baumgruppen und zitternde Strahlen auf das Gold der Uniformen und die glänzenden Waffen. Sechs Musikchöre, gefolgt von einer unzähligen Menge Soldaten, zogen festen Schrittes in den Hof hinein, um dem Feldmarschall, ihrem „Vater Radetzky," ein Ständchen zu bringen, einen Dank für die octroyirte Verfassung und einen Dank, daß er so gut sein wolle, sie ein wenig nach Turin, der schönen Hauptstadt Sardiniens, zu führen. „Turin muß genommen sein! Vater Radetzky hat's gesagt, und was der sagt, ist so gut, wie schon geschehen!" Donnernde, sich immer wiederholende Vivats zerrissen die Luft, und als endlich der Feldmarschall auf den Balkon heraustrat, und sich umschaute mit den klugen freundlichen Augen und herzliche Worte zu seinen Kindern sprach, da wollte der Jubel gar nicht enden, und Manchem sind Thränen in den langen Schnurrbart gelaufen. Ich habe schon viele Ständchen, viele Vivats gehört, aber nie mit der Begeisterung wie hier. Mit einer solchen Armee muß man siegen. Alle diese tausend Herzen schlagen ihrem Führer vertrauensvoll entgegen, alle wollen mit ihm siegen oder untergehen.

Nach der Serenade zogen die Musikchöre durch die Straßen der Stadt, lustige Kriegsmärsche und die Volkshymne spielend, gefolgt

von Tausenden von Soldaten, Arm in Arm lange Reihen bildend; der Jäger neben dem Grenadier, der Ungar neben dem Deutschen, Kavalleristen, Infanteristen, Artilleristen, Alles bunt durcheinander. Kräftig hallte der Schritt der Männer durch die nächtlichen Straßen, und die Leute in den Häusern öffneten die Fenster und die Spazierengehenden eilten erstaunt näher, um zu sehen, was es da gäbe. Dazu dröhnte die Feldmusik von sechs Banden, daß die Scheiben erzitterten. An den Straßenecken hielt der Zug und abermals donnernde Vivats für Radetzky,

In der Scala spielte der dritte und letzte Act dieses Freudenspiels. Nach dem ersten Akt der Oper füllten sich die weiten, aber bis dahin ziemlich leeren Räume des ungeheuren Hauses mit Offizieren aller Waffen und Grade, und stürmisch wurde die Volkshymne verlangt. Der Vorhang ging auf, und bald klang hell und frisch durch diesen Saal, der nur italienische Weisen gewohnt ist, das deutsche Lied: „Gott erhalte unsern Kaiser!"

Es war ein schöner Tag und Abend, und von all den Tausenden von Soldaten und Offizieren wird wohl nicht einer sein, dem in Hinblick auf die kommenden Tage nicht die Worte des greisen Feldmarschalls durch das Herz zuckten und es freudiger schlagen ließen, die Worte des Armeebefehls: „Vorwärts also, Soldaten, nach Turin, lautet die Losung, dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen. Es lebe der Kaiser, es lebe das Vaterland!"

III.

Vater Radetzky.

Man kann sich leicht denken, wie gespannt ich war, dem Feldmarschall Radetzky, der Seele des Ganzen, Auge in Auge gegenüber zu stehen. Schon an einem vorhergehenden Tage hatte ich ihn von weitem erblickt, wie er mit ein paar Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und einigen Stabsdragonern ausritt. So viel ich bemerken konnte, saß der alte Herr frisch nud kräftig zu Pferde, als er im kurzen Galopp seiner Begleitung voraussprengte. In der Stunde, welche mir durch den Marschall zur Audienz bewilligt war, begab ich mich in die Villa Reale und wurde da durch den Major Eberhardt dem ehrwürdigen Helden vorgestellt.

Der Marschall bewohnt den ersten Stock der Villa, eine Reihe großer Säle und Zimmer, schön und geschmackvoll, jedoch ohne übertriebenen Luxus möblirt. Seine eigene Sachen, seine Möbel, Krystall, Silbergeschirr hat Graf Radetzky bei dem Rückzug aus Mailand ebenfalls fast sämmtlich verloren. In einem Vorzimmer neben dem Billardsaal befanden sich zwei Sereschaner und einige Kavallerieordonnanzen; im Billardzimmer selbst Ordonnanzoffiziere, von denen täglich

zwei den Dienst haben. Major Eberhardt legte dem Marschall einige Papiere zur Unterschrift vor und forderte mich dann auf, einzutreten.

Der Marschall stand an einem Fenster und hatte ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in der Hand. Seine Figur darf eher klein als groß genannt werden und erscheint vielleicht um so kleiner, da er etwas beleibt ist. Sein Gesicht trägt, mit Ausnahme der hellen, sehr lieben und freundlichen Augen, Spuren seines hohen Alters. Dagegen sind seine Bewegungen, sein Gang, seine Sprache, letztere in einem tiefen, wohlklingenden Organ, ganz wie das eines rüstigen Fünfzigers.

Mit der dem Marschall eigenen Freundlichkeit trat er mir bei meinem Eintreten entgegen und reichte mir die Hand. „Freund Eberhardt," sagte er, „hat mir Ihre Absicht mitgetheilt, über uns und über den bevorstehenden Feldzug der Allgemeinen Zeitung getreue Berichte einzusenden. Das soll mich recht sehr freuen. Gelobt wollen wir nicht sein, wo wir's nicht verdienen; aber meine braven Offiziere und Soldaten werden Ihnen schon Gelegenheit geben, manch Schönes und Großes zu sehen."

Dann fügte er noch hinzu, daß die Allgemeine Zeitung manchmal über ihn und seine Handlungsweise ungetreue Berichte gebracht, setzte aber entschuldigend hinzu: „Freilich muß man in der Nähe sein, um die Wahrheit zu wissen, und damit Sie im Stande sind, dieselbe bei uns zu erfahren, so lade ich Sie mit Vergnügen ein, den Feldzug in meinem Hauptquartier mitzumachen, Eberhardt soll das Nöthige für Sie besorgen."

Dann kam er auf die deutschen Verhältnisse zu sprechen, und insbesondere auf den König von Württemberg, den er als Regent und Soldat außerordentlich hochschätzt. Ich habe diese Verehrung für den König bei allen älteren Offizieren der italienischen Armee gefunden, so wie auch bei allen jüngern, die sich für Krieg und Weltgeschichte lebhaft interessiren. Man war fest überzeugt, daß, würde das Schicksal den König heute noch an die Spitze einer großen Armee

stellen, er durch Energie und Tapferkeit das Ende seines Lebens mit den schönsten Lorbeern schmücken würde, wie er als Kronprinz seine Laufbahn begonnen.

„Der Herr ist mein lieber Kriegskamerad," sagte der Marschall sichtbar bewegt, als ich ihm einen freundlichen herzlichen Gruß des Königs überbrachte, und dabei der jetzigen Wirren des Vaterlandes gedachte. „Wir waren zusammen auf dem Schlachtfelde, und das vergißt man nicht."

Der Marschall sprach auch über die Wühlereien unter dem Militär, fluchwürdige Wühlereien, um die Soldaten von einer und derselben Nation ihrer Fahne und ihrem Diensteid untreu zu machen, und wiederholte die Worte: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn." Ein wahres Wort, was namentlich später in Baden so vollkommen zur Wahrheit wurde. „Sie werden sehen," sagte er, „wir Soldaten sind hier eine einzige große Familie. Der Offizier kennt seine Leute, lebt mit ihnen so innig, als es thunlich ist, sorgt für seine Untergebenen, und hat sich so zu stellen gewußt, daß der Soldat vertrauensvoll zu ihm empor sieht. Sie werden aber auch sehen, wie meine braven Offiziere in's Feuer gehen, immer dem Regimente voran, und das flößt dem Soldaten in und außer dem Dienst Achtung ein. Verführungen durch ein paar elende Gläser Wein können in meiner Armee nicht leicht vorkommen. Wo solche Versuche gemacht würden, da ließe ich den Soldaten das doppelte Quantum geben, einen lustigen Steyrer aufspielen, und ich glaube, es bliebe mir keiner weg."

Das glaube ich auch! Aber dieser alte Herr hat auch eine Persönlichkeit, so wunderbar anziehend, wie ich selten etwas Aehnliches gesehen. Seine tiefe klangvolle Sprache, sein treuherziger, etwas österreichischer Dialekt, dazu das Gute und Liebe in seinen Mienen, Alles dieß muß ihm, in Verbindung mit dem Gedanken an die herrlichen und großen Thaten, die er vollbracht, jedes Herz gewinnen. Ich verließ den Marschall mit dem Bewußtsein, einen der interessantesten und schönsten Augenblicke erlebt zu haben. Die Sereschaner

draußen sahen mich freundlich an und hielten mich wahrscheinlich für etwas ganz Besonderes, weil ihr Vater so lange mit mir gesprochen.

An demselben Tage erschien nachfolgender Armeebefehl des Feldmarschalls Radetzky, der in seiner kräftigen Sprache wohl geeignet war, das kriegerische Feuer der Soldaten noch heftiger anzufachen, wenn das nämlich nothwendig gewesen wäre. Aber eben so, wie sich der Enthusiasmus für den bevorstehenden Feldzug in der Umgebung des Feldmarschalls geäußert hatte, so brach die Kampflust erst in helle Flammen aus, als die Aufkündigung des Waffenstillstandes bei den Soldaten in weiteren Kreisen bekannt wurde. Man konnte hieraus mit Freuden sehen, von welch' vortrefflichem Geiste dieselben beseelt waren und wie unbeschreiblich sie sich auf den Kampf mit dem Feind freuten. Lustiger und mit vergnügteren Gesichtern, als in diesen Tagen, habe ich die Soldaten nie ihre kleinen Einkäufe machen sehen. Auf allen Helmen, Tschako's und Mützen wehten grüne Büsche. Bei allen Regimentern brachte der Armeebefehl des Vater Radetzky einen unerhörten Jubel hervor. Bei dem Grenadierbataillon von Franz Karl (es sind Ungarn) brachen die Soldaten in ein donnerndes „Eljeen" aus, fielen einander in die Arme, küßten die Medaillen und trugen die Decorirten im Triumph umher. Es war ein Leben, eine Bewegung, ein Glanz und eine Freude in den Straßen von Mailand, seltsam abstechend gegen die stillen flüsternden Truppen, in welchen die Italiener umherstanden, theils besorgt für die Zukunft dem Jubel zuschauend, theils den jauchzend vorübergehenden Soldaten hohnlachend nachblickend, da viele der Lombarden fest überzeugt waren, daß die Spada d'Italia dießmal dem Barbarenreiche ein schnelles Ende machen würde.

Der Tagsbefehl Radetzky's lautete wie folgt:

Hauptquartier Mailand, den 12. März 1849.

Soldaten!

Eure heißesten Wünsche sind erfüllt. Der Feind hat uns den Waffenstillstand aufgekündet. Noch einmal streckt er seine Hand nach

der Krone Italiens aus, daher soll er erfahren, daß sechs Monate nichts an Eurer Treue, an Eurer Tapferkeit, an Eurer Liebe für Euren Kaiser und König geändert haben. Als Ihr aus den Thoren Verona's auszoget und von Sieg zu Sieg eilend den Feind in seine Grenzen zurücktriebet, gewährtet Ihr ihm großmüthig einen Waffenstillstand, denn er wollte den Frieden unterhandeln, so sagte er; doch statt dessen hat er sich zum neuen Krieg gerüstet. Wohlan denn, auch wir sind gerüstet, den Frieden, den wir ihm großmüthig geboten, wollen wir in seiner Hauptstadt erzwingen. Soldaten! der Kampf wird kurz sein, es ist derselbe Feind, den Ihr bei St. Lucia, bei Somma campagna, bei Custozza, bei Volta und vor den Thoren Mailands besiegt habt. Gott ist mit uns, denn unsere Sache ist die gerechteste. Auf, auf, Soldaten, noch einmal folgt Eurem greisen Führer zum Kampf und Siege. Ich werde Zeuge Eurer tapfern Thaten, und es wird der letzte Akt meines langen frohen Soldatenlebens sein, wenn ich in der Hauptstadt eines treulosen Feindes die Brust meiner wackern Gefährten mit dem blutig und ruhmvoll errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit werde schmücken können. Vorwärts also, Soldaten, nach Turin lautet die Losung, dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen. Es lebe der Kaiser, es lebe das Vaterland!"

Zur Zeit der Kündigung des Waffenstillstandes äußerte König Albert zu Turin gegen die Gesandten Frankreichs und Englands, als sie ihm Vorstellungen machten, mit wie wenig Aussichten auf guten Erfolg Piemont den Krieg mit Oesterreich erneuere: „Meine Herren! der Krieg ist der Wunsch der Nation; ich muß mich diesem Wunsche fügen, will ich nicht meine Krone gefährdet sehen. Ich beginne den Krieg, um der Republik zu entgehen! Wenn Sie, meine Herren, mir nicht die Versicherung geben können, daß Ihre Regierungen mir meinen Thron garantiren, so darf ich nicht länger zögern, das letzte Mittel zu ergreifen, das mir übrig bleibt — den Krieg!"

Der Prinz von Savoyen verschmähte nicht, in demselben Augenblicke — während man in Turin jubelt, daß der sehnlichste Wunsch

des Volkes erfüllt sei — während man im voraus von den Heldenthaten der Armee, namentlich der Lombarden spricht, die nur in den ersten Reihen fechten wollen, — während Plakate den alten Helden Marschall schmähen und verspotten -- während man fest von der Niederlage des Barbarenheeres überzeugt war — im Rücken desselben die österreichischen Unterthanen zum Aufruhr und Treubruch zu verleiten und schleuderte zu diesem Zweck das nachstehende Dekret in die venetianisch-lombardischen Provinzen:

„Wir Eugen von Savoyen u. s. w. kraft der Machtvollkommenheit, welche uns auf Vorschlag des Staatssekretärs für das Innere übertragen worden, nach geeigneter Rücksichtsnahme auf die lombardische Consulta und ihrer Einwilligung — haben verordnet und verordnen: Art. 1. Wird hiermit aufgerufen das Aufgebot in Masse aller waffenfähigen Mannschaft der venetianisch-lombardischen Provinzen. Dieselbe hat sich unverzüglich dem Militärkommando zu stellen oder in Ermanglung eines solchen dem Ortsnotar (sindago), um in die Listen eingereiht zu werden. Art. 2. Die betreffenden Behörden werden einem Jeden den Ort angeben, von wo er abzugehen habe, um Waffendienst zu leisten gemäß den Instruktionen, welche die königliche Regierung verbreiten wird. Art. 3. Jeder, der innerhalb fünf Tagen nach der Veröffentlichung dieses Dekrets sich zum Eintragen in die Listen nicht meldet, oder an dem gemäß Art. 2. ihm bezeichneten Ort nicht einstellt, wird angesehen als Deserteur, und als solcher mit denselben Strafen belegt, womit die in Kraft bestehenden Gesetze in den Provinzen, auf die dieses Statut Anwendung leidet, den Deserteur bedrohen. Art. 4. Kein anderer Grund von Befreiung wird angenommen, als körperliches, den Waffendienst hinderndes Gebrechen. Alle, die sich unter dieser Ausnahme glauben, müssen den Befreiungsgrund innerhalb der gedachten fünftägigen Frist bei den dafür geeignet zu errichtenden Commissionen vorbringen, wofern sie im Uebertretungsfall als Deserteur gelten und die im vorigen Artikel angedrohten Strafen auf sie Anwendung leiden. Art. 5. Die eben genannten Commissionen

entscheiden als letzte Instanz über die gedachten Ausflüchte. Art. 6. Ueber die militärische Organisation dieser Truppen werden vom Ministerium des Kriegs und der Marine besondere Vorschriften und Anleitungen erlassen werden.

Turin, den 17. März 1849.

Eugen von Savoyen. Ratazzi."

IV.

Vorbereitungen zum Feldzug.

Die Armee befand sich in den letzten Tagen vor dem Auszuge in einer außerordentlichen Thätigkeit, welche vom Feldmarschall bis zum Tambour abwärts durch die ganze ungeheure Kette der großen Armee vibrirte und sich sogar auf Thiere und leblose Gegenstände, Pferde jeglicher Raçe und Wagen jeglicher Güte ausdehnte. Die beiden letzten Artikel sind denn auch für ein ausmarschirendes Offiziercorps von größter Wichtigkeit. Der Offizier kann nicht, wie der Soldat, seine nothwendigen Habseligkeiten mit sich im Tornister oder Mantelsack herumschleppen. Er bedarf eines Wagens oder eines Packpferdes. Wenn ich nicht irre, hat jeder Stabsoffizier der österreichischen Armee das Recht, im Feld eine Equipage mit sich zu führen, die gewöhnlich mit zwei Pferden bespannt und meistens sehr schwer beladen ist. Da nun aber gewöhnlich der Offizier denselben Wagen benützt, welchen er im täglichen Leben gebraucht, so ereignet es sich häufig, daß, da man auf einen Wagen von leichter Construktion mit schwachen Federn öfters

schwere Gegenstände auflädet, bisweilen schon am ersten Marschtage irgend etwas am Wagen zerbricht und dadurch für den Eigenthümer große Unannehmlichkeiten entstehen. Wenn man auch auf zwei Packpferde nicht so viel laden kann, wie auf einen zweispännigen Wagen, so sind sie doch, nach dem Urtheile vieler Offiziere, theils wegen des angeführten Grundes, theils wegen ihrer viel größeren Beweglichkeit einem Wagen weit vorzuziehen. Auf der Landstraße marschirt eine Colonne und der ganze Weg ist mit Infanterie, Kavallerie, mit Geschützen, Pulverkarren oder gar mit einem Brückentrain bedeckt. Da hält es denn außerordentlich schwer, mit einer langen Reihe von andern Fahrzeugen, die schneller marschiren, ohne Anstoß durchzukommen, wogegen sich das Packpferd leicht durch den Knäul durchwindet.

Ich habe auf meinen Reisen im Orient oft Gelegenheit gehabt, die Annehmlichkeiten eines gnten Packpferdes schätzen zu lernen.

So hatten sich denn auch Offiziere mit diesem nützlichen Transportmittel versehen, wozu in der Regel kleine gedrungene Pferde ausgesucht wurden. Alle Roßhändler von Mailand waren in jenen Tagen in Bewegung und auf vielen Plätzen und Straßen sah man Pferde mit allen Künsten vorreiten, andere einspannen, um sie oder einen neuen Wagen zu probiren.

An meine eigene Equipirung zum bevorstehenden Feldzug mußte ich ebenfalls ernstlich denken, und wandte mich deßhalb an Freund Eberhardt, um mir hierüber Raths zu erholen. Dieser hatte neben seinem eigenen Arrangement für die Kanzleien außerordentlich viel zu thun und einzupacken. In seinen sonst so geordneten Zimmern sah es bunt aus. Kästen jeder Größe und Packtaschen von allen Arten standen und lagen auf dem Boden umher, bereit dieses oder jenes aufzunehmen. Kassen wurden gepackt und nothwendige Aktenstücke zusammengeschnürt. Dazu waren die Vorzimmer angefüllt mit Supplikanten jedes Alters und Geschlechts, und der Marschall sowohl wie sämmtliche Offiziere in seiner Nähe wurden mit den mannigfaltigsten Bittgesuchen überlaufen. Ich spreche hier nur von Civilpersonen,

oder Militärpensionären, die vielleicht eine Zulage wünschten, oder Soldatenwittwen, die um Vorausbezahlung ihres kleinen Jahrgehaltes baten.

Hatte das Hauptquartier bisher schon das Bild eines regen bewegten Lebens gegeben, so wogte es in diesen Tagen in der Villa Reale wie ein aufgestörter Bienenschwarm, der eben im Begriff ist, abzuziehen. Unten in der Personalkanzlei kamen und gingen Offiziere aller Waffen, die ihr Avancement oder ihre Versetzung zu einem andern Truppentheil meldeten. Husaren und Botenjäger sprengten in den Hof, warfen sich von den dampfenden Pferden und übergaben dem Obersten Schlitter ihre Depeschen, der als Generaladjutant des Feldmarschalls Radetzky, namentlich in der letzten Zeit, Tag und Nacht fortwährend in Anspruch genommen wurde. Ich habe den Obersten öfter gesehen, daß er, buchstäblich genommen, bis über die Sporen in heruntergerissenen Briefcouverts stand, Couverts, die mit den schönsten und längsten Titeln beschrieben waren. Ich habe einigemal gezählt, daß der vollständige Titel des alten Herrn in großem Depeschenformat zehn bis zwölf enggeschriebene Zeilen ausmachte.

Im ersten Stock in der geheimen Operationskanzlei ging es ebenfalls sehr lebhaft zu, nur geheimnißvoller und stiller, als unten, und wenn man sich hie und da über die große Treppe hinaufwagte, so sah man den Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, nachdenklich auf- und abgehen oder mit dem Feldmarschalllieutenant Heß an einem Fenster stehen und emsig sprechen. Die wichtigen Couriere für den Marschall kamen meistens in Equipagen und die Offiziere des Generalstabs mit ihren grünen Federn auf den großen Hüten eilten mit Papieren hin und her. — Oben war der Kopf, unten die Faust mit dem gezogenen Schwert — der Kopf schaute nachdenkend, aber zufrieden in das Getümmel, und man sah an dem ruhigen Ernst, daß große Pläne mit Zuversicht entworfen waren und demnächst der Faust zur Ausführung sollten übergeben werden. Bei letzterer wurde unterdessen auch für des Leibes Nothdurft hinlänglich gesorgt, und ein schüchterner Blick, den ich in

einen angeblichen Kassenkasten that, überzeugte mich von dem sehr werthvollen Inhalt.

Daß ich bei den so vielfach beschäftigten Herren nur eine leise Anfrage wagte, in welcher Weise ich mit dem Hauptquartier ziehen sollte, kann man sich bei meiner allbekannten Bescheidenheit denken. Eberhardt antwortete mir auf solch mädchenhaft schüchterne Anfrage zwar kurz, aber in einer für mich sehr angenehmen Art: „Meinen's denn, wenn der Feldmarschall Sie einladet, mit uns zu gehen, so werde man nicht für Sie sorgen? Hier haben Sie einen Zettel, suchen Sie den Herrn, dessen Namen darauf steht, auf, und sagen Sie ihm, Sie seien der Mann der unsterblichen Werke, von dem er schon wisse, und jetzt machen Sie, daß Sie weiter kommen.“ Ich nahm das Papier, dankte für die gute Behandlung, nahm zum Abschied eine gute Cigarre, ein Glas sehr guten Morgenwein, und suchte den „meine unsterblichen Werke“ Kennenden auf.

Draußen in der Wachstube der Grenadiere und im Hofe war ein Stück Wallensteins Lager. Ein riesenhafter Corporal, den die schwarze Bärenmütze noch größer machte, hielt seinen Untergebenen eine feurige ungarische Rede, von der ich aber kein Wort verstand. Auf der Pritsche wurden Tornister gepackt und Mäntel gerollt, und vor der Villa standen Jäger, Infanteristen und Husaren unter einander, und zwischen ihnen hindurch schlichen Kroaten mit ihren gelben verschmitzten Gesichtern und tauschten und kauften von Kameraden und Civilpersonen allerlei kleine Kriegsbedürfnisse.

Auf meinem Zettel stand „Graf v. Forgatsch, Chef der Stabsdragoner, Straße so und so;“ ich fand auch bald die angegebene Straße und Hausnummer, aber der Chef der Stabsdragoner war nicht zu Hause und ich schlenderte unverrichteter Sache davon und durch die Straßen der Stadt. Auch hier sah man auf allen Straßen und Plätzen an dem ganzen Getreibe der Menschenmenge, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei. Mailand glich einem großen Heerlager, dem Heerlager einer siegestrunkenen Armee. Jauchzend zogen die Soldaten

umher oder standen von bevorstehenden Siegen freudig plaudernd beisammen. Auch von den Lombarden und den Einwohnern der Stadt sah man viele auf den Straßen; doch hatten die meisten, trotz des keck umgeworfenen Mantels, von ihrer Gravität viel verloren und eilten schnell aneinander vorbei, sich eilig etwas mit einer Besorgniß verrathenden Miene zurufend.

Vor den Kaffeehäusern standen dichte Gruppen und verschlangen mit Begierde die Nachrichten, welche ihnen ein gefälliger Mund aus Piemont mittheilte. Viel Vertrauen setzten sie auf Chrzanowsky, den großen General.

Was die Fremden anbelangt, die sich hier in Mailand aufhielten, namentlich die Deutschen, deren Zahl nicht gering war, so sah man sehr erwartungsvolle Gesichter, und bemerkte deutlich, wie man sich vor dem Abmarsch der Oesterreicher fürchtete. Eine Menge Familien und darunter selbst viele italienische, traf Anstalten, zugleich mit dem Heer die Stadt verlassen zu können. In langer Zeit hatte man nicht mehr so viel Equipagen anf der Straße gesehen, wie jetzt, freilich nicht um eine Corsofahrt zu verherrlichen. Vor den Häusern standen Wagen des verschiedenartigsten Aussehens, und sie wurden mit Kisten und Koffern bepackt, denn wer abreisen konnte, nahm natürlich Alles mit, was er von werthvollen Sachen aufzuladen im Stande war.

Daß der Feldmarschall nicht in der Lage war, eine bedeutende Truppenmacht als Besatzung zum Schutze der Stadt hier zu lassen, war einerseits sehr einleuchtend; andererseits aber hatte man die Gewaltthaten noch in zu frischem Angedenken, welche der Pöbel während der berüchtigten fünf Tage und vor dem Wiedereinmarsch der Oesterreicher sich erlaubte, wo er haufenweise in Häuser der wohlhabenden Bürger eindrang und brandschatzte. Wenn man auch einen Aufstand wie im vorigen Jahr, nicht befürchtete, indem die Häupter der Revolution entflohen waren, und mancher, der damals mitgewirkt, voll Schrecken einsah, was es hieß, in die Hände schrankenloser Volkshaufen gegeben zu sein, so glaubte man doch und nicht mit Unrecht, daß

wenn diese sogenannten Barrabi (was auf deutsch so viel als Lumpen oder Gauner heißt) einen großartigen Putsch, auf communistischen Grundlagen versuchen würden, die zurückbleibende Besatzung des Castells von vielleicht 4000 Mann nicht die Kraft haben würde, genügend einzuschreiten, da diese Besatzung ja auf keinen Fall ihr Castell verlassen könnte, um sich in einen Straßenkampf einzulassen. Wer also konnte, salvirte sich, indem er abreiste.

Bekanntlich besteht die Stadt Mailand meistens aus langen breiten Straßen mit hohen sehr massiv gebauten Häusern. Der Eingang wird gewöhnlich von einem großen Thorbogen gebildet, und auf meinem Spaziergange durch die Stadt an dem Tage, von welchem ich hier rede, sah ich in den verschiedensten Quartieren, wie eine große Anzahl von Hausbesitzern damit beschäftigt war, diese Eingänge auf oft komische Art zu verrammeln und zu verschließen. Die großen Thore waren meistens fast alle geschlossen, und in denselben blieb nur ein kleines Ausgangspförtchen offen. Der Thorbogen selbst wurde verbarrikadirt mit Fässern, Steinen, Brettern und Balken und zum Ueberfluß noch ein starker Baum in die Mauer eingelassen, um dem Thore als ungeheurer Riegel zu dienen.

Wer vor der Revolution in Mailand war, wird gewiß nicht versäumt haben, den Castellplatz zu besuchen, weniger des Castells halber, diesem Ueberreste des alten Schlosses des Visconti, als um die Arena zu sehen und den Napoleonischen Triumphbogen zu bewundern, nebenbei aber auch um unter den herrlichen Baumalleen, mit welchen der große Platz dicht besetzt war, umherzuwandeln. Hier drangen die brennenden Sonnenstrahlen nicht durch, und uralte, riesenhafte Bäume bildeten ein dichtes, kühles Schattendach, dessen erquickende Wohlthat man doppelt empfand, wenn man sich aus den breiten schattenlosen, glühenden Straßen der Stadt nach dem Castellplatz flüchtete, — eine grüne Oase, in welcher auch für Erfrischungen aller Art, sowohl des Geistes als des Körpers, sehr gesorgt war.

Wie in einer kleinen Stadt zur Zeit des Jahrmarkts, so sah

man hier Schaubuden aller Art, vom Marionettentheater an bis zum Circus berühmter Kunstreitergesellschaften. Vor den Häusern, die den Platz umgaben, fanden sich ambulante Restaurationen und kleine Wirthshäuser, und neben dem Polentaverkäufer lag ein Faß, welches gutes bayerisches Bier dem Durstigen spendete.

Auch für die Kinderwelt der Stadt war hier ein schöner geräumiger Spiel- und Tummelplatz.

Wie war das Alles aber jetzt anders geworden. Schon auf dem Wege nach diesem früher so herrlichen Platze glaubte ich die Richtung verfehlt zu haben, denn ich forschte vergeblich nach den grünen Baumkronen, welche sonst so freundlich über die weißen Häuser emporragten. Dudelsack und Violine waren verstummt und dafür schallten mir die dumpfen Schläge der Axt und das Aechzen der Säge entgegen, und als ich näher trat, zeigte sich mir ein Bild der traurigsten Zerstörung. Schon der größte Theil der Baumallee war niedergehauen, und was noch stand, war durch eifrigen Gebrauch der Axt und der Säge dem Untergang geweiht. Hier stürzte ein Baum krachend zusammen, dort wurde einer an langen Seilen niedergerissen, und der erzürnte Stamm schüttelte in unmächtiger Wuth seine Zweige, die der Frühling so eben erst mit frischen grünen Blättern geschmückt hatte.

Der Feldmarschall, der eine kleine Besatzung tapferer Soldaten inmitten einer größtentheils schlechtgesinnten Stadt zurückließ, mußte, so viel in seinen Kräften stand, zur Sicherung für die Zurückgebliebenen sorgen. Zu dem Ende wurde das Castell möglichst befestigt. Vor dem Haupteingang, der sich gegen die Stadt kehrt, wurde eine kleine Lünette gebaut und mit schwerem Geschütz besetzt. Da im Falle eines Angriffs jeder der starken Bäume eine vortreffliche Schutzwehr bilden konnte, von welcher aus die Kanoniere des Castells durch die Angreifenden sehr bedroht gewesen wären, so mußte das Glacis des Castells und der Castellplatz vollständig rasirt werden. So fielen denn die herrlichen Laubgänge des Platzes, des Mailänder kleinen Praters,

und gierig drangen auf den weiten Raum die brennenden Strahlen einer ungewöhnlich heißen Frühlingssonne — ein unerbittlicher Eroberer!

Während so hier die Axt dröhnte und die Bäume krachend stürzten, schlich der Mailänder auf dem kleinen fußbreiten Schatten längs der Häuser vorüber und blickte seufzend auf das für ihn traurig geschäftige Leben rings um das Castell, wo an langen Ketten die riesenhaften Stämme fortgeschleppt wurden, jene Bäume, die mit ihm größer geworden, und unter welchen er manches lustige Spiel gespielt, manche fröhliche Stunde genossen, aber — tu l'as voulu, George Dandin.

Verstimmt ging ich nach dem Corso zurück. Mir hatte der Anblick im Innern des Herzens wehe gethan. Ein Baum ist mir ein Heiligthum, und mir war, als hätte ich vor Beginn des Feldzugs ein großes Schlachtfeld gesehen.

Auf dem Corso traf ich mehrere bekannte Offiziere, die ihre kleinen Einkäufe und letzten Privatangelegenheiten besorgten. Einige umstanden einen leichten hübschen Wagen, an welchem ein paar Pferde probirt wurden. Ein Offizier in einer mir bis jetzt unbekannten Uniform schien der Eigenthümer.

„Ich muß Sie," sagte einer meiner Bekannten, „mit diesem Herrn bekannt machen, an den Sie für den bevorstehenden Feldzug wahrscheinlich gewiesen werden — Major Graf Forgatsch" — der Name auf meinem Zettel! Ich wurde ihm vorgestellt und fand in ihm einen äußerst freundlichen liebenswürdigen Offizier. „Ei," sagte er lachend, „mir ist der Hofrath H. schon angezeigt; ich soll Sie beritten machen, und war, ich will es Ihnen gestehen, schon in Verlegenheit, ein sanftes und ruhiges Hofrathspferd zu finden; aber so wie Sie mir scheinen, kann ich Sie wohl auf jedes Pferd hinaufsetzen;" — ich hatte nämlich die eingespannten Pferde mit einiger Sachkenntniß betrachtet und mit besprechen helfen. — „Gehen Sie zum Herrn Rittmeister F., er wird Ihnen das Nöthige mittheilen."

Der Rittmeister, zu welchem ich mich dann sogleich verfügte, nahm sich meiner sehr freundlich an, und schon am Ende dieses denkwürdigen Tages ward mir ein Pferd der Stabsdragoner zugetheilt. Mein Schlachtroß, ein Fuchs, war ein kräftiges, gut aussehendes Pferd, von recht freundlichem, umgänglichem Charakter, das mich später auch nie in Verlegenheit brachte. Dazu bekam ich einen Stabsdragoner zur Ordonnanz. Dieser Treffliche hieß „Weiler," und ich war in jeder Hinsicht außerordentlich zufrieden mit ihm. Möge er diese meine ihm öffentlich gezollte Anerkennung als die einzige Ehrenmedaille, welche mir für seine Verdienste um mich zur Verfügung steht, annehmen.

Ich mußte nun auch ernstlich an meine eigene Feldausrüstung denken. In bürgerlicher Kleidung mit rundem Hute im Gefolge eines Hauptquartiers zu reiten, ist im Allgemeinen mit vielen Widerwärtigkeiten verbunden, und entsprach namentlich meinem Zweck durchaus nicht. Der Soldat, mit dem man beständig in Berührung kommt, sieht „den Mann vom Civil" mißtrauisch an, und man fühlt selbst, daß man in bürgerlicher Kleidung nicht zum Ganzen paßt. Der Feldmarschall erlaubte mir daher freundlichst, in einer uniformartigen Kleidung den Feldzug mitzumachen.

Ich ließ mir deßhalb den so sehr praktischen Offizierspaletot machen, der von grauem Tuch und mit der Farbe des Regiments, zu dem man gehört, eingefaßt ist. Zufälligerweise besetzte der Schneider den meinigen dunkelblau, wodurch ich die Ehre hatte, das Abzeichen des tapferen Regiments Giulay zu tragen. Hiezu nahm ich die kleine zierliche Feldmütze der Offiziere, schwarz mit Gold, und mein verehrter Freund, der Major Graf Ingelheim von Radetzkyhusaren, machte mir einen tüchtigen Husarensäbel zum Geschenk, mit welchem ich gravitätisch meine Lenden gürtete. So kriegerisch ausgerüstet trat ich vor den Spiegel und — ich gefiel mir! Die nothwendigste Wäsche und ein paar unentbehrliche Kleidungsstücke wurden in den Mantelsack gepackt; Schreibzeug, Papier, eine Karte

von Piemont fand Platz in einer kleinen Tasche, welche ich auf der rechten Seite trug. Auf der Seite meines Herzens trug ich die unentbehrliche Feldflasche, mit Kirschwasser gefüllt, und so war ich für die kommenden Tage vollständig ausgerüstet und harrte, gleich der ganzen Armee, sehnsüchtig des Befehls zum Abmarsch.

V.

Manifest des Feldmarschalls.

Hauptquartier Mailand, den 12. März 1849.

In dem Augenblick, wo ich noch einmal das Schwert zur Vertheidigung der Rechte des Kaisers, meines Herrn, und zur Erhaltung der Integrität der Monarchie ziehen muß, bin ich es meiner tapferen Armee und der Heiligkeit der Sache, die sie vertheidigt, schuldig, einen Blick auf des Benehmen meines Gegners, so wie auf das meinige zu werfen. Die Macht einer gerechten Sache ist groß, ihr vertraue ich und überlasse unbesorgt der Mit- und Nachwelt die Entscheidung, auf welcher Seite das Recht ist, ob im Lager des Kaisers oder des Sardenkönigs. Der Beginn dieses Krieges ist bekannt. Unter dem Schutze mehrerer italienischen Regierungen hatte sich eine Verbindung gebildet, die als Zweck die Einheit Italiens vorschob, als Mittel hiezu den Sturz der österreichischen Regierung beabsichtigte, denn ohne Vertreibung Oesterreichs aus den Ebenen der Lombardei war die Erreichung dieses Zieles unmöglich. Wer Italien, seine Geschichte, die Entstehung seiner Staaten und Verfassungen, seine Volksstämme und ihren Charakter kennt, der wird überzeugt sein, daß selbst die Häupter dieser Bewegung, deren Spielzeug die Regierungen waren, nicht an

die Ausführbarkeit einer italienischen Einheit glauben konnten, sondern daß es ihnen vorerst nur um den Umsturz aller gesetzmäßig bestehenden Regierungen, besonders der österreichischen, zu thun war, um dann später aus Blut und Trümmern etwa eine rothe Republik hervorgehen zu lassen. Dem König Karl Albert war die erste Rolle in dieser politischen Farce zugedacht. Man zählte auf seine Armee, auf seine Kriegslust und die Hülfsmittel, die er in der beabsichtigten Bewegung gewähren konnte. Der Besitz Oberitaliens war der Köder, mit dem man ihn lockte. Während seine diplomatischen Noten die freundlichsten Versicherungen eines guten Nachbars in den wärmsten Ausdrücken erheuchelten, überschritten die Colonnen seiner Armee den Tessin und rückten feindlich in die Lombardei ein. Uneingedenk der Bande der Blutsverwandtschaft, die sein Haus mit dem Kaiserhause verknüpfen, vergessend, wie oft das Haus Savoyen die Erhaltung seiner Staaten, er selbst aber seine Krone Oesterreich verdanke, die Heiligkeit aller Verträge mit Füßen tretend, der Gesetze spottend, die alle Völker, seit sie aus der Barbarei hervorgegangen, ehren, fiel er mit seinem Heere in unser Land ein, wie ein Dieb, der die Abwesenheit des Eigenthümers benützt, um seinen Raub mit Sicherheit auszuführen. Die durch die allgemein ausgebrochene Empörung bedingte Concentrirung meiner Streitkräfte im Mittelpunkt meiner militärischen Hülfsquellen nahm Karl Albert für eine Flucht, für ein Aufgeben der Lombardei. Das war ein großer Irrthum; es standen mir noch Mittel genug zu Gebot, Mailand seine Empörung hart büßen zu lassen. Ich machte keinen Gebrauch davon, ich wußte, daß die Entscheidung der Frage nicht in der Zerstörung der Stadt lag, die ich meinem Herrn und Kaiser erhalten wollte. Im Triumph zog Karl Albert, ohne auf einen Widerstand zu stoßen, durch die Lombardei, sich schon für ihren Herrn haltend, weil er den Unterschied nicht kannte, der zwischen Occupirung und Behauptung eines Landes obwaltet. Am Mincio stieß er zuerst auf die kaiserliche Armee, und hier hatte

auch sein Siegeslauf ein Ende. Geschlagen floh er in größerer Eile wieder durch die Lombardei zurück, als er, ohne einen Feind vor sich zu haben, sie durchzogen hatte. Noch einmal versuchte er vor den Thoren Mailands meinem siegenden Heere Widerstand zu leisten; in die Stadt zurückgedrängt, lag es in meiner Macht, ihn hier zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Meine Armee stand auf seinen Verbindungen; zwei Tage hätten hingereicht, ihm das Entkommen aus Mailand unmöglich zu machen. Die Ueberreste der feindlichen Armee waren desorganisirt und demoralisirt; ich konnte darauf rechnen, auf kein zu beachtendes Hinderniß mehr in meinem Marsche nach Turin zu stoßen, und dennoch gewährte ich meinem Gegner einen Waffenstillstand. Ich ließ Alles, was sich compromittirt glaubte, oder sich unserer Herrschaft entziehen wollte, ruhig sich entfernen, und Mailand rechnete wahrscheinlich nicht darauf, so nachsichtsvoll von mir behandelt zu werden, wie es behandelt ward; doch ich glaubte in dem Geiste der Regierung meines Herrn und Kaisers zu handeln, als ich jene Mäßigung an den Tag legte. Ich wußte, daß Oesterreich sein gutes Recht wahren, einen beispiellos treulosen Angriff zurückweisen, aber keine Eroberungen machen, keinen Anlaß zu einem allgemeinen europäischen Kriege geben wollte. So gebot ich am Ufer des Ticino meinen siegreichen Truppen Halt! Kaum hatte Karl Albert sich von dem ersten Schrecken seiner Niederlage erholt, und die Ueberreste seines Heeres wieder einigermaßen gesammelt und geordnet, so begann das alte Spiel der Intriguen von neuem. Unter den nichtigsten und unwürdigsten Vorwänden wurde die Räumung Venedigs hingehalten und die Erfüllung des vierten Artikels des Waffenstillstandes umgangen. Ich sah mich zu einer Repressalie genöthigt und gezwungen, den in Peschiera befindlichen Belagerungstrain so lange zurückzuhalten, bis die Räumung Venedigs von piemontesischen Truppen, der Rückzug der Flotte aus dem adriatischen Meere erfolgt sein würde. Endlich verließ die Flotte zwar die Gewässer Venedigs, doch nicht um, nach dem Artikel des Waffenstillstandes,

in die königlich sardinischen Staaten zurückzukehren, sondern um nach Ancona zu gehen, von wo sie fortfuhr, das empörte Venedig zu unterstützen. Karl Albert betrachtete sich immer noch als den rechtmäßigen Herrn der Lombardei; er bildete aus flüchtigen Lombarden eine lombardische Regierungsconsulta, die Decrete erließ, als wäre sie die rechtmäßige Regierung des Landes. Die schändlichsten Lügenbülletins wurden im Hauptquartier des Königs gedruckt und durch alle Mittel über die Lombardei verbreitet, um das Volk in Täuschung und Aufregung zu erhalten. Ehrlose Wichte, Agenten empörter Provinzen des Kaiserstaates, behandelte der König und seine Kammern, als wären sie Gesandte einer befreundeten Macht. Diese Menschen verbreiteten die lügenhaftesten und aufreizendsten Aufforderungen zur Desertion unter meinen Truppen; Ueberläufer und Falschwerber spielten im Hauptquartier des Königs eine Rolle. Hätte ich geahnt, daß die königliche Würde in der Person Karl Alberts so weit herabsinken könne, ich hätte ihr die Schmach einer Gefangenschaft in Mailand nicht erspart; ich hatte aus Achtung vor einem Princip, das ich, den antimonarchischen Tendenzen der Zeit gegenüber auch in meinem Feinde schätzen zu müssen glaubte, nicht vergessen, daß zwischen Würde und Person noch eine große Kluft liegt. Die politischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß der Waffenstillstand sich länger hinauszog, als sich bei seinem Abschluß voraussehen ließ. Diese Zeit war von Piemont zu ununterbrochenen Kriegsrüstungen benutzt; es war ein Trug, eine Phrase und sonst nichts, als er die Anbahnung des Friedens zum Vorwand eines Waffenstillstandes nahm. Noch hatte er den Verlust der eisernen Krone nicht vergessen, die er schon in sicherer Hand zu halten glaubte, nicht den Gedanken zu ertragen gelernt, sich so schnell von der vermeinten Stufe des großen Feldherrn herabgestürzt zu sehen. Die Männer der Mäßigung und der erprobten vaterländischen Gesinnungen und dynastischen Anhänglichkeit wurden aus dem Kabinet entfernt; an ihre Stellen traten die exaltirtesten Republikaner, unpraktische Phantasten und intriguirende Mailänder.

die den beklagenswerthen König zu den äußersten und verderblichsten Schritten trieben, der nun in Herrschsucht und Verblendung das Wohl seiner alten angestammten Provinzen, die Existenz seiner eigenen Dynastie auf das Spiel setzt. Das Haus Savoyen hat öfter durch eine Ueberläuferpolitik Augenblicke schwerer Kämpfe benutzt, in welche Oesterreich sich verwickelt fand, wie dieses der Fall im österreichischen Erbfolgekrieg war, um Stücke der Lombardei an sich zu bringen. Aber auf den Besitz des ganzen Königreichs hat Karl Albert zuerst Anspruch zu machen gewagt. Auf welche Rechte stützt er diese Ansprüche? Auf keine. Oesterreich besitzt die Lombardei kraft derselben Verträge, denen das Haus Savoyen den königlichen Titel und den Besitz der Insel Sardinien verdankt. Etwa auf das Recht der Eroberung? Karl Albert hat nie die Lombardei erobert; er hat einen Moment der Entblößung des Landes benutzt, um treulos in dasselbe einzufallen, aber er ist schmachvoll aus demselben vertrieben worden. Vielleicht also auf das Recht der freien Volkswahl, durch die sogenannte Fusion? Diese Fusion ist selbst nichts, als eine Empörung, ein ungesetzmäßig und gewaltsam erzwungener Akt einer Partei, von dem drei Viertheile der Bevölkerung selbst jetzt noch keine Kenntniß, keinen Begriff haben. Karl Albert hat niemals die Sympathien der Lombardei besessen, noch besitzt er sie jetzt; das gestehen seine eigenen Generale. Man rechnete auf seine Armee, auf die Hülfe seiner Macht, darum schmeichelte man seiner Eitelkeit und Herrschsucht; als jene gebrochen war, arteten die Sympathien in Haß, in die unwürdigsten Beschimpfungen aus. Wer sie kennen lernen will, diese Liebe der Lombarden zu Karl Albert, der besuche die Casa Greppi in Mailand, und er wird die Spuren dieser Liebe in dem mit Kugeln durchlöcherten Plafond des Saales finden, in welchem Karl Albert sich befand; der lese seine schimpfliche Flucht bei Nacht und Nebel aus der Hauptstadt seiner treuen lombardischen Alliirten, und frage sich dann, ob ein so mißachteter König ein König der Volkswahl sein könne. Nie ist noch ein König unwürdiger behandelt worden, als

Karl Albert von den Mailändern, und zwischen ihm und den Lombarden soll jemals Liebe und Anhänglichkeit geherrscht haben oder je wieder herrschen können? Beide Theile betrügen sich, einer hofft den andern zu überlisten, und, wenn erst der gefürchtete Oesterreicher besiegt ist, sich leicht dem Einfluß des andern entziehen zu können. Karl Albert arbeitete an dem Sturze seines Thrones und seiner Dynastie, als sei er der erste Agent Mazzini's; er, einst der absoluteste Monarch, der je auf einem Throne saß, glaubt nunmehr diesen Thron durch demokratische Gassenpolitik befestigen zu können! Ehrlichkeit und Gerechtigkeit sind Tugenden, die ein Monarch am allerwenigsten entbehren kann; die Geschichte weist kein Beispiel auf, daß Throne durch Treubruch und Meineid befestigt worden sind; auch Karl Albert wird den seinigen, den er durch Eroberungssucht und grenzenlosen Ehrgeiz selbst untergraben, dadurch nicht sichern. Der Gerechtigkeit unserer Sache, der Tapferkeit und Treue meiner Armee vertrauend, ziehe ich dem Feind entgegen; hat unsere Mäßigung im Siege den Feind nicht zum Frieden vermögen können, so mag das Schwert noch einmal entscheiden, vielleicht erleichtert der Besitz Turins die Friedensunterhandlungen.

Radetzky, Feldmarschall.

VI.

Ausmarsch. St. Angelo.

In den letzten Tagen vor dem Ausmarsche der Armee hatte das Kriegsgetümmel auf den Straßen den höchsten Grad erreicht. Ueber den Corso der Porta Romana zogen oft während ganzer Stunden ungeheure Wagenzüge, beladen mit Kriegsmaterial, Proviant aller Art, mit Kisten und Kasten, Säcken und Fässern. Daneben marschirten Infanteriecolonnen und kleinere und größere Abtheilungen von Kavallerie. Da bisweilen am Thore der ungeheure Zug auf Augenblicke stockte, die Pferde und Wagen aufprellten, und die Fuhrknechte und Reiter zusammenplauderten, oder auch schalten und zankten, so gab die breite Straße mit diesem bunten eigenthümlichen Gewoge, mit den prachtvollen Palästen im heitern Glanz der hellen Frühlingssonne eines der schönsten Kriegsschauspiele, die man sehen konnte.

Schon Morgens um vier Uhr wurde man, namentlich wer in diesem Theile der Stadt wohnte, von der lustigen Feldmusik aufgeweckt. Kavallerie rasselte in der Dunkelheit durch die Straßen, das Geschütz dröhnte über das Pflaster, und große Infanteriemassen wogten in gleichem Schritte daher. Die Banden spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser,“ und das lustige laute Summen des eifrigen Gesprächs der

Marschirenden drang zu den Fenstern hinauf. Jedes Regiment, jede Batterie sah der Zurückbleibende an diesen Tagen in stillem Neide abziehen, sich immer fragend: „Wann kommt an uns die Reihe?“ Endlich am 17. März wurde mir im Hauptquartier angesagt, ich habe mich morgen früh an der Porta orientale einzufinden, zu Pferd zu steigen und dem Hauptquartiere zu folgen.

Merkwürdiges Zusammentreffen. Am 18. sollte das Hauptquartier Mailand verlassen, und am 18. vor einem Jahre brach die Revolution aus, in deren Folgen die Armee auch jetzt wieder marschiren mußte. Am 18. März 1848 wurde in Mailand bekannt gemacht, daß Kaiser Ferdinand seinen Staaten eine Verfassung im Geiste der Zeit verliehen habe. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung und der Stadtrath, den Grafen Casati an der Spitze, verfügte sich zum Civilgouverneur, Grafen O'Donel, um Forderungen zu stellen. Ein bewaffneter Volkshaufe schloß sich ihnen an; dieser stürzte auf das Regierungsgebäude los, die sich zur Wehre setzende Wache wurde niedergemacht. Graf O'Donel aber bequemte sich zu Ausstellung des Befehls, daß eine Bürgergarde zu errichten und daß derselben die Waffen des aufzulösenden Polizeiwachcorps zu übergeben seien.

Hiemit begannen die merkwürdigen fünf Tage, welche bekanntlich damit endeten, daß die Armee sich in bester Ordnung aus Mailand zurückzog und daß der Pöbel in der Stadt Herr und Meister wurde. Am 18. März d. J. sollte die Armee auch wieder zum großen Theile Mailand verlassen, aber wie anders waren die Verhältnisse als damals. Da in der guten Hauptstadt der Lombardei nicht jedem zu trauen war, so geschah von Seiten des Feldmarschalls zu Aufrechthaltung der Ruhe, was nur irgend möglich. Oberst von Heintzel, welcher das Oberkommando der in Mailand zurückbleibenden Truppen, etwa viertausend Mann stark, übernahm, hatte seinen Sitz im Castell aufgeschlagen. Der Oberst de Uodo, der Commandant der Gensdarmerie, die etwa vierhundert Mann stark war, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Demselben wurden der Podesta der Stadt und andere

Civilpersonen beigeordnet. Der Gouverneur residirte im Hause Litta, und hatte die Municipalgarde unter sich, deren Organisation der Municipalität überlassen wurde. Am Tage des Ausmarsches des Hauptquartiers erließ der Feldmarschall einen Warnungsruf an die Bewohner Mailands.

„Ich gehe,“ sagte er im Eingang, „an der Spitze meines Heeres, einen neuen treulosen Angriff zurückzuweisen und den Schauplatz des Kriegs auf das feindliche Gebiet zu verlegen. Zum Schutze der friedlichen Einwohner lasse ich hier eine genügende Garnison. Der, dem die Wohlfahrt seiner Familie und die Erhaltung seiner Habe am Herzen liegt, vereinige seine Sorgen mit den meinigen zu der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. Ich hoffe, Mailand werde ruhig den Ausgang des Kampfes abwarten, der nicht zweifelhaft sein kann. Schon ist ein zweites Heer zum Streit bereit, um für die Rechte unsers Kaisers und Herrn und die Integrität der Monarchie zu kämpfen.“

Nachdem der Feldmarschall die Mailänder ferner noch dringend verwarnt, nicht noch einmal eine Rebellion zu versuchen, sagte er weiter: „Ohne Haß und Rache bin ich wieder in Eure mit lieb gewordene Stadt zurückgekehrt, und wenn ich Euch nicht alle vom Krieg unzertrennbare Lasten sparen konnte, so habe ich nichts unterlassen, sie Euch zu erleichtern. Wenn gegen meine Erwartung die Rebellion noch einmal ihr Haupt erhöbe, so würde eine eben so rasche als furchtbare Strafe die Schuldigen erreichen, denn ich bin stark genug, um jeden innern und äußern Feind niederzuwerfen. Daher, ich wiederhole es Euch, horcht auf meine warnende Stimme, stürzt Eure Stadt nicht in ein unausweichliches Verderben durch Erneuerung toller Versuche, die nur dazu führen könnten, vielleicht auf immer Eure Wohlfahrt zu zerstören.“

Ich gestehe, daß ich in der Nacht vom 17. auf den 18. sehr wenig schlief. Das Herz war mir zu voll und die Brust zu bewegt. Um drei Uhr begann auch schon wieder der militärische Lärm auf der

Straße und es tobte und rasselte in Einem fort. Ich stand endlich auf und begann mich zu wappnen. Es war noch finstere Nacht als ich das Haus mit klirrendem Säbel und Sporen und einem Mann verließ, der mir meinen Nachtsack trug, welchen ich zum Ueberfluß noch mitnahm. Major Eberhardt hatte mir für denselben ein Plätzchen auf seinem Wagen versprochen. An der ersten Straße vor dem Corso der Porta Romana, welche nach der Post führt, mußte ich über eine Stunde warten, da mir mehrere Regimenter Infanterie und Grenadierbataillone entgegen kamen, deren feste Reihen zu durchbrechen ich weder konnte noch wollte — ich sah sie gerne so lustig und heiter vorüberziehen — ich wartete. Die Leute sahen vergnügt und muthig aus, und blickten zuversichtlich auf den klaren Sternenhimmel, der einen schönen Tag versprach.

Da der Morgen frisch war, so trat ich in das Kaffeehaus zur Post ein, und ließ mir einen erwärmenden Kaffee geben. Dort auf dem Bänkchen, in der halbdunkeln Stube, machte ich ernste Betrachtungen, denn es war ein wichtiger, neuer Abschnitt meines Lebens, dem ich entgegen ging. Was konnte, was würde mir jene Zeit bringen? Gewiß des Interessanten und Schönen sehr Vieles, doch auch vielleicht manches recht Unangenehme, antwortete eine innere Stimme auf jene Frage. Es ist kein Kinderspiel, sagte ich mir ferner, dem du entgegen gehst, und was Andern widerfahren kann, kann auch dich betreffen. Wenn ich gleich nicht das Glück hatte den Kämpfenden anzugehören, welche um den blutigen Lorbeer warben, so stand doch der Vorsatz fest in mir, alle Gefahren, wie sie auch kommen könnten, mit denen zu theilen, die so freundlich waren, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ein so ernstes und interessantes Drama, wie das eines Feldzuges, sich vor meinen Blicken entwickeln zu sehen.

Durch die Straßen dauerte das Ziehen der Infanteriemassen immer noch fort. Jeden Augenblick sprang einer der Soldaten in das Haus, stürzte eine Tasse heißen Kaffee's hinunter oder ließ sich eine tüchtige Portion Liqueur in die Feldflasche füllen. Endlich begann

der Tag zu dämmern und ich begab mich hinaus zur Porta orientale. An der Villa Reale, bei der ich vorbeikam, sah ich alles in größter Bewegung, Reisewagen standen im Hof und die schweren Fourgons wurden emsig gepackt.

Vor der Porta orientale liegt ein weitläufiges Viereck von Gebäuden, das ehemalige Choleraspital. Dort waren die Stabsdragoner kasernirt, bei denen sich mein Pferd befand, und wo ich meine Ordonnanz finden sollte.

Die Stabsdragoner, eine Art Feld-Gensdarmerie, sind ein Elitencorps, welches in seiner jetzigen Zusammensetzung und Uniformirung von dem Feldmarschall Radetzky gegründet wurde. Aus fast allen Kavallerieregimentern wurden tüchtige Leute mit guten Pferden genommen und ihnen vorzügliche, mit dem Felddienst sehr vertraute Offiziere gegeben. So entstand die sehr starke Schwadron der Stabsdragoner, welche von dem Major Grafen Forgatsch kommandirt wurde. Die Leute sahen in ihrer geschmackvollen Adjustirung malerisch schön aus. Ueber einer grauen Reithose tragen sie einen schwarzen Waffenrock mit weißen Metallknöpfen. Die Cartouche sitzt an einem weißen Bandelier, und an einer ebenfalls weißen Säbelkuppel hängt ein schwerer, fast gerader Säbel mit reich verziertem Korb, wie ihn im dreißigjährigen Krieg die Reiter zu tragen pflegten. Der schwarze Filshut in mittelalterlicher Form, den sie statt des früheren Helmes tragen, vervollständigte in würdiger Weise den ganzen Anzug. Dieser Hut, an der rechten Seite hinaufgeschlagen, ist mit einem schwarzen Federbusch verziert, der über den Rand der Krämpe nach dem Rücken zu herabfällt. Ein weißer weiter Mantel, welcher, bei den Offizieren kleiner, durch meist seidene, mit Quasten verzierte Schnüre auf der Brust festgehalten wird, bildet den Schlußstein einer Tracht, welche dem malerischen Aeußern der Stabsdragoner etwas eigenthümlich Kühnes, ja Abenteuerliches verleiht. Wenn ich den Grafen Forgatsch oder meinen freundlichen Rittmeister F. in dem dunkeln Anzug so dahinfliegen sah. mit dem schwarzen Stülphandschuh das Säbelgefäß haltend, den

schwarzen, grün schillernden Federbusch im Winde fliegen lassend, so konnte man glauben, man sei in eine alte Zeit zurückgeworfen, und ein Reiteroffizier aus dem dreißigjährigen Krieg sprenge daher.

Der Marschall hält viel auf seine Stabsdragoner und freut sich recht über die so wohl gelungene Uniformirung. Die Schwadron selbst dient zur Bedeckung des Hauptquartiers und außerdem werden von derselben einzelne Unteroffiziere und Reiter zu Ordonnanzen höhern Offizieren beigegeben.

In dem Hofe der Kaserne dieses Corps war ein lustiges Getreibe. Eine große Menge Packwagen aller Art stand angeschirrt auf der Straße, die Stabsdragoner zogen ihre Pferde aus den Ställen, die Offiziere ordnend und befehlend gingen hin und her, und hie und da standen Gruppen von Soldaten und nahmen von zurückbleibenden Weibern und Kindern den vielleicht letzten Abschied.

Endlich wurde das Zeichen mit der Trompete gegeben, alles schwang sich auf die Pferde und auch ich bestieg meinen Rothsfuchs. Gleich darauf ritten wir der Porta orientale zu, um uns mit dem Hauptquartier zu vereinigen, welches von der Villa Reale her den großen Corso herabzog. Der Feldmarschall selbst, die Generale Heß und Schönhals, so wie mehrere andere namhafte Offiziere, waren nicht in dem Zuge, sondern fuhren etwas später in ihren Reisewagen zum heutigen Nachtquartier.

Ein wunderschöner klarer Frühlingsmorgen verlieh dem ganzen Schauspiel einen noch höhern Reiz. Wir ritten außerhalb des Wallganges um die Stadt herum gegen die Porta Romana. Auf dem Wallgange selbst, der zu prachtvollen Alleen und Spaziergängen umgeschaffen ist, zogen Artillerie und Grenadiere.

Es hatte am vorhergehenden Tage etwas geregnet, von Staub war also keine Rede und die Pferde schritten munter darauf los, begierig die frische Morgenluft einathmend. An der Porta Romana trafen wir mit neuen Heerhaufen zusammen, die dort standen und uns durch ihre Reihen ließen. Tausende von Zuschauern befanden sich am

Thore und auf dem Wallgange, und sahen lautlos und ruhig der abziehenden Armee nach; aber gewiß war in den Herzen Vieler diese Ruhe nicht zu Haus, und mancher böse Wunsch mag den glänzenden Bajonetten gefolgt sein. Mancher Blick der Offiziere aus dem Hauptquartier, welches die Straße nach Melegnano einschlug, wendete sich noch während des Marsches rückwärts auf die Stadt, die wir soeben verlassen; denn die meisten waren vor einem Jahr ebenfalls, wenn auch in anderer Weise mit aus Mailand gezogen, und mochten in diesem Augenblicke jener Zeit lebendig gedenken. Damals verließen sie die Stadt in der Nacht und jedenfalls in anderer und gedrückterer Stimmung als diesesmal. Die Truppencolonnen, wenn auch äußerst ermüdet von fünftägigem Straßenkampf und tief betrübt, so manchen braven Kameraden auf dem Pflaster der Straße in seinem Blute zurücklassen zu müssen, sollen jedoch auch damals in geschlossenen Reihen und muthvoll ausgezogen sein. Jener nächtliche, durch erschütternde Scenen aller Art begleitete Zug über die Wälle hat sich allen, die an ihm Theil nahmen, mit den düstersten Farben in die Seele eingeprägt. Sämmtliche Glocken in der Stadt, die während fünf Tagen lang nicht geschwiegen, heulten mit erneuerter Heftigkeit in die Nacht hinaus. Trommeln wirbelten, Schüsse krachten von allen Seiten, Verwundete und Sterbende stürzten nieder und nahmen den letzten Abschied von Leben und Freunden, und die übermüdeten österreichischen Soldaten, ihre Verwundeten, Weiber, Kinder und getreue Beamten mit sich schleppend, zogen über die Wälle hinaus in ein vollkommen insurgirtes Land. Die lichterlohen Flammen brennender Häuser leuchteten schauerlich zum Rückzug, der über dampfende, von der Feuersbrunst roth angestrahlte Schutthaufen angetreten wurde. Draußen war es tiefe Nacht, aber in dieser Nacht leuchtete der Armee nur ein Stern, „Radetzky," und dieser Stern schritt ihr glänzend voran und führte sie bald wieder im Triumphzuge zurück. So damals, nun wieder zu dem „Jetzt."

Die Armee zog im hellen Sonnenlichte, unter schmetternder Feldmusik siegestrunken dahin, sich ihrer Kraft bewußt. Vor uns, so weit

das Auge reichte, herrschte auf der Landstraße das regste Leben. Helme und Bajonette blitzten zwischen den Bäumen hervor, lange Reihen Reiter zogen einförmig dahin, weiße Mäntel zeigten in weiter Entfernung an, daß dort Kavallerie marschire. Bald hatten wir Melegnano erreicht, das kleine Städtchen, das vor einem Jahre es wagte, der österreichischen Armee den Durchgang streitig machen zu wollen. Der freundliche Oberst Graf Wradislaw erzählte mir die Details jenes Kampfes ausführlich, und wie er damals sehr lange in Lebensgefahr geschwebt hatte. Er wurde nämlich in die Stadt geschickt, um Lebensmittel für die Armee zu verlangen. Doch zogen die fanatisirten Einwohner die Sturmglocken, nahmen ihn gefangen, sperrten ihn in ein dunkles Loch und drohten ihm mit dem Tode, wenn er den Marschall nicht vermöge, mit seiner ganzen Armee die Waffen zu strecken. Der Oberst erklärte natürlich dieses Verlangen für unsinnig und bemerkte, sein Leben, das dem Kaiser gehöre, könne er hier, wenn es sein müßte, eben so gut beendigen wie auf dem Schlachtfelde.

Kaum hatte der Marschall aber von der Gefangennehmung seines Offiziers gehört, als er, trotzdem, daß mit Schießbaumwolle aus den Fenstern der Häuser geschossen wurde, in die Straßen sprengte und in Person mehrere Haubitzen auffahren ließ. Bald schlugen die Granaten platzend und zündend in die Häuser, und kurz nachher wurde Wradislaw von einer ihm unbekannten Person, die ihm schon unfänglich unter dem Wüthen der Uebrigen Theilnahme bewiesen, in Freiheit gesetzt und von einem Haufen Jäger im Triumph hinausgebracht. Das Gefecht war unterdessen allgemein geworden und viele Häuser wurden nach Kriegsrecht geplündert und verbrannt.

Noch sah man die Spuren dieses Gefechtes und die Einwohner standen, als wir durchritten, mit finstern Mienen vor ihren Häusern.

Gegen 10 Uhr führte Graf Forgatsch das Hauptquartier auf eine große Wiese neben der Straße, um eine halbe Stunde zu rasten. Kaum waren wir da angelangt, so fuhr der Feldmarschall, welchen das Jubelgeschrei der Soldaten uns schon von weitem verkündete, an

uns vorüber. Die vielen edlen Pferde an der Hand ihrer schlanken, gut aussehenden Reiter, die verschiedenen Gruppen, welche sich während der Rast zu diesem oder jenem Zwecke bildeten, Alles dieses bot einen sehr schönen malerischen Anblick. Dazwischen ritten Ordonnanzen von fast allen Kavallerieregimentern, Husaren, Uhlanen und Dragonern. Andere waren abgesessen und theilten mit ihren Kameraden ein Stück Brod und einen Schnaps. Im Allgemeinen wurde diese kurze Rast zum Frühstücken benutzt, jeder theilte mit, was dem Andern fehlte, und auch ich erhielt als Austausch für einigen vortrefflichen Proviant, den mir meine freundliche Wirthin, Madame Reichmann, mitgegeben, einen außerordentlich guten Liqueur.

Bald erklang die Trompete wieder zum Aufbruch; Alles saß auf, unzählige Cigarren und Pfeifen wurden angebrannt, und wie die Kinder Israels in der Wüste zogen wir weiter, begleitet von einer großen weißen Rauchwolke.

Unser Zug sah recht bunt und glänzend aus. Den Vortrab machten einige vierzig Sereschaner im rothen mit Gold besetzten Costüm, die kleinen muntern Pferde reichlich mit eben solchen Quasten geschmückt. Nach ihnen kamen die Stabsdragoner in ihren weißen Mänteln, untermischt mit lustigen ungarischen Husaren, meistens courbettirend oder im kurzen Galopp reitend, denn so ein Husar ist kaum im Stande, im ruhigen Schritt zu reiten; dann ernstere Uhlanen mit der langen Lanze, an welchen das schwarzgelbe Fähnchen flatterte. Ihnen folgte das eigentliche Hauptquartier, die Suite des Feldmarschalls, Generale, Stabs- und Subalternoffiziere aller Waffengattungen. Die glänzenden Waffen, das Gold der Stickereien, welches in dem Strahle der Sonne erglänzte, gewährten einen reichen Anblick.

Unter den Reitern bemerkte ich an diesem Morgen auch die Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold mit ihren Gefolgen; letzterer in der eleganten ungarischen Husarenuniform ritt einen prachtvollen Rappen, der mit dem kühnen Reiter wie ein Vogel über Steinhaufen und Wegeinfassungen hinwegflog.

Jetzt folgten Packpferde, Handpferde, Equipagen, Gensdarmen, Botenjäger, ein ungeheurer Troß! Wo unser Nachtquartier sein würde, wußten während des Vormittags wenige, und erst gegen 12 Uhr Mittags hieß es, der Feldmarschall ist in St. Angelo, und dort wird das Hauptquartier heute Nacht bleiben.

Es wurde für einen so langen Zug ziemlich schnell geritten, denn wir legten die achtzehn Miglien hieher in etwa fünf Stunden zurück. Oft war der Weg stundenlang neben uns mit Batterien, Munitionswagen, Proviant und Sanitätskarren, Brückentrain und Packwagen bedeckt. Grenadierbataillone, Chevauxlegers und Dragoner ruhten an der Straße, und aus allen umliegenden Ortschaften hatten sich Tausende von Zuschauern herbeigezogen, welche dem Ganzen eine noch größere Mannigfaltigkeit verliehen.

St. Angelo liegt in der Niederung, aus welcher sich in der Mitte des Orts ein altes Castell erhebt, in welches das Hauptquartier gelegt wurde. Dieß Castell beherrscht die ganze Umgebung und ist mit festen Thürmen, Mauern und großen Thoren versehen, im Ganzen recht gut erhalten, so daß wir herrliches Quartier bekamen. Breite steinerne Treppen führen von der Hauptterrasse in einen etwas verwilderten Garten; hier halten colossale Löwen die Wache; doch ist ihren Krallen das Wappen der Familie entfallen, die dieses Schloß gebaut. Rings um den Garten liegen alte Häuser, die wohl schon bessere Zeiten erblickt; denn man sieht es ihren Terrassen, Veranden und großen Bogenfenstern an, daß dort meistens eine andere Bevölkerung gehaust.

Abends wurde hier eine äußerst interessante militärische Reunion gehalten. Der Feldmarschall Graf Radetzky ließ nach Tisch ein Musikcorps aufspielen. Die Thore des Gartens wurden auf allen Seiten geöffnet und bald war derselbe mit Tausenden von Soldaten und Offizieren bedeckt, eine große militärische Musterkarte. Die Fenster der umliegenden Häuser füllten sich meist mit weiblichen Zuschauern, auf den Treppen des Castells glänzten die verschiedensten Uniformen in Gold, Silber und allen Farben; dazu eine wundervolle Abendbeleuch-

tung — es war ein unbeschreiblicher Anblick, man hätte das alte Schloß nicht malerischer umgeben können. Vom obern Stock schauen die verfallenen Fenster melancholisch herab, uralter Zeiten gedenkend, wo der Garten vielleicht ebenso von bunten Massen wimmelte und lustige Menschen hier ihr Wesen trieben. Ein ewiger Wechsel!

Morgen wird es wieder ruhig und still hier sein — doch heute ist es das fröhlichste Durcheinander. Das Musikcorps spielt einen heitern Steyerer, die Tyroler Schützen, Jäger und Wiener Freiwilligen fassen einander an und tanzen jauchzend umher, so daß sich am Ende auch die ernsten ungarischen Grenadiere mit fortreißen lassen, einen Sprung zu riskiren. Generale und Oberoffiziere mischen sich in die Tanzunterhaltung, und der alte ehrwürdige Feldmarschall steht mitten in dem Jubel seelenvergnügt, und lachte herzlich über den ungeheuern Lärm, den seine militärischen Kinder in ihrem Uebermuthe verursachen.

Aber auch an einem ernsten feierlichen Schauspiel fehlte es heute nicht. Nachmittags erschien eine Deputation von vier Grenadieren des Regiments Wasa beim Feldmarschall und bat inständigst, bei der nächsten Schlacht vorangestellt zu werden und den ersten Sturm ausführen zu dürfen. Sie wollten, so sagten sie, den unbefleckten Namen ihres Regiments wieder herstellen, den ihre Brüder in Ungarn, leider Gottes! sehr verdunkelt. Sie erhielten diese Erlaubniß und verkündigten es jubelnd ihren Kameraden.

Von unserm Schloß hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Ebene vor uns, und als es Nacht wurde, wechselte diese Ansicht, die uns am Tage ringsum kleine Bivouaks und Lagerplätze geboten, auf eine schöne und prächtige Art. Ueberall sah man die Wachtfeuer leuchten, bald ganz frei im Felde, die umherstehenden Soldaten in röthlichem Lichte beleuchtend, bald hinter Scheunen und Häusern die Conturen derselben auf feurigem Grund scharf heraushebend; schattenhaft sahen die Soldaten aus, die an dem Feuer beschäftigt waren, ihr Abendbrod zu kochen. Die vorderen schwarz, die hinter dem Feuer stehenden hell angestrahlt von der Flamme.

In dem Hofe unseres Schlosses lag eine Compagnie Grenadiere, die sich auf großen Strohhaufen bei ihren Wachtfeuern häuslich eingerichtet hatte. Was wir von unsern Fenstern in der Ferne sahen, erblickten wir hier in der Nähe. Eine ansehnliche Marketenderei war ebenfalls hier aufgeschlagen und der gute rothe Landwein wurde aus großen Flaschen und Blechgefäßen tüchtig verkostet. So eine Anzahl Grenadiere im Kreis um das Feuer stehend ist ein prächtiger Vorwurf für einen Maler. Die Hände auf dem Rücken standen verschiedene da; den rechten Fuß keck vorgesetzt, schaute der Grenadier unter der schwarzen Bärenmütze hervor mit dem bronzfarbenen Gesicht nachdenkend ins Feuer. Er mag wohl allerlei Gedanken dabei gehabt und vielleicht an seine Pußta gedacht haben, wo er auch manchmal wie hier am flackernden Feuer gestanden. In dem Hofe summte übrigens lustiges Gespräch und die wohlklingenden Laute der ungarischen Sprache dröhnten im lauten Echo von den Mauern, die den Hof rings umgaben, und die wohl auf dieses ungewohnte Leben ganz verwundert drein schauten, bald blaß bald roth werdend, nachdem die Gluth der Feuer durch neu aufgelegtes Reisach emporloderte oder in sich zusammensank.

Bald wurde es aber stiller im Hof, die Nacht schwang ihren schwarzen Schleier, umflorte die müden Augen. Die Grenadiere am Feuer nickten ein, der Weinkrug machte nicht mehr die Runde und bald hörte man im ganzen Hauptquartier nichts mehr als den einförmigen Schritt der Schildwachen.

VII.

Der Feldmarschall und sein Hauptquartier.

Bevor ich den Leser weiter in dem Hauptquartier führe, will ich über dasselbe, über den Marschall und seine Umgebung, über diesen Centralpunkt der Armee, von welchem aus Leben und Bewegung in den gewaltigen Körper strömt, eine Schilderung versuchen.

Das Hauptquartier des Marschalls ist verhältnißmäßig sehr klein, aber wie alle Hauptquartiere in seinem Ganzen mühsam zu bewegen wegen des Trosses, der sich erlaubter-, sowie unerlaubterweise anhängt. Im Mittelpunkt aller Geschäfte hier steht der Marschall selbst — wollte man das Bild der rechten Hand gebrauchen, so müßte man sagen: er hat deren zwei — die Feldmarschalllieutenants Heß und Schönhals, wie bekannt zwei militärische Namen von großer Bedeutung, wie zwei Männer von den liebenswürdigsten freundlichsten Formen. Den Marschall umgeben die Offiziere seines Generalstabs, seine General- und Flügeladjutanten, Intendantur- und Feldpostbeamte, sowie zahlreiche Ordonnanzoffiziere, die berühmten „Kibitze" des Feldmarschalls. Wie der Kibitz unermüdlich hin- und herfliegt und seinen Weg sucht durch Röhricht und Moor, durch Gestrüpp und Sumpf, dabei aber immer heiter und wohlgemuth ist, so auch die Ordonnanzoffiziere und deßhalb

ihre Namen „Kibitze.“ Alle diese Herren nun führen die nöthigen Hand- und Packpferde mit sich und die Stabsoffiziere obendrein einen Wagen für ihre Effekten, hiezu kommen noch der Generalstab und die Adjutantur, Feldkanzlei und gewöhnliche Packwagen, die Feldpost, unzählige Gensdarmen und Botenjäger, Post- und Courierwagen, die Intendantur, deren Herren meistens in ihren Equipagen fahren, Kassen und Packwagen, sowie Verpflegungsbeamte aller Art. An diesen erlaubten und nothwendigen Troß schließt sich nun der unerlaubte, als Hand- und Packpferde von Offizieren anderer Armeekörper, Privatdiener mit überzähligen Equipagen, Bauern mit Weinkarren und Ochsentreiber. Dies Ganze ist eingerahmt von den Stabsdragonern und Sereschanern, der Bedeckung des Hauptquartiers. Auf dem Marsche schließt sich der Troß so viel wie möglich an das Hauptquartier selbst an, wird aber durch Truppencolonnen, die auf derselben Straße marschiren, oftmals von dem Hauptquartier getrennt und löst sich dann in eine unabsehbare Linie auf, was Abends bei der Ankunft im Nachtquartier zu vielen Unannehmlichkeiten Veranlassung gibt. Hier fehlen Handpferde, dort ist ein Packpferd nicht aufzufinden und wahrscheinlich zurückgeblieben, Beamte forschen nach ihrem Kanzleiwagen, Equipagen haben sich verirrt und kommen die Nacht gewiß nicht mehr zum Vorschein, Hunde springen von den Packwagen und suchen ihre Herren, Pferde stampfen und schlagen, und glücklich ist der, welcher sein Quartierbillet hat, wenn ihm nicht unter der Zeit die Ordonnanz mit dem Mantelsack, das heißt in ihr Quartier, das man nicht aufzufinden weiß, geritten ist. Hiezu kommen immer neue Truppencolonnen, Artillerie, Infanterie, Kavallerie, die mit klingendem Spiel durchziehen und den schon vorhandenen Lärm bedeutend vergrößern.

Der Feldmarschall, der auf größeren Märschen in seinem kleinen Coupé mit vier Pferden bespannt fährt, hat zwei große Fourgons bei sich, auf welchen sich das Service und Tafelgeräthe befindet, das er für sich und sein Gefolge braucht. Auf Märschen und im Feld nämlich sind sämmtliche Offiziere und Beamten, die sich in seiner Nähe be-

finden, beständig zur Tafel eingeladen. In dem Hofe des Hauses, wo der Marschall wohnt, wird — wenn es die Zeit erlaubt — emsig abgepackt, Küchebatterien, Teller und Bestecke kommen zum Vorschein, und der Koch des alten Herrn (dem man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er sein Uebermögliches gethan, um uns im Feld gute Mahlzeiten zu verschaffen) nimmt Fleisch und Gemüse, wo er es findet, und beginnt seine Arbeit. Die Tafel wird in irgend einem Zimmer, oder in Ermangelung desselben im Hofe aufgeschlagen. Der Marschall setzt sich in die Mitte der langen Seite, um ihn her (jedoch nicht als unumstößliche Regel) die Erzherzoge, Feldmarschallieutenants und dann alle übrige, wie sie gerade Platz finden; doch wird nicht darauf gesehen, daß sich Alles nach der Rangliste zusammenfindet — der Feldmarschall sitzt neben dem Hauptmann, der General neben dem Lieutenant und ein Band der Fröhlichkeit und guter Laune umschlingt Alle. Diese Mahlzeiten waren einfach: eine Reissuppe, Rindfleisch, Gemüse mit Beilage, Braten und Salat, dazu guter rother Wein, den man hier überall und in reichlichen Quantitäten findet. Ich werde mich nur mit großer Freude dieser Mittagstische, der Heiterkeit, die hier herrschte, und des liebenswürdigen Tons, mit welchem hier die Unterhaltung geführt wurde, erinnern, dabei werde ich dann auch die gereimten Trinksprüche unseres vortrefflichen Generalintendanten, des Grafen Pachta, im besten Andenken behalten, namentlich die, durch welche er am Namenstage des Feldmarschalls, dem Josephstag (es war in St. Angelo) die Gesellschaft in hohem Grade erheiterte. Ich bedaure, den launigen Toast, dem der Marschall und die ganze Gesellschaft so großen Beifall zollte, nicht wortgetreu mittheilen zu können.

Ueberhaupt ist dieses freundschaftliche Zusammenleben des ganzen Hauptquartiers ein ächter Wiederstrahl der ritterlich-militärischen Kameradschaftlichkeit, wie solche in der österreichischen, aber nicht bei allen Armeen zu finden ist. War man im Quartier angekommen, hatte man seine Sachen etwas in Ordnung gebracht, so fand man sich ohne Verabredung an irgend einem Orte des Städtchens oder des Dorfes

zusammen, gewöhnlich im Café; mochte es noch so armselig sein, man fand doch überall in Italien eine gute Tasse des schwarzen levantischen Trankes. Mit Cigarren half Einer dem Andern gerne aus und so blieb nicht viel zu wünschen übrig. Wo sich gar kein Kaffeehaus vorfand, fanden des Abends sich die Angehörigen des Hauptquartiers oftmals im Hause zusammen, wo der Feldmarschall selbst wohnte und hier machten Oberst Schlitter und Major Eberhardt die freundlichen Wirthe. Guten Wein fand man überall, den Humor brachte man mit und diese geselligen Unterhaltungen am Abend waren mir die angenehmsten Stunden.

Es entwickelten sich hier, namentlich unter den Ordonnanzoffizieren, erstaunliche und ganz eigenthümliche Talente. Wenn sämmtliche Lieder — und deren gab es keine kleine Zahl — abgesungen waren, so wurden noch die merkwürdigsten Concerte aufgeführt. Ich kann nicht umhin, hier unseres Freundes, des Oberlieutenants Haizinger zu gedenken, der — die Seele dieser Abendunterhaltungen — in diesem Augenblick mit seinem Regiment Lichtenstein-Chevauxlegers in Ungarn sich befindet. Mögen ihm diese Zeilen, wo sie ihn finden, einen herzlichen Gruß von mir nebst einem warmen Dank für alle vergnügten Stunden, welche ich ihm verdankte, sagen.

Wie aber so das ganze Hauptquartier des Feldmarschalls Radetzky in den heiteren Stunden des Lebens mit einem fest innigen Band umschlungen wird, so auch wenn die ernsten Stunden schlagen. Das Hauptquartier ist eine einzige große Familie, die einen geliebten Vater an der Spitze hat, die fest durchdrungen ist von einer einzigen Idee, der: dem Willen des Führers zum Ruhm des Vaterlandes zu dienen, es ist ein fester Körper, durchhaucht und geleitet von dem Geiste des Feldmarschalls, von welchem ein Wort hinreicht, um den Gedanken zur That zu machen und so die glänzendsten Resultate herbeizuführen. Und so wie alle Glieder des Hauptquartiers ihren Führer lieben, so sind sie auch herzlich gesinnt unter sich. Es gibt wohl wenige Armeen, wo ein so schön kameradschaftliches Verhältniß, wie in der

österreichischen herrscht, und wo Rang und Stand in dem außerdienstlichen Verkehr so wenig in Betracht kommt. Nur im Dienst gilt die Charge, außerdienstlich aber ist nur hohe Verehrung und innige Liebe die Scheidewand, welche den Offizier vom Feldmarschall trennt. Ich kann nicht umhin, hier in gerührtem Danke der ehrenvollen und freundlichen Aufnahme zu gedenken, die mir im Hauptquartier von Allen ohne Ausnahme zu Theil wurde, wofür ich um so dankbarer bin, als ich mich aus früherem Leben erinnere, daß dergleichen Artigkeiten und Zuvorkommenheiten nicht überall zu Hause sind. Wie oft gaben mir bei wichtigen Veranlassungen Offiziere aller Grade und Generale einen guten Platz und zogen sich zurück, um mich das Interessante sehen zu lassen! Ich will hier in der oben angegebenen Beziehung von dem Feldmarschall Radetzky gar nicht reden, denn seine Güte und Freundlichkeit ist hinreichend bekannt und von einem so hochbejahrten und hochgestellten Mann wahrhaft rührend.

Indem ich nun zu einer kurzen Schilderung der liebenswürdigen Persönlichkeit des Feldmarschalls, des weltberühmten Mannes übergehe, fühle ich die ganze Schwierigkeit dieser Aufgabe und bitte um die vollste Nachsicht des Lesers. Könnte ich sein Bild wiedergeben, diese Größe mit Liebenswürdigkeit gepaart, wie es in meinem Herzen steht, könnte ich ihn so darstellen, wie ihn Alle, welche das Glück hatten, um ihn zu sein, täglich sahen und reden hörten und mit Verehrung und Liebe zu ihm aufblickten, könnte ich diese Gefühle in meine Feder legen, so wäre es mir vielleicht möglich, eine genügende Schilderung dieses großen Mannes zu geben. Aber nur sein Aeußeres wiederzugeben ist bis jetzt einer andern Kunst, einer Kunst für diesen Fall viel ausreichender, der Malerei, nicht gelungen, obgleich der Feldmarschall zu Fuß oder zu Pferde etwas so Bestimmtes und Eigenthümliches hat, das ihn vor allen Andern auszeichnet, wie es vielleicht nur bei Friedrich dem Großen und Napoleon der Fall war.

Im dichtesten Gewühle des Marsches und der Schlacht reicht ein einziger Blick hin, um Vater Radetzky augenblicklich von seiner Um-

gebung herauszufinden, nicht als ob er eigenthümlich gekleidet sei, er trägt denselben hechtgrauen Rock, wie alle übrigen Generale und einen unscheinbaren Hut mit grünem Federbusch, auch nicht, als ob seine Figur vor Andern hervorragend gewesen wäre, im Gegentheil, er ist fast der kleinste seines ganzen Gefolges und doch wird Jeder sagen, der ihn auch zum erstenmal sieht, dieser und kein anderer ist der große Marschall.

Joseph Wenzel Graf Radetzky von Radetz wird am 2. November d. J. 84 Jahre alt, doch verräth sein Aeußeres durchaus nicht ein so hohes Alter. Er ist nicht groß, aber kräftig gebaut, ohne jedoch stark zu sein und geht gewöhnlich sehr gerade und aufrecht mit schnellen Schritten einher. Ist er in seinem Zimmer, so hat er die Hände gern auf dem Rücken; spricht er mit Jemand, den er wohl leiden kann, so schiebt er seinen Arm unter den des Andern oder nimmt ihn auch bei der Hand und spaziert mit ihm auf und ab. Seinen Kopf trägt er kaum merklich gebückt, schaut aber frei um sich, die Züge seines Gesichts sind das Einzige, woran man sein hohes Alter erkennen kann; doch haben sie dabei einen ungemein gewinnenden Ausdruck und zeigen unverkennbar das Gepräge seiner Herzensgüte. Ebenso gern wie er einen Spaß anhört, macht er auch selbst einen, er hat einen guten Humor und sagt seine guten Einfälle in einer Gutmüthigkeit, die hinreißend ist; wenn er so recht heiter und vergnügt ist, namentlich wenn er lacht und er kann recht herzlich lachen, so steigert sich der lebendige Ausdruck seines Gesichts ungemein, seine biedere große Seele liegt in solchen Augenblicken offen da und man sieht auf den klaren Grund seines Herzens, der rein und glänzend ist, ohne Falsch und Bitterkeit. Wenn er heftig lacht, wischt er sich mit seinem Sacktuch zuweilen die Augen; sein Kopf ist eher rund wie länglich, seine Stirne hoch, der Blick seines Auges freundlich und beredt und wenn er mit Jemand spricht, sieht er ihn fest an. Dieser Blick, ohne hart oder streng zu sein, hat etwas so Ergreifendes und Gewinnendes, dabei Forschendes und Gebietendes, daß ich glaube,

es ist unmöglich vor ihm etwas zu verheimlichen, was man auf dem Herzen hat, oder noch unmöglicher, vor dem alten Herrn eine Lüge zu sagen. Hört er einem wichtigen Vortrag zu, so senkt er nachdenkend den Kopf und stützt wohl eine Hand in die Seite. Sein Haar ist weiß und ebenso sein kleiner Schnurrbart, den er seit der Schlacht von Novara stehen ließ.

Die Stimme Radetzky's ist tief und kräftig; wenn er vergnügt ist und einen Offizier etwas fragt, so weicht er bisweilen von dem förmlichen „Sie" durch die Worte ab: „meint Ihr's vielleicht nicht auch so, Freund?" ja bei außerordentlichen Fällen der Gewohnheit sagt er auch wohl ganz vertraulich: Du. Beim Durchlesen der Berichte über glänzende gelungene Gefechte, oder wenn er sieht, wie seine braven Truppen muthvoll und freudig angreifen, dann lacht er gern laut auf vor Freude. Ich hatte das Glück später in der Schlacht von Novara lange an seiner Seite zu stehen und hielt ihm mehreremale sein Fernrohr, und muß gestehen, daß ich auf diese Dienstleistung mit Recht stolzer bin, wie vielleicht mancher Großwürdenträger, der seinem Fürsten die Krone vortrug. Wir hatten vor uns eine kaiserliche Batterie, die unaufhörlich ein furchtbares Feuer auf die Piemontesen unterhielt, ein Feuer, vor dem die feindliche Artillerie trotz ihres schweren Kalibers weichen mußte. Da war der alte Herr ganz glücklich; „schauen's, schauen's," sagte er einmal über das anderemal, „wie die braven Leute schießen, denen muß man gleich was Angenehmes sagen," und bei dem dicksten Kugelregen wollte er ihnen entgegen, um seinen Kindern mit einigen freundlichen Worten zu danken.

Dagegen umflort sich sein Blick, wenn er von den Gefallenen und Verwundeten hört, und tiefe Bekümmerniß malt sich in seinen Zügen beim Anblick all des menschlichen Elendes und aus tiefster Brust seufzt er zuweilen: Jesus Christus! In Zorn geräth er selten, kann aber dann für den Betreffenden heftig und unangenehm werden, doch kommt dieß nur bei groben Nachlässigkeiten vor und namentlich bei

Vergehen der Verpflegungsbeamten, wenn durch Vergeßlichkeit oder schlechte Anordnung der Soldat sein Brod und seinen Wein zu spät oder in mittelmäßiger Qualität erhielt.

Der Marschall hat ein offenes gutes Herz für alles Unglück, mag es Freund oder Feind betreffen, und handelt mit der strengsten Unparteilichkeit. In Garlasco, wo die Soldaten, nachdem sie den Feind bei Gravellone und la Cava zurückgeworfen, einige kleine Excesse begingen, das heißt Brod und Wein wegnähmen, bestrafte er diese Leute aufs strengste, ließ durch den Ortsvorsteher augenblicklich eine Summe Geldes an die Beschädigten austheilen und gab zu einer Sammlung, welche die Offiziere des Hauptquartiers zu demselben Zweck unter sich veranstalteten, eine sehr reiche Gabe.

Die Thaten des Feldmarschalls, sowohl als General wie als Staatsmann, sind zu bekannt, sie liegen so nahe vor uns und bezeugen so glänzend seinen großen Geist und seine vielseitige Bildung, um darüber etwas Weiteres zu sagen; er spricht deutsch, französisch, italienisch mit gleicher Fertigkeit, unterhält sich aber am liebsten in der deutschen Sprache. In seinem Salon bei seinen Diners ist er vollendeter Weltmann und freundlicher Wirth. Die tiefe Verbeugung eines jeden Eintretenden beantwortet er, auch wenn er im Gespräch begriffen ist, mit einer vertraulichen Handbewegung, und eine gewisse Pantomime sagt augenblicklich, man solle Hut und Säbel ablegen; auch hat er für jeden ein paar liebenswürdige Worte und geht gewöhnlich bei der ganzen Gesellschaft herum, ohne dabei in die Steifheit des gewöhnlichen Cercle-Abhaltens zu verfallen. Hiebei kommt ihm nun natürlich sein außerordentlich starkes Gedächtniß zu Hülfe, er kennt das Leben fast jedes Einzelnen, der zu ihm kommt, und weiß das Gespräch immer mit einer freundlichen Erinnerung zu beleben; auch erweckt er in hohem Grade das Zutrauen Aller, welche ihm nahen, daher bewegt sich auch die ganze Umgebung, den großen General und Staatsmann natürlich aufs höchste achtend und verehrend, doch stets ohne Zwang und leere Förmlichkeiten um ihn. Mit den höheren und niederen

Offizieren seiner Umgebung lebt der Marschall auf vertraulichstem, angenehmstem Fuß und läßt dieselben nie in einer sie verletzenden Weise die Ueberlegenheit seiner Stellung und Persönlichkeit fühlen. Häufig trat er mitten unter uns, wenn wir zusammen lachten oder Geschichten erzählten oder um ein Feuer saßen, und mischte sich in die Unterhaltung. Er konnte es nicht leiden, wenn Alles von den Sitzen aufsprang und Feldmütze und Cigarren verschwanden. „Bleiben's sitzen, Freund'," rief er dann, „machen's keine Sachen, setzt's mir die Mützen auf." In früheren Jahren, als Kavallerieoffizier, hatte er auch seine Pfeife, raucht aber jetzt nicht mehr.

Mit den Soldaten umzugehen, hatte er eine eigene Gabe und die Verehrung und Liebe derselben für ihn grenzt an's Unglaubliche; er spricht gern mit ihnen, tritt zu einer Gruppe Grenadiere, Jäger oder was gerade in seiner Nähe ist, und erkundigt sich nach ihren Verhältnissen; wie oft sah ich, daß er zu einzelnen Schildwachen ging und denselben, da es ihnen verboten ist, auf dem Posten etwas anzunehmen, einige Zwanziger in die Patronentasche steckte. In Novara erzählte man, wie der alte Marschall häufig arme Leute auf der Straße beschenkt habe; bei dem Vorbeimarsch der Truppen trat er in die Reihen, hier einen alten Unteroffizier begrüßend, dort einen Offizier auf die Schulter klopfend, oder zu den meist blutjungen Wiener Freiwilligen und Jägern freundliche ermunternde Worte sprechend, und so herzlich und liebevoll war er bei allen Veranlassungen.

Wenn ihm bei seinen Diners gemeldet wurde, daß servirt sei, so lud er durch freundliche Verbeugung die Gesellschaft ein, in den Speisesaal zu treten, schob die ältesten Generale und höheren Personen freundlich lachend vor sich her und wir andern folgten in bunter Reihe. Zuweilen war bei Tisch eine einzige Dame, die geistreiche und sehr liebenswürdige Gemahlin des Feldmarschalllieutenant Heß, welche der alte Herr in diesem Fall zur Tafel führte. Diese Diners bestanden meistens aus dreißig bis vierzig Personen, und waren sehr angenehm mit großer Heiterkeit gewürzt; die näheren Bekannten setzten sich zusammen,

ich saß gewöhnlich bei Oberst Schlitter, Eberhardt, Graf Forgatsch und dem Legationsrath Baron Metzburg, und mancher lustige Einfall, der hier entstand, machte die Runde am Tisch und wurde lachend dem alten Herrn mitgetheilt. Sein Gedächtniß ist, wie schon gesagt, außerordentlich gut, und wenn er in seinen Erzählungen an die letzten Türkenkriege kommt, die er mitgemacht, so ist es ihm nicht schwer, sich, wenn er von gewissen Gefechten spricht, der Namen an sich nicht bedeutender Anführer zu erinnern, so wie der meisten seiner Kameraden, die damals mit ihm Kadetten oder Lieutenants waren.

Im Feldlager war natürlich das ganze Leben ein anderes, wie in der Villa Reale zu Mailand, doch kam man sich draußen noch näher und lebte herzlicher und vertrauter. Der Marschall war im Hauptquartier beständig wie ein Vater unter seinen Kindern und ergötzte sich namentlich an der Lust und Fröhlichkeit der jungen Ordonnanzoffiziere, seiner „Kibitze.“ „Sehen Sie,“ sagte er mir eines Tages nach der Tafel, „im vorigen Feldzug hatten wir nicht so viel, wie jetzt, da ging's oft mager her, da hat mir Morgens Freund Haizinger meine Chokolade angefertigt,“ dabei lachte der alte Herr laut und fröhlich und fuhr fort: „er soll Ihnen selbst sagen, wo er die Milch dazu hernahm.“ Das Faktum war, der General W. führte eine Ziege mit sich, von welcher die jungen Offiziere in der Morgendämmerung die erste und beste Milch heimlich für den alten Marschall holten. Die Lebensweise des Grafen Radetzky ist außerordentlich regelmäßig und einfach. Morgens um 5 Uhr steht er auf, nimmt seine Arbeiten vor und frühstückt seinen Kaffee um 6 Uhr mit den Adjutanten und Ordonnanzoffizieren vom Dienst. Um 10 Uhr kommt ein kleines Gabelfrühstück und um 4 Uhr Nachmittags das einfache Diner, wozu der Marschall gewöhnlich eine Flasche Rothwein trinkt. Abends um 7 Uhr nimmt er seinen Thee, spielt mit einigen eingeladenen Offizieren eine Partie Tarock und geht um 9 Uhr zu Bette, wo ihn alsbald ein gesunder Schlaf erquickt, der bis zum andern Morgen dauert. Im Feld hält er die Stunde des Abmarsches mit großer Genauigkeit, bricht wohl

hie und da früher auf, aber nie später. Berichte, die einlaufen, läßt er sich meistens vorlesen, aber Alles, was abgeht, liest er selbst durch.

Seine Handschrift ist nach der alten Schule, aber deutlich und leserlich, bei den Dienstsachen zeichnet er einfach: „Radetzky," bei Courtoisieschreiben aber: „Graf Radetzky." Oft, wenn es eilig ist, unterschreibt er seine Depeschen auf dem Knie.

Der Feldmarschall reitet fest und sicher und liebt die schnellen Gangarten, so bei Novara wurde mehrere Miglien zwischen Truppen, zwischen Todten und Verwundeten vorbei mit scharfem Jagdgalopp geritten. Seine Pferde sind starke Mecklenburger, meistens Schimmel, sein Sattel deutsch mit reich gestickter Feldmarschallsschabracke, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt. Sein Anzug ist ein grauer Rock mit goldbesetztem Kragen, dazu den Kavalleriesäbel und Hut mit grünen Federn.

So steht sein Bild vor mir in der Erinnerung an die schönsten Augenblicke des letzten Feldzuges, ja an die schönsten Augenblicke meines Lebens, und mehr als einmal, wenn er so daherkam auf der mit Tausenden von Soldaten bedeckten Heerstraße, stimmte ich aus vollem Herzen ein in die Vivats, Zivio und Eljen mit einem tief empfundenen begeisterten: „hoch lebe Radetzky!"

VIII.

Torre bianca. Pavia.

Mittags gegen 4 Uhr am 19. März verließen wir St. Angelo und setzten uns auf der Straße gegen Pavia in Bewegung. Obgleich wir den ganzen Tag Truppenkörper aller Art sahen, und obgleich man wohl bemerkte, daß sich die Armee gegen den Tessino concentrirte, so hatte doch Niemand außer den Eingeweihten irgend eine bestimmte Meinung von den Projekten des Marschalls.

Wir zogen dahin, wie gestern, dasselbe Getümmel, dasselbe Leben. Einer der Stabsdragoner hatte einen eigenthümlichen Unfall. Er galoppirte nämlich etwas übermüthig dicht neben einem sehr schmalen Graben; auf einmal strauchelt das Pferd, stürzt, wirft den Reiter ab und fällt mit dem Sattel zu unterst in den Graben, wo es, die vier Beine in die Höhe streckend, so fest eingekeilt lag, daß es nur mit großer Mühe wieder losgemacht werden konnte. Doch hatte weder Reiter noch Pferd irgend einen Schaden gelitten.

Es dämmerte schon als man hörte, daß wir uns in der Nähe unseres Quartiers befänden. Die Erzherzoge mit ihrem Gefolge ritten links von der Chaussee ab, und wir sahen bald unser heutiges Nachtquartier vor uns. Es war Torre bianca, wo das Hauptquartier hin

verlegt wurde. Durch unser gestriges gutes Quartier verwöhnt, sah ich anfänglich mit Besorgniß, daß zum Wohnen für uns Alle nur ein kleines Häuschen vorhanden war, doch — wir waren eben im Felde, und da muß jedes Obdach gut sein. Pferde und Wagen wurden unter den Portici untergebracht, die den Hof umgaben. Für den Feldmarschall und einige andere Herren fanden sich glücklicherweise ein paar Zimmer und für alle Uebrigen wurde der große Salon geöffnet.

Dieser große Salon war zu ebener Erde und hätte eben so gut auch Hausflur genannt werden können. Hier wurde sehr frisches Stroh aufgeschüttet, das Fußende der Betten durch Bänke und Stühle dargestellt, und das Schlafgemach war fertig. An Speisen war außer einigem Brod und Wein nichts vorhanden, weßhalb eine große Salamiwurst, die ich in Mailand gekauft hatte und jetzt zum Vorschein brachte, mit großem Jubel empfangen und gemeinschaftlich verzehrt wurde. Gute Laune brachten die Meisten mit und so hielten wir auch ohne reichen Speisevorrath doch ein vortreffliches Abendessen.

Als es gänzlich Nacht wurde, suchte ich meinen trefflichen Weiler und meinen Rothfuchs auf, und ließ mir meinen Mantel geben, da die Nacht kalt zu werden versprach. Heute boten die Pferde und Reiter des Hauptquartiers ein ganz anderes Bild als gestern. Weniger lustig, ja viel ernster; da wegen der großen Heu- und Strohvorräthe im Hofe keine Feuer angezündet werden durften, so sah man in der Finsterniß nichts wie ein unerkennbares Durcheinander von Gestalten aller Art, hörte hie und da einen lauten Pfiff, ein leises Gespräch und dazwischen das Schütteln und Schnauben der Pferde. Als ich von meiner nächtlichen Wanderung zurückkam, fand ich den großen Salon so überfüllt, daß es mir unmöglich war, hinein zu dringen. „Suchet, so werdet ihr finden," dacht' ich, und forschte eifrig auf den Treppen und im Gange des kleinen Hauses nach, ob ich nicht einen passenden Schlafwinkel für mich entdecken könnte. Richtig! dort in der Ecke befand sich eine Matraze, schüchtern in sich zusammengerollt. Nachdem ich sie aus ihrer beklemmenden Stellung befreit und

ausgebreitet — der Hauseigenthümer hatte sie für sich bei Seite geschleppt — so fand ich auf dem Gange, zwischen einer alten Mehlkiste und der Thüre eines unaussprechlichen Gemachs, eine herrliche Schlafstelle, auf welcher ich zwar in der Nacht zuweilen von Gespenstern mit großen Bärten, die lachend über mich hinwegschritten, gestört wurde, doch im Ganzen trefflich schlief.

Morgens, kaum graute der Tag, es mochte vier Uhr sein, wurden wir aber auf eine höchst unangenehme Art geweckt. Es stürzte nämlich eine Ordonnanz in das Gemach neben mir, wo sich der Oberst Schlitter befand, mit dem lauten Rufe, es brenne im Hause. Schöne Geschichten das! im Hofe bei sechshundert Pferde und Alles mit Stroh und Heu angefüllt. Glücklicher Weise war es ein blinder Lärm, herbeigeführt durch Funken, die dem Kamin im Zimmer des alten Herrn entstiegen; aber eine Reveille von einigen Dutzend Trompetern hätte uns nicht so plötzlich auf die Beine und in die Kleider gebracht, wie diese Nachricht. Auch draußen war schon Alles durch den falschen Lärm in voller tumultuarischer Bewegung. Die Leute sattelten in der größten Eile ihre Pferde, um sich möglichst schnell aus dem Staube zu machen, und es kostete manch ruhiges Wort, ehe man sie allgemein von dem Unwahren des Lärms überzeugt und die Ruhe wieder hergestellt hatte.

Einmal so unsanft von unsern Ruhestätten aufgeschreckt, begab man sich nicht mehr nach denselben zurück, und bald darauf befanden wir uns in der Küche, um ein großes Kaminfeuer versammelt, sehnsüchtig nach dem großen kupfernen Kaffeekessel schielend, der auf Kohlen stand. Der Kammerdiener des Feldmarschalls packte seine Tassen aus, füllte sie mit dem braunen erquickenden Trank, und Jeder bekam sein Theil, so wie ein gutes Brod, das er, weiß Gott woher, erhalten.

Dieser warme Kaffee that in der frühen Stunde äußerst wohl, denn es war die Nacht recht kalt und der Schlaf für Manchen auch ein sehr unterbrochener gewesen, da jeden Augenblick Estafetten und Ordonnanzoffiziere gingen und kamen von und zu den Armeekorps, die

sich in Eilmärschen von allen Seiten gegen Pavia in Bewegung setzten. Von hier aus wurde dieses große und glänzende Manöver geleitet, das in wenigen Stunden und so glänzend unvorhergesehen sechzigtausend Mann über den Ticino warf. Man hat aber auch keinen Begriff von der Verschwiegenheit, von der Stille und Umsicht, mit welcher vom Hauptquartier aus die Fäden des ganzen Unternehmens geleitet wurden. So wenig in Mailand als in den folgenden Nachtquartieren wußte Jemand, außer wenigen Personen der nächsten Umgebung des Feldmarschalls, wohin es eigentlich gehe; ebenso bei den Armeekörpern, und daher kam es, daß dieser prachtvolle Uebergang ohne alle Belästigung vor sich gehen konnte.

Wir verließen Torre bianca gegen 6 Uhr und kamen um 8 Uhr nach Pavia. Dort war schon Alles in großer Bewegung. Auf dem weiten Platz am Mailänder Thor standen große Truppenmassen, Infanterie, Kavallerie und mehrere Batterien Artillerie. Wir ritten gegen den Gasthof „zur Lombardei,“ der die Ecke des Platzes mit der Hauptstraße von Pavia bildet.

Der Marschall ging in's Haus und wir Andern saßen ab, ohne eine Ahnung zu haben, was hier vor sich gehen würde. Man sagte uns nur, daß wir zwei Stunden hier bleiben würden. Oftmals hieß es beim Hauptquartier, man raste nur eine halbe Stunde, aber aus dieser halben Stunde wurden ganze Stunden, halbe Tage und halbe Nächte, wie z. B. hier in Pavia. Da man während dieser Zeit sich nicht weit entfernen durfte, so konnte ich auch oftmals nur die kurzen Berichte anfertigen, welche ich der Allgemeinen Zeitung einsandte.

Nachdem wir eine kurze Zeit neben unsern Pferden gehalten, fanden es Alle für besser, ebenfalls das Innere des Gasthofs zu untersuchen, und bald waren sämmtliche gerade nicht im Dienste befindliche Mitglieder des Hauptquartiers in den untern Zimmern des Albergo versammelt und der gute Rothwein, so wie vortreffliches Kälbernes schmeckten nach dem Ritt in der scharfen Morgenluft außerordentlich gut. Daß hier der Uebergang der ganzen Armee stattfinden sollte,

wußten bis jetzt noch Wenige, und erst als Regiment um Regiment, Batterie um Batterie unter klingender lustiger Feldmusik an dem Thore des Gasthofes, wo wir standen, vorbeidefilirten und wir uns bei der dampfenden Cigarre und unter muntern Gesprächen des schönen, wahrhaft großartigen Schauspiels erfreuten, — da ging uns plötzlich ein Licht auf, um was es sich handelte.

Der Uebergang über den Ticino wurde auf drei Brücken bewerkstelligt. Neben der großen steinernen Brücke wurden in der Nacht — in Einer Nacht — von unsern Pionieren noch zwei andere geschlagen. Die Ankunft der verschiedenen Armeecorps in Pavia war so sicher berechnet und ging so gut von Statten, daß der Uebergang ohne bedeutende Stockungen geschah und die Truppen ununterbrochen fortziehen konnten von Mittags 12 Uhr an den ganzen Tag hindurch, bis in die Nacht um 2 Uhr.

Genau um 12 Uhr am heutigen 20. März, an dem Tage und der Stunde, wo der aufgekündigte Waffenstillstand ablief, traten die ersten österreichischen Truppen an das andere Ufer des Tessino und der Feldmarschall ergriff auf diese Art die Offensive. Er stand während vieler Stunden lang an einem Fenster der engen Hauptstraße Pavias, und ließ die Truppen vorbeidefiliren. Der Lärm war wahrhaft betäubend, das Schmettern und Klingen der Feldmusik, das Dröhnen der Schritte von Menschen und Pferden, das Rasseln der Batterien, die in langen Reihen vorbeifuhren, das Jubelgeschrei der Soldaten, als sie den Marschall am Fenster erblickten, donnernde, tausendstimmige Vivat, Eljen, Evviva und Zivio (die Grüße in allen Mundarten der österreichischen Monarchie), und dieß Alles in der engen Gasse, die mit Menschen gepfropft voll war! Es wogte nun so beständig unter den lautesten Eindrücken dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bajonette, herzliche Grüße an Kameraden, Abschiede vielleicht für ewig! s' ciaò! — Grüß dich Gott! wie geht's? — Gut! — Leb' wohl! — Leb' wohl! — und die bekannten Gesichter ver-

schwanden in dem allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der munter klingende Marsch mahnt an's Weiterschreiten.

Was — dort schon hingerissen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen.

Es war wie eine Walpurgisnacht am hellen Tage, und ins Militärische übersetzt. Ich stieg auf das Dach des Hauses hinauf, von wo man den Lauf der Straße fast bis an den Ticino verfolgen konnte. Von hier sah die Soldatenmasse, zwischen die Häuser eingedrängt, besonders merkwürdig aus, einem Strome vergleichbar, der, zwischen Felsen eingedämmt, schäumend und tobend vorwärts rast. Diese Wellen spielten in allen Farben und glänzten, vom Sonnenlichte bestrahlt, in Gold und Silber. Die schwarzgelben Fahnen flatterten gleich den Adlern darüber hin, und das Gebrülle und das Rauschen dieses Flusses hörte man Stunden weit. Bei den drei Brücken am Fluß war der Lärm und der Jubel wahrhaft betäubend. Die Pferde wieherten gegen das Wasser, die Balken und Pontons der Brücken stöhnten und knarrten unter dem gewaltigen Druck der Kanonen und Wagen, das Hochrufen der Soldaten zerriß die Luft und gewann an Umfang, je mehr man sich dem Ufer näherte. Husaren, Dragoner und Infanterie sangen lustige Lieder, und die ausgelassenen Jägerbataillone, namentlich Tyroler und Steirer, ließen ihren volks- und eigenthümlichen Juchzer laut und kräftig nach Piemont hinein erschallen.

Gravellone, am andern Ufer, war fast ganz von Einwohnern verlassen, doch die Soldaten begingen nicht die geringsten Excesse, nur leerten sie eine Schmuggelniederlage aus, worin sich eine große Menge vortrefflicher Asti befand. Sehr komisch sieht während eines solchen Marsches das Schlachtvieh aus. Starke Ochsen, die hinter jedem Bataillon getrieben werden und die der Soldat unterwegs mit Allem behängt, was er nicht tragen mag. An den Hörnern prangt eine unzählige Menge Feldflaschen, auf dem Rücken hängen Brodbeutel und

Tornister, namentlich aber haben die Privatdiener ein besonderes Auge auf die Schlachtochsen und belasten sie mit allem dem, was sie gerade bei der Hand haben und nicht selbst schleppen wollen.

Als nun der Abend kam und die Truppen fort und fort durch die Straßen Pavias zogen, nahm das Leben und Treiben einen andern Charakter an und kein Laut war mehr hörbar, kein Ruf erschallte weiter. Die Nacht fordert ihr Recht. Man vernahm nur den einförmigen Schritt der Männer auf dem Pflaster und ein gewisses unbestimmtes Gesumme. Die Kavalleristen in ihren weißen Mänteln kamen von der Straßenecke an unserem Hause vorbei, wurden einen Augenblick von dem Laternenlicht an dem Thore des Gasthofes grell beleuchtet und verschwanden wieder gespensterhaft im Dunkel. Die Feldmusiken schwiegen und die Soldaten, die den Tag über so laut und lustig geplaudert, flüsterten nur noch leise zusammen. Die Bedienungsmannschaft der Kanonen und Raketenbatterien saß müde und schlaftrunken auf ihren Pferden und Wurstwagen, und je dunkler die Nacht wurde, desto heller glänzten die feurigen Spitzen der Lunten; oftmals war die Straße hierdurch auf lange Strecken weit solchergestalt mit glühenden Punkten bedeckt.

Nachdem es mehreremale geheißen, wir werden ebenfalls heute noch mit der Armee über den Ticino ziehen, blieben wir dennoch hier und wurden einquartiert. Ich kam in den Gasthof zum weißen Kreuz, wo ich auf einem Sopha des Vorplatzes ein ziemlich unbehagliches Bett fand.

IX.

Trumello.

Um 4 Uhr Morgens des folgenden Tages, den 21., ritten wir die abhängige Hauptstraße Pavias hinab gegen den Tessin, wo die Armee übergesetzt war. Wir waren vom Wetter begünstigt, denn ein herrlicher Tag dämmerte auf, als wir des Feindes Land betraten.

Da wir von nun an jeden Augenblick auf einen ernsten Widerstand stoßen konnten, so ritten wir mit gespannten Erwartungen in Piemont ein. Der Feldmarschall ließ durch die Armee nachstehende Ansprache an die Piemontesen in den Dörfern, durch welche sie zog, vertheilen, und wir sahen sie an manchen Häusern angeheftet. Sie lautete wörtlich:

„Bewohner Piemonts!

Bekanntlich brach Euer König vergangenes Jahr wider alles Völkerrecht in das Gebiet des Kaisers, meines Herrn, ein. Diesen in der Völkergeschichte beispiellosen Angriff warfen meine Siege zurück, und meine siegreiche Armee stand an den Ufern des Tessin. Euer König konnte Euch nur die Verheerung und Greuel des Krieges ersparen, wenn er den angebotenen Frieden annahm; statt dessen von ehrgeizigen Projecten gestachelt, bedroht er von Neuem widerrechtlich die Staaten meines Kaisers. So zwingt er mich, das Kriegstheater

in Euren fruchtbaren Gauen aufzuschlagen. Ihm also, nicht mir, dankt Ihr das Unheil, welches jener ungerechte Angriff über Euch bringen wird. Ich betrete mit meiner Armee Piemont, um den geängstigsten Völkern endlich Friede und Ruhe wiederzugeben. Das Ungemach, welches im Gefolge des Krieges ist, kann ich freilich nicht abwenden, aber die Disciplin meiner Armee bürgt Euch für Sicherheit der Person und des Eigenthums. Mischt Euch nicht in das Spiel der Waffen, überlaßt die Entscheidung den Soldaten, da Ihr anders ohne Hoffnung auf Erfolg nur den Druck des Krieges vermehren, mir aber die Möglichkeit nehmen würdet, ihn nach Kräften zu erleichtern. Niemals wurde ein so ungerechter Krieg als von Eurem König gegen den Kaiser, meinen Herrn, begonnen, niemals ein so gerechter, als den ich gegen Euch gezwungen führen muß. Mich reizen nicht, wie Karl Albert, Eroberungsgelüste, sondern ich glühe für die Vertheidigung der Rechte meines Kaisers und der Integrität des Reiches, welche Eure Regierung, im Bunde mit dem Aufstande, treulos bedroht."

Am gestrigen Tag hatte ich die ersten Schüsse gehört, und als ein heimkehrender Ordonnanzoffizier meldete, da drüben seien zwei Piemontesen erschossen worden, beschlich mich, ich will es gestehen, ein eigenthümliches Gefühl. Die Armee war uns heute weit voraus. Wir sahen am frühen Morgen nichts von ihr; sie war am vorhergehenden Tage noch in drei Colonnen auf der Straße nach Garlasco vorgerückt; die rechte Colonne nach Cerbolo, die mittlere nach Gropello, die dritte nach Dorna. Vom Feind, der nur einige schwache Vortruppen am Ticino hatte, wußte man nichts Genaues; nur so viel schien gewiß, daß sich sein rechter Flügel unter dem Herzog von Genua, 20—25,000 Mann stark, in der Linie von Vigevano und Mortara zurückzog.

So rückten wir denn nahe jenen denkwürdigen Kampfplätzen, wo die großen blutigen Schlachten am Ende des vorigen Jahrhunderts geschlagen wurden, deren Beschreibungen die Weltgeschichte aufbewahrt.

Mit den Schlachten in dieser Ebene begann General Bonaparte im Jahre 1796 seine glänzende Laufbahn. Hier schlug wenige Jahre darauf der alte Suwarow an der Spitze der verbündeten österreichisch-russischen Heere die Schlachten gegen Moreau und Macdonald und wenige Miglien davon entfernt überschritt der Consul Bonaparte den Po, und machte den Namen Marengo's auf ewige Zeit unvergeßlich. Doch ist die Lombardei, wie die Ebene Piemonts, nicht mehr so zum Tummelplatz großer Heere geeignet, wie sie es damals war. Landwirthschaft und Kultur, die immer vorwärts streben und sich jeden Fleck zu eigen machen, haben die Ebenen mit großen Maulbeeranpflanzungen bedeckt, haben zwischen dieselben leichtes Rebengelände aufgehängt und so in allen Feldern grüne Scheidegewände gebildet, die es sogar Infanteriecolonnen an manchen Stellen unmöglich machen, durchzudringen. Weite Strecken sind dergestalt angepflanzt und bebaut, daß es kaum einer Plänklerkette gelingt, geordnet vorzugehen, und daß es einem gewandten Jägerbataillon kaum möglich ist, dorten einigermaßen zu manövriren. Was außerdem noch hier die Kriegführung sehr erschwert, sind die vielen Bauerhöfe nnd Landhäuser, welche überall zerstreut liegen. Häufig findet man auf den Karten von Italien Ortsnamen, denen ein „C" oder „Ca" vorgesetzt ist, welches „Casino" — „Landgut" bedeutet, oder auch „Casa" — „Haus," „Landhaus." In der italienischen Kriegsgeschichte aller Zeiten spielen diese Cassinen eine wichtige Rolle, die meisten sind aus der alten Zeit her, sehr solid gebaut, mit schmalen Fenstern, welche hoch über dem Boden anfangen, versehen, und haben außerdem häufig Mauern und Gräben, sie sind wie zur Vertheidigung erbaut und können von Truppen, die sich darin festsetzen wollen, mit Leichtigkeit in eben so viele kleine Forts umgewandelt werden.

In vielen Gegenden ist demnach nur auf die allerdings sehr geraden und breiten Chausseen zu rechnen, doch sind dieselben auf beiden Seiten mit breiten und tiefen Wassergräben eingefaßt, wodurch es einer Infanteriecolonne ungemein schwierig, für Kavallerie aber

ganz unmöglich wird, sich zu beiden Seiten auszubreiten. Letztere ist denn auch aus diesem Grunde in Italien sehr schwierig zu gebrauchen, was im vorigen Feldzuge, so wie auch bei den Schlachten dieses Jahres, sich recht empfindbar machte. Wollte man nun aber glauben, daß hier in Italien die Reiterei, weil als Schlachtwaffe für sie keine Verwendung möglich ist, weil man sie nicht aufmarschiren und einhauen lassen kann, entbehrlich wäre, so würde man sich sehr irren, wenn sie auch nicht selbstständig manövriren kann, so ist sie doch für das gesicherte Fortbewegen der ganzen Armee von dem größten Nutzen, und die braven muthvollen österreichischen Reiter haben auch hier wieder in den letzten Feldzügen die wesentlichsten Dienste geleistet. Die Kavallerie entsendet kleine Trupps vorwärts, um zu erfahren, ob kein Feind auf derselben Straße marschirt, sie schickt Patrouillen rechts und links, um zu vernehmen, ob sich in den Flanken der Hauptarmee nichts Verdächtiges bewegt, sie unterhält die Verbindung der einzelnen Armeekörper unter einander, und von allen Seiten her begegnen sich Reiterpatrouillen, tauschen ihre Berichte aus, melden, was hier geschah, und vernehmen, was drüben vorgefallen. Bei diesem beständigen Dienst, der viel schwieriger ist als er sich ansieht, kommt auf die Gewandtheit des Reiters sehr viel an, und der gute Kavallerist, der geübte Reiteroffizier kann hier eben so sehr wie beim Einhauen zeigen, ob er seine Waffe vollkommen versteht.

Noch während des vorigjährigen Feldzuges erfand ein Offizier eine kleine bewegliche Brücke, die in der Geschwindigkeit über einen solchen Wassergraben geschlagen wurde und so den Uebergang möglich machte. Diese Brücke wurde auf einem Wagen nachgeführt, ist aber meines Wissens nie gebraucht worden.

Die erwähnten Maulbeeranpflanzungen und Rebengewinde sind namentlich in der Lombardei so dicht, daß sie sogar vor feindlichem Gewehrfeuer schützen, dafür aber auch das eigene nicht durchdringen lassen. Doch ist die Strecke, auf der sich unsere Armee jetzt bewegte, das Land namentlich bis zur Sesia, lange nicht so reich und gut, wie der größte Theil der Lombardei, angebaut. Der Boden scheint

schlecht, ist nicht sorgfältig gehalten, und die herrliche Bewässerung, die man in der Lombardei findet, fehlt hier fast ganz.

Zwischen Novara und Voghera, am rechten Ticinoufer, sind einige weniger fruchtbare und weniger angebaute Ebenen, die sich weit hinausdehnen und theilweise mit niedrigem Gesträuch bedeckt sind und nur als Weideplätze gebraucht werden. Doch bieten selbst dort die Landstraßen für die Manöver großer Heere ein bedeutendes Hinderniß. Theils liegen diese Chausseen auf großen Dämmen, theils sind sie, wie schon früher bemerkt, zu beiden Seiten mit breiten Gräben versehen, wodurch den oft nöthigen Seitenbewegungen eines Armeekörpers die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Es wird den Piemontesen, die eigentlich arm an Kavallerie sind, beständig, namentlich in Kriegen mit Oesterreich, wo diese Waffenart so glänzend vertreten ist, von großem Nutzen sein, daß ihr ganzes Land durch eben diese Gräben, durch Hecken, Zäune, Gartenmauern, die man auch um das kleinste Stück Landes aufgeführt sieht (seien es auch blos auf einander gelegte Steine), ferner durch Reisfelder und Sümpfe so außerordentlich geschützt ist. Wäre es der österreichischen Kavallerie im vorigen Feldzug vergönnt gewesen, gegen den Feind nach Herzenslust zu agiren, es wäre wo möglich noch zu schnellerem Ende gekommen. Husaren, Uhlanen, Dragoner und Chevauxlegers brannten auch jetzt wieder vor Kampflust und blickten mit innerm Grimm auf die lebendigen Baumbarrikaden, die sie hinderten, in großen Massen auf den Feind einzuhauen. Im vergangenen Feldzug befriedigten mehrere Kavallerieoffiziere, die das Zusehen nicht aushalten mochten, dadurch ihre Kampfeslust, daß sie vom Pferde sprangen, das Gewehr eines Gefallenen ergriffen und mit einer Infanteriecolonne zum glücklichen Sturme von Barrikaden und Verschanzungen vorgingen. So unter Andern mein lieber Freund Graf Ingelheim.

Gegen 10 Uhr Morgens erreichten wir unsere Truppenmassen, die sich vor uns her bewegten, und ritten dann fast eine Stunde lang im dicksten Gedränge, bis wir das Dorf Garlasco erreichten,

wo der Feldmarschall das Hauptquartier ein paar Stunden halten und die Truppen bei sich vorbeidefiliren ließ.

Der Marschall befand sich in einem weiten Hofe, in dessen Mitte ein großer Brunnen war, wo der alte Herr zwischen seinen Offizieren umher spazierte. Er war sehr heiter und guter Laune und theilte mit uns ein frugales Frühstück, bei welchem ein großer, von Pavia mitgenommener Schinken die Hauptrolle spielte. Die Leute des Dorfs hatten sich herzugedrängt, um den berühmten Marschall zu sehen und umstanden uns mit neugierigen Blicken.

Wie ich schon früher bemerkte, hatten hier die vorausziehenden Truppen einige kleine Excesse begangen, Brod, Wein und Fleisch mitgenommen, wofür aber der Feldmarschall die Bewohner gleich nach seiner Ankunft durch den Ortsvorsteher reichlich entschädigen ließ. Auch die Leute der Besitzung, in der wir uns befanden, klagten, man habe ihnen Einiges genommen, worauf der Oberst Schlitter unter dem Hauptquartier eine Sammlung veranstaltete und freiwillige Gaben in seinem Federhut einsammelte. Reichlich wurde gegeben und der Hut füllte sich bald. Auch der alte Herr leerte seine Börse und gab ein paar Goldstücke und an Zwanzigern, was er gerade bei sich hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, einen der letztern einzuwechseln und als werthes Andenken an den geliebten Feldherrn mitzunehmen. Die Freude der Leute über die ihnen gewiß unerwartet zufließende reiche Entschädigung war unaussprechlich, und nachdem wir ihnen noch die Reste des Frühstücks gegeben, herrschte lauter Jubel.

Um 4 Uhr Nachmittags verließen wir Garlasco und ritten gegen Trumello. Schon auf dem Wege dorthin hörten wir vor uns, sowie zu unserer rechten Seite entfernten Kanonendonner. Die dumpfen Schüsse setzten uns alle in die feierlichste Stimmung. Hier hörte ich zum erstenmal kriegerischen Kanonendonner, und die Idee, daß es dort etwas Ernsthafteres gelte, als einen genau vorgezeichneten Manöverplan auszuführen, der Gedanke, welch' schreckliches Gefolge jeder der

dumpfen Schläge hier mit sich führe, tausendfachen Jammer bis zum Tode gesteigert, erfüllte das Herz mit seltsamen Gefühlen.

Wir erreichten Trumello ungefähr um 6 Uhr und hier sollten wir die Nacht bleiben. Trumello ist ein kleiner unbedeutender Ort, blos aus einer einzigen Straße bestehend; doch waren die Quartiere leidlich. Ich kam zu einem alten Manne, der mit einer sehr hübschen Tochter hauste, gute, freundliche Leute, die mir ein kleines Zimmer mit einem reinlichen Bett gaben. Wir waren einem Theil der Armee wieder vorausgeeilt.

Der Marschall, der in der Hauptstraße mit den Generalen Schönhals und Heß spazierte, freute sich sichtlich, als die Truppen so munter und kräftig bei ihm vorbeimarschirten. Donnerndes Hoch erschallte, wie sie des alten Herrn ansichtig wurden, und man sah, mit welcher Lust die Soldaten ihrem Vater Radetzky durch dies Jubelgeschrei ihre Anhänglichkeit und Liebe bezeugten.

Die ganze Einwohnerschaft wogte auf den Straßen und eine große Menge stimmte ein in ein Hoch für Radetzky. Es war überhaupt bemerkenswerth, wie freundlich und wohlgesinnt sich die piemontesischen Ortschaften, die wir heute durchritten uns zeigten, was uns, im Vergleich mit den finstern Mienen und den wilden Blicken, die man uns in der Lombardei größtentheils nachgesandt, doppelt angenehm berührte.

Hier auf der Straße kam eine Deputation von ein paar Einwohnern zu Feldmarschalllieutenant Schönhals und bat ihn, einen Mann des Ortes doch wieder in Freiheit setzen zu lassen, den die Piemontesen gefangen nach Vigevano geführt, weil er auf der Straße auf den Feldmarschall ein Hoch ausgebracht. Die Sache wurde von dem Ortsvorsteher beglaubigt und der Betreffende, so viel ich gehört, später aus dem Gefängniß von Vigevano entlassen.

Vor dem Orte hörte man deutlicher den Kanonendonner, er schallte von Mortara herüber. Dort war die Division Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht mit 20 bis 25,000 Piemontesen, die sich unter dem Herzog von Genua in Mortara festgesetzt hatten, ins Ge-

fecht gerathen. Schon kamen von Zeit zu Zeit Ordonnanzoffiziere von dort in vollem Rosseslauf dahergesprengt und meldeten, die Sachen scheinen recht erwünscht zu gehen, man formire die Sturmcolonnen und der tapfere Oberst Benedeck an der Spitze des Regiments Gyulai würde wohl schon darinnen sein. — Hurrah! das war ein glänzendes Debut für den ersten Tag. Am andern Morgen erhielten wir die Gewißheit und der Feldmarschall erließ nachstehendes Armeebulletin:

„Hauptquartier Trumello, 22. März. Am 20. war der uns aufgekündigte Waffenstillstand abgelaufen; die Armee hatte durch eine rasche Flankenbewegung ihre Kräfte concentrirt, und ging mit gewissenhafter Beobachtung der Ablaufsstunde des Waffenstillstandes, 12 Uhr Mittags, bei Pavia über den Ticino. Ein großer Theil der Kräfte des Feindes stand bei Novara und Vigevano. Durch unsere Flankenbewegung wahrscheinlich überrascht, hatte er zur Deckung seines bedrohten Rückens den Punkt Mortara stark besetzt. Hier stieß unsere Vorhut unter Befehl Sr. kaiserlichen Hoheit des Feldmarschallieutenants Erzherzogs Albrecht auf den Feind; es entspann sich sogleich ein Gefecht, das besonders heftig mit Kanonenfeuer geführt ward. Inzwischen bildeten sich unsere Sturmcolonnen, die Stadt ward genommen. Gegen 1000 Gefangene, 5 Kanonen, 10 Pulverkarren und eine Kriegskasse sind die Trophäen dieses glänzenden Gefechts. Während dieses in Mortara vorging, bestanden die Brigaden Strasoldo und Wohlgemuth ein nicht minder glänzendes Gefecht bei Gambolo gegen eine feindliche Colonne, die von Vigevano kam. Die vorläufig bekannten Früchte dieses Gefechts sind mehrere hundert Gefangene, worunter ein Stabsoffizier. Der Verlust unsererseits ist unbedeutend, doch können wir denselben noch nicht angeben, da die Detailrapporte fehlen. Heute 22. März, geht das Hauptquartier über Mortara weiter. Die Armee jubelt, der Feldmarschall genießt des besten Wohlseins."

X.

Mortara. Borgo Lavezzaro.

Das Hauptquartier gewährt nach einem siegreichen Gefecht einen sehr heitern Anblick. Es ist stolz wie ein Vater, wenn der Sohn ein schwieriges Examen glanzvoll bestanden. Der Geringste desselben geht mit erhobenem Kopf und jede Miene sagt: wir haben gesiegt. Heute Morgen in Trumello war denn auch Alles besonders heiter und guter Dinge. Der Marschall wohnte am obern Ende des Dorfes in einem alten Schloß, einem weitläufigen Gebäude, in welchem jedoch, so viel ich sah, nur wenige Zimmer eigentlich bewohnbar waren. Feldmarschall-lieutenant Schönhals und Heß und wenige andere Herren wohnten ebenfalls dort, sowie auch der liebenswürdige Graf Pachta, der wunderbare Ernährer der Armee. Wunderähnliches hatte dieser Mann im vergangenen Feldzug geleistet, namentlich als die Armee nichts inne hatte, als das Terrain zwischen Mantua, Verona und Peschiera, ein kleines Dreieck mitten in einem feindlichen insurgirten Land. Trotzdem gelang es seinen zweckmäßigen Anordnungen, für alle die Tausende

das Nothwendige herbeizuschaffen und sie damals vor Mangel an Lebensmitteln vollständig zu bewahren.

Auch in diesem Feldzug war er unser vortrefflicher Erhalter. Aber er sorgte nicht bloß für unser leibliches Wohl, auch für unsere geistige Erfrischung war er in einem nicht genug anzuerkennenden Maße bedacht; denn in seinen Zimmern war beständig eine große Menge von Zeitungen zu finden, deren Benützung er Bekannten und Freunden gern gestattete. Auch werde ich nie die vortrefflichen und geistreichen Anekdoten vergessen, mit welchen er uns häufig regalirte; namentlich an dem Morgen, von welchem ich hier rede, wurde vor dem Hause des Feldmarschalls in dieser Richtung Außerordentliches geleistet.

Wir hatten einen engen Kreis gebildet und Anekdoten und Schwänke folgten sich unter dem heitersten Lachen der Versammelten, wie man zu sagen pflegt, „Schlag auf Schlag.“ Während dessen beförderte Graf Forgatsch Ordonnanzen nach allen Richtungen und ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Stabsdragoner erzählten einander von dem Gefecht bei Mortara, was sie von Andern darüber gehört hatten, und bedauerten nur, nicht dabei gewesen zu sein.

Der alte Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, spazierte mit höchst vergnügtem Gesicht umher, bald hier mit einem Offizier sprechend, bald dort einem Soldaten freundlich zuwinkend. Es war wirklich eine Seligkeit, dem Manne zuzuschauen, wie er so unter seinen Leuten stand und wie jedes Auge an ihm hing und Jeder glückselig war, wenn er nur einen Blick von ihm erhaschte. Das Herz war einem so voll, man hätte jeden Augenblick „Hoch, Radetzky!“ rufen mögen.

Jetzt ging er zu den Grenadieren, die am Thor auf Posten standen, zog seine Börse heraus, zeigte jedem zwei Zwanziger, und da die Soldaten auf Posten nichts annehmen durften, so legte er jedem seinen Theil auf einen Stein, der sich hinter ihm befand. Ein solch glückseliges Schmunzeln, wie bei dieser Gelegenheit auf den Gesichtern der Grenadiere glänzte, habe ich lange nicht gesehen. Ich hätte Niemand rathen wollen, dieses geweihte Geld nur mit einem Finger anzurühren.

Wir frühstückten im Hofe an einer langen Tafel und hier bereitete sich ein sehr ergötzlicher Vorfall. Schon öfter hatten die älteren Generale den Feldmarschall gefragt, warum er sich den Bart nicht wachsen lasse? und er geantwortet: „Na, laßt's mich aus, mit Euren Geschichten, ich hab' nach dem Reglement schon lang keinen Bart mehr getragen und werde jetzt wieder anfangen." — „Aber," entgegnete ihm einstens Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte, und nur der Erste derselben, Euer Excellenz nicht." Dieß Capitel kam während des Frühstücks wieder zur Sprache und man drang von allen Seiten in den alten Herrn, namentlich Graf Pachta, mit lustigen Redensarten und Bitten.

Endlich rief der Marschall lachend: „Jetzt paßt's mir auf, ich will Euch was versprechen; wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen." Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit beendigt. Bald erschallte das Zeichen zum Aufbruch und wir ritten mit großer Erwartung gegen Mortara. Unterwegs wurden Einzelnheiten genug von dem Kampfe erzählt. Alle Truppen, die bei Mortara waren, hatten mit wahrem Heldenmuth gekämpft. Namentlich stürmte das Regiment Gyulai unter Oberst Benedeck nach kurzem Feuer mit großer Tapferkeit die Stadt. So gut sich die Piemontesen hinter Verschanzungen, Häusern und dergleichen zu vertheidigen wissen, so wenig verstehen sie es, einen Sturm oder einen Bajonettangriff abzuschlagen. Der Anblick der glänzenden, Verderben drohenden Bajonettspitzen, das kräftige „Hurrah!" unserer Soldaten, der sichere todverachtende Schritt, mit welchem sich die Sturmcolonnen heranwälzten, Alles dieß imponirte stets den Piemontesen so, daß sie bei Zeiten an den Rückzug dachten.

Oberst Benedeck umging zu Anfang des Gefechts den Ort mit einem Bataillon seines Regiments und drang, nachdem er einige Haufen des Feindes zurückgeworfen, in eine der Hauptstraßen ein, wo sich ihm plötzlich ein piemontesisches Bataillon entgegenwarf. Kaum begann er gegen dasselbe zu operiren, als in seinem Rücken zwei andere feindliche

Bataillone erschienen. Der tapfere Oberst sah sich gezwungen, von eroberten Munitionswagen und zusammengestochenen Geschützpferden in aller Schnelligkeit eine Barrikade zu errichten. Darauf hielt er mit einem kleinen Theil seines Bataillons das eine feindliche im Schach, warf mit dem Rest seiner Truppen die beiden andern piemontesischen Bataillone weit zurück und nahm das erste Bataillon, das sich nun zwischen den Barrikaden und der nachrückenden Truppe befand, vollständig gefangen.

Gegen zwei Uhr kamen wir nach Mortara auf den Kampfplatz. Von Verwüstungen, die das Gefecht hinterlassen, sah man hier wenig; auch hatte man Zeit gehabt, den größten Theil Verwundete und Todte auf die Seite zu schaffen. Die ersten Häuser des Orts waren zu kleinen Festungen umgeschaffen worden; man hatte Löcher in die Wände gemacht, um unsere Truppen mit Kleingewehrfeuer bestreichen zu können.

Als wir in Mortara einzogen, war's auf den Straßen noch todt und menschenleer. Die Einwohner fürchteten Raub und Plünderungen. Doch nachdem sie gesehen, daß unsere Soldaten in Buden und Wirthshäusern Alles richtig und ehrlich bezahlten, was sie auf ihre Forderungen erhielten, daß ferner die meisten Truppen, ohne ihre Glieder zu verlassen, mit klingendem Spiel durch die Stadt marschirten, um jenseits zu lagern, da öffneten sich nach und nach die Fensterläden und Hofthore, und es war — wie kaum anders zu erwarten — der weibliche Theil der Bevölkerung, welcher sich zuerst sehen ließ und von den Balkonen der Häuser mit schönen schwarzen Augen nicht eben unfreundlich auf die deutschen Barbaren blickte. Goldläden und Kaffeehäuser blieben länger verschlossen.

Ich kann dabei nicht umhin, eines Menschen zu erwähnen, der in einer Straße bemüht war, die Aufschrift seines Hauses; „Café della Minerva“ mit weißer Farbe zu überstreichen, wobei er, auf Anfrage, hoch und theuer beschwor: hier sei schon lange kein Kaffeehaus mehr gewesen. Dieser Streich schlug ihm aber fehl, und einige Jäger und Wiener Freiwillige bewiesen ihm praktisch das Gegentheil seiner Behauptung, und als nun der Kerl gezwungen wurde, sein

Haus zu öffnen, machte er ganz gegen Verdienst noch obendrein gute Geschäfte.

In einer der Straßen, wo der Kampf heftig gewüthet hatte, sah ich ein malerisches Bild der Zerstörung. Neben einem Hause, dessen Fenster von Kartätschenkugeln ganz zerrissen waren, stand ein piemontesischer Munitionswagen quer auf der Straße; der Deckel war gewaltsam aufgesprengt und die vier Zugpferde lagen vor demselben todt in ihren Geschirren niedergestreckt, als habe sie das mörderische Eisen in vollem Lauf erreicht. Zerrissene und blutige Fetzen von Montirungsstücken lagen umher, und einem der Unsrigen, der dicht neben den Pferden lag, hatte die feindliche Kanonenkugel durch die Brust geschlagen und ein vollkommen rundes Loch hinterlassen.

Aus einem ziemlich großen Palaste, nicht weit davon, schauten die gefangenen piemontesischen Offiziere heraus, und es schienen dieselben über die erlittene Niederlage durchaus nicht untröstlich. Sie rauchten Cigarren und lachten und schäckerten mit gegenüber wohnenden Frauen und Mädchen, was mir in diesem Moment gerade nicht zu Gunsten des sittlichen Werthes jener Herren sprach. Böse Zungen wollten sogar behaupten, es sei manchem piemontesischen Offizier und Soldaten gerade nicht unangenehm gewesen, in österreichische Gefangenschaft zu fallen, und mancher, der wohl die fliehende Armee hätte begleiten können, habe sich hier gern gefangen nehmen lassen.

Vor Mortara sah ich einen einzigen Gefangenen, der mir Interesse einflößte; es war der Musikmeister irgend eines Regiments. Er stand, in einen dunklen Burnus gehüllt, mit unterschlagenen Armen regungslos zwischen einem Haufen gefangener Soldaten, die am Boden lagen; in seinen Zügen war tiefer nagender Schmerz zu lesen, obgleich gewiß von den Unsrigen nichts geschehen war, was ihm das Peinliche seiner Lage hätte verdoppeln können, wie es denn überhaupt ein schöner Zug unserer Soldaten war, daß sie die Gefangenen sehr gut und freundlich behandelten. Ich sah häufig, wie sie ihnen beim Vor-

übergehen einen Schluck Wein, einen Bissen Brod oder eine Cigarre gaben.

Vor einem kleinen Platz der Stadt standen die eroberten feindlichen Kanonen, fünf Stück Achtpfünder, worunter zwei Schrapnells. So lustig und kriegerisch eine gut montirte Batterie aussieht, so trostlos ist der Anblick einer von der Mannschaft verlassenen, im Kampf eroberten. Die Räder sind zerschossen, die Lafetten haben große Risse, das Rohr ist mit Staub und Blut bedeckt, schwarzer Pulverschleim liegt auf dem Zündloch, die Protzkasten sind aufgerissen und todte Pferde und zerfetzte Geschirrstücke liegen neben der zerbrochenen Deichsel.

Der Feldmarschall befand sich mit dem Hauptquartier in einem weitläufigen Hause, das an dem Ende eines großen Hofes inmitten der Stadt lag. Zwei Sereschaner lehnten am Thor als Wache. Aus den Balkonen und Fenstern des ersten Stockes schauten die Offiziere in den Hofraum, bald ihren Reitknechten zurufend, bald etwas von ihren Wagen verlangend, die in bunter Reihe hier aufgefahren waren. Von den Einwohnern des Hauses war nichts zu sehen.

Einige von uns standen im Hofe zusammen, als plötzlich auf einem Balkon des zweiten Stockwerks ein paar allerliebste Mädchengesichter erschienen, die aber wie der Blitz wieder verschwanden, als sie sich entdeckt sahen. Wir beschlossen eine friedliche Recognoscirung vorzunehmen, welche auch unter dem Oberstlieutenant E. mit der gehörigen Umsicht und so vortrefflich ausgeführt wurde, daß die lieblichen Erscheinungen durchaus nicht mehr entrinnen konnten. Bei einer kühnen Schwenkung der Avantgarde (zu welcher ich gehörte) um die Treppe des zweiten Stocks befanden wir uns vor der Patrona della casa, die uns auf einem großen Vorplatz empfing, und nachdem wir sie versichert, daß wir es für unsere Schuldigkeit gehalten, unsere Aufwartung zu machen, uns freundlich Stühle anbot und bald darauf mit uns in einer eifrigen Conversation begriffen war. Sie erzählte

von ihrer Angst und ihrem Schrecken in der vergangenen Nacht, von der schlechten Aufführung der Piemontesen und von der Furcht, die sie vor den deutschen Barbaren gehabt; eine Furcht, die aber, setzte sie verbindlich hinzu, gänzlich unbegründet gewesen sei.

Während dieser Unterhaltung, die mit lauter Heiterkeit geführt wurde, öffnete sich in der Hausflur eine Thür um die andere und es erschienen aus denselben Frauen und Mädchen, und mischten sich, wenn auch anfangs schüchtern, in das Gespräch. Zuerst kamen die älteren, dann die jüngeren, und bald waren wir von einem Kreis junger hübscher Mädchen umgeben. Ich habe lange nicht so viel schöne glänzende Augen, frische Lippen und köstliche schwarze Haare gesehen als hier; es war ganz, als seien wir in den Convent irgend eines weiblichen Ordens gerathen. Die Patrona löste uns dieses Räthsel, indem sie erzählte, sie habe sämmtliche junge Mädchen ihrer Bekanntschaft zu sich gebeten, um sie hier, in dem festen Hause, im österreichischen Hauptquartier in Schutz zu nehmen. Blos die Neugierde, den berühmten Marschall zu sehen, hatte einige vermocht, ihre Köpfe an dem sichern Versteck blicken zu lassen, wodurch sie sich dem Feind verrathen. Vor den Rothmänteln hatten sie alle eine ungeheure Furcht und eine kleine naseweise Person behauptete fest und steif: „sie wisse ganz genau, daß die Sereschaner Menschenfresser seien.“

Im ganzen Orte waren die Leute gegen das Militär außerordentlich freundlich gesinnt und gaben gern willig, was man verlangte. Da wir nicht einquartirt wurden, ließ man sich nach Gutdünken irgendwo ein Zimmer geben und hiezu öffneten die Leute mit Bereitwilligkeit ihre Häuser. Da in den Trattorien nichts Eßbares aufzutreiben war, so bat ich meine Hauswirthin, mir für mein Geld einige Eier zu kaufen. Sie bereitete mir auch mit Vergnügen ein kleines Frühstück und gab mir aus ihrem Keller eine Flasche Asti dazu, die durch einen weißwollenen Faden um den Hals als etwas Vorzügliches bezeichnet war. Doch war sie nicht zu bewegen, etwas dafür anzunehmen, und als ich später das Geld einem Dienstboten

im Hause geben wollte, litt sie es nicht, indem sie versicherte, es habe ihr Vergnügen gemacht, mich zu bewirthen.

Zu den verschiedenen Kriegsbeuten, welche in dem Kampfe von Mortara gemacht wurden, und welche wir Alle mit einem ganz eigenthümlichen Wohlgefallen betrachteten, gehörte auch eine große Anzahl von Kisten, welche Tausende von neuen vortrefflichen Gewehren enthielten. Die Hebung dieses Schatzes verdankte man einem Gensdarmerieoffizier.

Am 22. März gegen 4 Uhr Nachmittags brach das Hauptquartier von Mortara auf, und rückte auf der Straße gen Novara vor. Von unsern Truppen war das zweite Armeecorps unter Feldzeugmeister d'Aspre auf der Straße nach Novara schon weit vorgeschoben; das dritte und das Reservecorps folgten ihm, und das erste und vierte bewegten sich in paralleler Richtung gegen die Rückzugslinie des Feindes, wodurch die Absicht, ihn von der Straße nach Alessandria und Turin abzuschneiden und in die Gebirge hinein zu werfen, später vollkommen gelang.

Gleich hinter Mortara waren die Straße und die Felder rechts und links von derselben dicht mit Soldaten, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art besetzt. So wie sich der Wagen des Marschalls von Weitem sehen ließ, strömte Alles von den Feldern gegen die Landstraße zusammen, um ihn durch freudigen Zuruf zu begrüßen.

Abends erreichten wir Borgo Lavezzaro, wo das Hauptquartier die Nacht blieb. Ich ritt mit meiner Ordonnanz durch die Straßen, um es dem Zufall zu überlassen, ob wir ein gutes Nachtquartier bekämen oder nicht. Als ich endlich an ein großes Haus von einladendem Aeußern kam, stieg ich ab, führte mein Pferd in den Hof, und wurde selbst von einer alten Frau in ein freundliches, ja sogar elegantes Zimmer geführt. Doch als ich eben anfangen wollte, mich häuslich niederzulassen, kam einer meiner Bekannten, zeigte mir lachend sein Quartierbillet und ich mußte abziehen. Zur Belohnung hiefür und weil ich zu spät zur Austheilung der Quartierbillete kam, wurde

ich auch am schlechtesten untergebracht. Ich mußte durch einen schmutzigen engen Hof eine wackelige und alte Stiege hinauf und kam in ein großes und weites Zimmer, in welchem der Kalk von Wänden und Decke längst verschwunden war und die nackten Steine zu Tage traten. Auf einem hölzernen Schragen lag eine große Matraze mit schmutzigem Weißzeug, das war das Bett. Daneben figurirte eine Kiste, auf welcher gebrauchte Strümpfe und Schuhe lagen, als Stuhl, und auf dem Steinboden lag ein grauer Sack, die Stelle des Teppichs vertretend. Ein Brett in der Mitte des Zimmers auf zerbrochenen Füßen hatte die kühne Idee, einen Tisch vorstellen zu wollen, und einige halb ausgeleerte Medicinflaschen auf demselben gab mir außerdem noch Stoff zu mancherlei Nachdenken. Dazu war das Gemach so niedrig, daß ich mit der Hand die Decke erlangen konnte.

Ich verließ das Haus wieder und war im Begriff, mir ein anderes Quartier zu suchen, als mich der neben meinem Hause wohnende Generalauditor S. anrief und mir auf meine Klagen seine Wohnung und die Hälfte seines Bettes anbot. Er wohnte bei Dulcamara, dem Quacksalber des Orts.

Dulcamara besaß ein hübsches Haus und bewohnte es, wie er behauptete, mit einer alten Magd allein. Doch will ich nicht verschweigen, daß wir in unserem Zimmer viele Haarnadeln und mehr Stecknadeln fanden, als ein Mann gewöhnlich zu seiner Toilette braucht.

Signor Dottore war überhaupt ein verschlagener Gesell. Er hielt uns unendlich lange Reden von der größten Freundlichkeit, war der wärmste Freund Oesterreichs, gab uns aber einen fürchterlich sauren Wein zu trinken. Auf Schränken und Commoden hatte er große Gläser stehen und in denselben entsetzliche Mißgeburten in Spiritus aufbewahrt, deren genaue Erklärungen wir anhören mußten, mochten wir wollen oder nicht. Auf dem Tische lagen Amputationssägen und dergleichen andere Instrumente, und durch die Erklärungen, welche er uns über tausend dergleichen Dinge gab, vertrieb er uns zum guten Glück den Appetit gänzlich; ich sage zum guten Glück, denn der Wein war ja

sauer, Brod hatte er keins und alles nicht menschliche Fleisch im Hause reducirte sich auf eine blinde, jedoch gelehrte Katze, welche die schönsten Kunststücke zu machen verstand; „aber," pflegte der preußische Unteroffizier zu sagen, „was nützt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt ist."

Dulcamara war ein Hauptgauner, und ich bin fest überzeugt, ein halbes Dutzend solider Croaten hätten das beste Nachtessen aus ihm herausgebracht, sowie guten Wein für zwanzig Personen.

XI.

Die Schlacht bei Novara.

Am 23. März hatte sich der Himmel seit unserem Ausmarsch aus Mailand zum erstenmal überzogen und blickte durch graue Wolkenschleier trüb auf die Erde herab. Wir befanden uns im Hofe des Hauses, wo der Marschall wohnte und hörten mit gespannter Erwartung gegen 10 Uhr die ersten Kanonenschüsse von Novara her; doch fielen dieselben nur vereinzelt, so daß anfänglich Alles glaubte, der Vortrab des Feldmarschalllieutenant d'Aspre beunruhige die Nachhut des Feindes, welche derselbe vielleicht zur Deckung seines Rückzuges gelassen habe. Die Gewißheit, es bei Novara mit der Hauptmacht König Alberts zu thun zu haben, war zu schön, als daß man sie unbedingt hätte glauben können.

„Hält uns bei Novara die piemontesische Armee," sagte Feldmarschalllieutenant Heß (der, wie es sich auch später zeigte, meisterhaft seine Berechnungen gemacht hatte), „so kann ihr nur Gott allein weiter helfen."

Bald wurde das Knallen des Geschützes andauernder und ganze Lagen wechselten häufig mit einzelnen Schüssen. Ordonnanzoffiziere und

Adjutanten sprengten herbei und brachten die Nachricht, daß das Gefecht anfange ernsthaft und hitzig zu werden.

Das Hauptquartier bietet in solchem Augenblicke, in der Nähe eines Gefechtes, ein sehr kriegerisches interessantes Bild. Wir hatten im Hofe so eben unser Frühstück beendet, als die ersten Kanonenschüsse den Anfang des Gefechtes bezeichneten. Nachdem das Eßgeschirr weggeräumt war, bedeckten bald große Landkarten den Tisch; die Wagen und Handpferde waren bepackt, alle Pferde gesattelt und was zum Hauptquartier gehörte, stand im Hofe in einzelnen Gruppen und plauderte. Der greise Marschall spazierte auf und ab, eine Hand in die Seite gestemmt, horchte hie und da auf den fernen Kanonendonner, warf dann einen Blick auf die Karte und sah ernst aber ruhig aus.

Vor dem Hause wogte eine gewaltige Menschenmenge, welche ebenso begierig auf den Ausgang des Gefechtes war, wie wir. Sie hatten vor ihren Landsleuten, den Piemontesen, die sich überall durch Raub und Plünderung ausgezeichnet, einen gewaltigen Respekt, und so oft sich der Marschall am Thore blicken ließ, brachten sie ihm ein evviva um das andere.

Ungefähr sechs Mädchen aus dem Dorfe — und es schien mir, es waren die schönsten — wollten sich nicht abweisen lassen, und verlangten durchaus dem Marschall die Hand zu küssen. Einige von uns wollten sie herein begleiten, doch schienen sie kein großes Vertrauen in uns zu setzen oder genirten sie sich vor den Andern; genug der Graf Pachta, ein alter Herr, mußte sie in den Hof begleiten, wo sie der Marschall auf das freundlichste empfing und jeder von ihnen die Hand reichte. Man kann sich denken, mit welchen Fragen sie draußen, als sie dorthin zurückgekehrt waren, von der Dorfgemeinde bestürmt wurden.

Unterdessen wurde der Kanonendonner von Novara her immer heftiger. Die Ordonnanzen und Adjutanten, die athemlos in den Hof sprengten, brachten Meldung um Meldung, die Kibitze standen bei ihren Pferden, und für jeden Ritt drängten sich immer zwei bis drei dieser tapfern jungen Offiziere vor. Die Berichte vom Schlachtfeld —

meistens mit Bleistift und in guten technischen Ausdrücken geschrieben, als: „die und die Brigade dringt vor, — der Feind beißt auf allen Seiten, man zeigt ihm tüchtig die Zähne“ — wurden von dem Marschall, von Heß und Schönhals gelesen und augenblicklich neue Befehle gegeben, der betreffende Ordonnanzoffizier that einen tüchtigen Zug aus irgend einer freundnachbarlichen Feldflasche, schwang sich in den Sattel und mit Windeseile ging's hinaus auf die mit Wagen und Mannschaft aller Art bedeckte Landstraße. „Povere giovine!“ riefen die Weiber des Ortes, denn sie dachten: der kommt nimmer wieder!

Bald hielt es aber auch den Marschall nicht länger im Hause. Die Handpferde, zum größten Theil, die Equipagen, Packwagen und aller übrige Troß blieben ganz zurück und wir setzten uns gegen 1 Uhr zu Pferd und ritten gegen Novara hinaus. Streckenweise war die Landstraße mit nachrückenden Corps besetzt, durch die wir uns durchwinden mußten, und bald hatten wir lange Züge von Sanitätswagen erreicht, die dem schrecklichen Ort ihrer Bestimmung entgegen eilten.

Ich kann nicht umhin, auf die schöne Einrichtung dieser Wagen aufmerksam zu machen. Sie sind leicht, einspännig mit C-Federn und der Sitz ist von weichen Gurten, auf welche während des Marsches vier bis sechs leichte Tragbahren gepackt sind, die beim Gefecht herunter genommen werden, um den verwundeten Soldaten von dem Kampfplatz zu tragen.

Bei den großen Packwagen der Sanitätskorps befinden sich lange Stangen mit roth und weißer Flagge; sie sind bestimmt, schon von fern her dem Suchenden einen Hauptverbandplatz anzuzeigen. Eine solche Fahne flatterte schon in der Mitte des Weges nach Novara, und ich kann versichern, daß mir nicht der rollende Kanonendonner, nicht der Anblick der Todten in Mortara den peinlichen Eindruck machte, wie die kleine blutrothe Fahne, die lustig im Winde flatternd den Sammelplatz so vieles menschlichen Elends anzeigte.

Leicht Verwundete, solche, die noch reiten und gehen konnten, begegnen uns schon vor dem Dorfe, auch der General Stadion, der in

die Brust geschossen war. Andere Offiziere, die vom Kampfplatze kamen, versicherten, es gehe sehr heiß her, und ein Kaiserjäger, der mit verbundenem blutigen Kopf am Graben saß, meinte: wir sind heute einmal recht unglücklich!" und als man ihm entgegnete: seine Wunde würde gewiß bald wieder gut sein, sagte er: „Ja, das habe ich nicht gemeint, wir sind halt recht unglücklich, weil wir wieder so viele von unsern braven Offizieren verlieren."

Jetzt hörten wir auch das Knattern des kleinen Gewehrfeuers, aber dasselbe war immer von kurzer Dauer, der fürchterliche Kanonendonner verschlang alles übrige.

In Ribiola, einem kleinen Dorf, keine volle Stunde vom Kampfplatz entfernt, wo der Hauptverbandplatz war, sah's schon recht elend und schauerlich aus. In der Geschwindigkeit hatte man Betten und Stroh herbeigeschafft, so viel nur möglich, und da lagen nun die armen Menschen mit zerrissenen Gliedern in ihr Schicksal ergeben. Die weniger schwer Verwundeten lehnten an den Mauern, oder saßen auf dem Pflaster, und hoben öfters die Hand empor, wenn der Marschall vorbeiritt. Wie man die Fahne grüßt, still und feierlich, so grüßte auch der Marschall und Alle vom Hauptquartier die verwundeten Soldaten; wir Alle ritten mit unbedecktem Haupte vorüber. Viel Schmerzgeschrei und Stöhnen vernahm man nicht auf dem Verbandplatz, wohl aber während des Marsches, weil die Bewegung den Verwundeten große Schmerzen machte. Doch gab es auch minder ernsthafte Scenen. Hier erzählte einer: „Heut kriegten die Piemontesen genug, drüben schaut es ganz anders aus." Zwei Infanteristen, einer mit einer tüchtigen Kopfwunde, so daß sein Gesicht ganz mit Blut bedeckt war, führten einander selbst und meinten, sie würden bald wieder nachrücken. Es war überhaupt bemerkenswerth, wie fast gar keine Soldaten unter dem Vorwand, Blessirte zurückführen zu wollen, ihre Reihen verließen. Schmerzlich und traurig war es, wenn Offiziere, die gestern noch frisch und gesund im Glied gestanden waren, denen Einige von uns heute Morgen noch die Hand gedrückt, oder mit ihnen aus einer Feldflasche getrunken, jetzt blutend und fast

unkenntlich, vorübergetragen wurden. — Der Ruf eines Freundes: „Wie geht Dir's?“ Der Verwundete schlägt die Augen auf und seufzt tief, als er uns sieht wie gestern, frisch und gesund. Bald ließen wir den Verbandplatz mit den geschäftigen Aerzten, ihren schrecklichen Instrumenten zwischen den Haufen blutiger Leinwand, hinter uns. Vor uns zur Linken hatten wir eine kleine Anhöhe und hinter derselben war Novara, war das Schlachtfeld. Diese Anhöhe, mit einem Bauernhofe besetzt, war am Anfang der Schlacht von unsern Truppen nach hartem Kampfe genommen worden. Todte lagen in Menge umher, wie denn auch heute auf allen Punkten an dem heftigen hartnäckigen Kampfe zu sehen war, daß es viel Menschenleben kosten würde.

Wir ritten bei diesen Häusern vorbei und hatten bald den Anblick der ganzen Schlacht vor uns. Es war ein trüber neblichter Tag; mehreremal fing es an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Es schien als ob der furchtbare Geschützdonner den Regen nicht Herr werden ließe.

Die Stadt Novara, früher stark befestigt, liegt auf einem Hügel und zeichnete sich durch den Schleier des Pulverdampfs nur grau in grau, aber in deutlichen Umrissen an dem Horizont ab. Um die Stadt her und dieselbe als Rücken und Stützpunkt gebrauchend, standen die Piemontesen. Alle kleinen Erhöhungen des Terrains hatten sie benutzt, um ihre schweren sechzehnpfündigen Batterien aufzustellen, und vier derselben rissen unter einem fürchterlichen Kreuzfeuer ganze Reihen unserer braven Leute nieder, ohne daß die Andern deßhalb einen Fuß breit gewichen wären. Fort und fort ergänzten diese ihre Linien, immer kräftiger vorwärts strebend, aber der Feind war zu stark. Zwei unserer Divisionen, Erzherzog Albrecht und Feldmarschalllieutenant Schaffgotsch, mit etwa 20,000 Mann, schlugen sich hier unter d'Aspre seit 11 Uhr Vormittags mit der gegen 50,000 Mann starken Hauptmacht des Feindes herum, und man kann sich eine Vorstellung machen, mit welcher heldenmäßigen Ausdauer, mit welchem beispiellosen Muthe unsere Truppen gekämpft, wenn man bedenkt,

daß diese furchtbare Uebermacht, unterstützt von etwa 60 Geschützen, nicht im Stande war, dieselbe nur um einen Fuß breit zurückzuwerfen. Erzherzog Albrecht, der sich mehrere Standen lang im heftigsten Feuer befand, und auf allen bedrohten Punkten in Person bemüht war, die Truppen zu sammeln und vorzuführen, hat ein schönes Blatt aus dem Siegeskranze des heutigen Tages wohl verdient.

Der Feldmarschall hatte nicht sobald erfahren, daß man es mit der Hauptmacht hier zu thun hatte, als er das dritte Armeecorps und das Reservecorps in Eilschritten vorrücken ließ. Ungeheuer war die Lust, mit welcher die Soldaten diesem Befehle Folge leisteten; es schienen selbst die Pferde der Batterien begierig, in den Kampf zu kommen, denn Alles ging in kurzem Trabe vorwärts. Man kann sich von dem Gerassel und Geklirre auf der Landstraße keinen Begriff machen. Von einer einzigen Trommel geführt, marschirten die Bataillone in schnellem Schritt, ja, sie liefen mehr als sie gingen. Der Anblick der langen Züge Verwundeter, die ihnen entgegen kamen, frischte ihren Muth nur noch mehr auf, und tröstend riefen sie den Kameraden zu: „Wir werden's ihnen heimgeben.“

Wir standen auf einer kleinen Anhöhe bei Novara und hatten das Schlachtfeld wie ein Panorama vor uns. Der Marschall stieg vom Pferde, alle Andern ebenfalls. Große und kleine Fernröhren wurden aus ihren Futteralen herausgenommen und, wie man sich denken kann, alle Bewegungen des Feindes mit dem größten Interesse beobachtet.

Das Gefolge des Feldmarschalls in diesem Augenblick war nicht groß. Heß und Schönhals ritten ab und zu; die tapferen Flügeladjutanten, die Majore v. Diller und Leykamp waren fast immer in den vorderen Reihen der Schlacht, und die Ordonnanzoffiziere sahen wir nur auf Augenblicke — im Galopp ankommen, neue Befehle in Empfang nehmen und alsdann vergnügt wieder hinaussprengend in den Kugelregen. — Alles war in größter Aufregung und Bewegung; die Stabsdragoner, welche hinter uns standen, ritten ab und zu, die

Pferde spitzten die Ohren und hie und da scheute eins bei dem gewaltigen Schießen; mein Rothfuchs hielt sich ritterlich und stand wie eine Mauer, Weiler belobte ihn deßhalb auch und sagte zu mir: „das Pferd kennt schon diese Geschichten, bei Curtatone wurde ein Hauptmann von demselben Gaul und demselben Sattel heruntergeschossen und er hat sich nicht gerührt;" ich dankte dem trefflichen Weiler sehr für seine Bemerkung und sah meinen Gaul für den Augenblick etwas befangen von der Seite an.

Von dem dritten Armeecorps waren so eben auf unserer rechten Seite sieben Bataillone in die Schlachtlinie eingerückt, während die übrigen sieben Bataillone hinter dem Mittelpunkt als Reserve aufgestellt waren. Das ganze Reservecorps aber eilte heran, und konnte nicht mehr fehlen zur rechten Zeit einzutreffen. Es kam jetzt nur noch darauf an, daß das vierte Armeecorps, welches von Vercelli heranrückte, früh genug ankam, um — noch kräftig an dem heutigen Kampfe theilnehmend — den Feind von seiner natürlichen Rückzugslinie abzutrennen, ihn gegen die Gebirge zu werfen oder ganz einzuschließen.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld sich unsere Blicke nach der Straße von Vercelli hinwandten. Unterdessen fingen die eben eingerückten sieben Bataillone des dritten Corps wacker an zu arbeiten. Die Piemontesen, die überhaupt heute mit großer Energie und Tapferkeit fochten, blieben ihnen anfänglich nichts schuldig. Es war, als hätten die feindlichen Batterien nur auf diesen Moment gewartet, und auf die frische Mannschaft, die ihnen jetzt entgegen stand; denn wie auf ein Zeichen begann der Kanonendonner heftiger als je. Vielleicht 120 Feuerschlünde begrüßten einander und spien Tod und Verderben. Man kann sich keine Idee machen von der Masse der Kugeln und Granaten, die sich in der Luft kreuzten: vor und neben dem Platz, wo wir mit dem Marschall standen, schlugen die schweren zwölfpfündigen Kugeln in den Boden, hier eine Furche einreißend, daß die Erde hoch emporflog, dort einen starken Baum wie einen Strohhalm zerknickend.

Es ist merkwürdig, wie jede Kugel auf eigenthümliche Art sich bemerklich macht. Die schwere Geschützkugel heult tremulirend durch die Luft; die Flintenkugel pfeift, die Granate zischt ungefähr wie eine sogenannte Sonne bei einem Feuerwerk und zerspringt dann mit einem starken Knall. Von den piemontesischen versagten viele der letzteren und manche zersprangen hoch in der Luft und richteten auf diese Art wenig Schaden an. Wo aber eine Granate richtig einfiel und zerplatzte, that sie eine fürchterliche Wirkung. Einem Offizier schlug eine Granate vor die Brust, zerplatzte in demselben Augenblick, schlug rechts und links einige Mann nieder, und riß dem Offizier den ganzen Oberkörper dergestalt auseinander, daß das entsetzte Pferd eine Strecke weit mit den Füßen des Todten davonjagte. Man sieht überhaupt während eines Gefechtes schreckliche Todesbilder. Nicht weit von uns lag ein piemontesischer Artillerist, den eine schon matte sechspfündige Kugel getödtet, ihm den Kopf einschlagend, ohne denselben zu zerschmettern — ein schauerlicher Anblick. Ein Husar war durch eine Kugel, welche durch den Hals des Pferdes ihm in die Brust drang, zu gleicher Zeit mit seinem Roß getödtet worden, und Beide waren zusammengestürzt, der Reiter noch fest im Sattel, den Säbel in der Faust.

Das Hinstürzen der Menschen in voller Lebenskraft ist der entsetzlichste Anblick: hier bricht Einer, von dem tödtlichen Blei getroffen, lautlos zusammen, dort springt ein Anderer, mit entsetzlichem Todesschrei, einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt; ein Grenzer aus dem Banat wankt, das tödtliche Blei in der Stirn, an sein Gewehr gestützt, wie ein Betrunkener langsamen Schrittes näher, flüstert leise ein paar Worte von seiner Heimath und stürzt zusammen.

Ueber der Stadt hatte der Pulverdampf von den vielen Batterien einen riesenhaften Fächer gebildet, der, wie die Krone einer Pinie, unbeweglich auf den Häusern ruhte. Jeder Schuß, jede Lage zeichnete sich an dem grauen Himmel eigenthümlich ab; der Dampf flog schneeweiß empor aus dem Rohr und breitete sich aus mit feiner, so

sonderbarer Zeichnung und haarscharfer Contur, als sei sie mit der Nadel auf das Gewölk radirt.

Links neben uns und in Novara brannten einige Häuser, und der Rauch hievon, schwerfällig und schmutzig grau, vom Winde seitwärts getrieben, zerriß den Pulverdampf und färbte ihn mit einem trüben Ton. Dazwischen sah man deutlich den feurigen Bogen, den die Raketen beschrieben, und die leuchtenden Blitze der schweren Geschütze — zuerst der Blitz, dann dicke weiße hervorquellende Rauchmassen, dann hörte man den Schlag.

Vor uns an einem großen Bauernhofe stand eine kaiserliche schwere Batterie und unterhielt ein fürchterliches Feuer auf die Piemontesen. Auf dem dunkeln Hintergrunde des Gehöfes leuchteten die Flammen des Pulvers jedesmal so grell auf, daß man glaubte, der ganze Hof stehe in Flammen. Diese Batterie schien aber auch ein besonderes Augenmerk des Feindes zu sein, denn es regnete ordentlich Geschosse aller Art herein, doch nicht ein einziges dieser Geschütze wurde demontirt oder zum Schweigen gebracht.

Vortrefflich schossen unsere Leute, mit einer Kaltblütigkeit und Genauigkeit, als seien sie auf dem Exerzierplatz, bedienten sie ihre Geschütze nach allen Regeln der Kunst, ohne den kleinsten Handgriff zu übereilen. In dieser Ruhe und Genauigkeit im Laden und Richten der Geschütze liegt auch der große Vortheil der österreichischen Artillerie. Als eines der Geschütze der zwölfpfündigen Batterie wieder geladen und gerichtet war, schlug eine sechzehnpfündige Kugel zwischen Rad und Laffette ein, riß einige Speichen und Felgen weg und streifte die Laffettenwand bedeutend; kaltblütig lehnte sich der Vormeister an seine Kanone, übersah Visir und Korn und sagte zu dem herbeigeeilten Offizier: „Ich melde gehorsamst, daß die Richtung unverändert geblieben; auch ist an der Maschine nichts zerstört.“

Drunten ging es unterdessen sehr scharf her. Das vierte Corps war noch immer nicht eingetroffen, und der Feind hatte uns gegenüber den ungeheuern Vortheil, immer neue frische Truppen ins Feld

führen zu können. So wurden seine Plänklerketten jeden Augenblick erneuert, während unsere Leute nicht zu bewegen waren, einen so guten schönen Platz jemand anderem zu überlassen. Wie die bösen Geister drangen die Jäger vorwärts; behend von Baum zu Baum springend, sandten sie ruhig und sicher aus ihren guten Stutzern das tödtliche Blei in die Reihen der Piemontesen. Wo sich auf dem Boden nur irgend eine Erhöhung befand, eine Furche oder dergleichen, da stellten sie sich auf und suchten ihren Mann auf's Korn zu fassen.

Ein junger frischer Bursch bei dem neunten Jägerbataillon, der als Feldzeichen einen ungeheuren Busch, einen kleinen Wald, auf dem Hute trug, stand hinter einem fußdicken Baum heiter und guter Dinge, denn er schoß fast nie fehl; plötzlich fährt eine Kanonenkugel daher, reißt den Gipfel des Baumes herunter, schleudert ihn auf die Erde, so daß der Jäger unter den Aesten und Zweigen für einen Augenblick vollkommen begraben liegt. Lachend windet er sich endlich hervor und sucht sich einen tüchtigen Erdhaufen, hinter welchem er sein Geschäft eifriger als zuvor fortsetzte.

Eben so tapfer und unerschrocken wie die Jäger, aber auch mit eben so großem Verlust, haben hier die Wiener Freiwilligen gefochten. Es waren lauter blutjunge Leute von 16 — 20 Jahren, und unter ihnen viele hoffnungsvolle Barrikadenhelden der Wiener Vorstädte, aber Respekt vor ihnen! Hier auf dem Felde der Ehre, und unter guter Führung — denn sie hatten tüchtige Offiziere — haben sie sich heldenmüthig geschlagen, und sind im mörderischesten Feuer nicht gewichen. Einer dieser Freiwilligen von vielleicht achtzehn Jahren wurde, durch einen Streifschuß am Arme verwundet, widerstrebend zurückgeführt. „Laßt's mich los!" schrie er immer, „ist so ein Streifschuß der Mühe werth, um sich verbinden zu lassen! Ich will in's Feuer zurück zu meinen Kameraden!" Umsonst war es, ihn zu halten, er riß einem andern Soldaten, welcher das Gewehr seines Kameraden trug, dieses aus der Hand und eilte zurück in die Feuerlinie.

Die Kavallerie hatte an dem glorreichen Tage von Novara, wie

überhaupt bei beiden italienischen Feldzügen, wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Das Terrain, von Wassergräben und Baumreihen durchschnitten, war auch hier für große Kavalleriemassen so ungünstig wie möglich, und auf einzelne Reitergefechte, d. h. wenn die Piemontesen nicht mit großer Uebermacht gegen unsere Leute aufreiten können, ließ sich der Feind gar nicht ein. Kleine Arbeit gab es heute schon hie und da, und bei einem solchen Anlaß passirte eine rechte gute Geschichte. In dem Augenblick nämlich, wo ein Piket unserer Husaren einen feindlichen Zug Lanzenreiter attakirte, sprengt einer dieser Uhlanen heran und ruft: „Jerhozzànk müs Magaroth vagyunk!“ „Kommt zu uns herüber, wir sind ja auch Ungarn! Ihm jagt aus den Reihen ein Husar entgegen, haut den Uhlanen mit einem furchtbaren Hieb vom Pferde, indem er ihm ebenfalls auf gut Ungarisch in die Ohren schreit: „Aber ich bin ein Deutscher!“ „En pedìg Németh vagoth!“

Von den Lombarden, jenen heldenmäßigen Schaaren, die stürmisch verlangt hatten, in das Vordertreffen gestellt zu werden, und die nicht anders geglaubt, als der Schrecken ihres Namen und ihre furchtbaren Bärte würden schon allein im Stande sein, die deutschen „Barbaren“ in die Flucht zu schlagen, war an diesem Tage nirgends eine Spur zu sehen. Wie auf ein Sonntagsgericht hatten sich unsere Leute auf den Moment gefreut, wo sie einer lombardischen Division gegenüberstehen würden, und in den meisten Regimentern war man stillschweigend übereingekommen, daß bei einem solchen Zusammentreffen kein Schuß fallen und nur das Bajonett entscheiden sollte; aber es waren dieß vergebliche Hoffnungen und Vorsätze; denn „i prodi Lombardi“' d. h. die heldenmüthigen Lombarden, wie sie sich selbst nannten, wurden, wie gesagt, am Schlachttage bei Novara gar nicht, im ganzen Feldzuge aber nur zweimal gesehen, einmal bei la Cava, wo sie schon auf zweitausend Schritte vor unsern Jägern davonliefen (diese behaupteten, es sei wie auf einer Hirschjagd gewesen), und an den Ufern des Ticino, wo eines Tages vier Kaiseruhlanen zweiundzwanzig Mann gefangen einbrachten.

Gefallene Lombarden fand man, mit wenigen Ausnahmen nur bei Mortara, in den vorderen Reihen, und man wollte behaupten, die eigenen Landsleute hätten sie aus Wuth zusammengestochen. Wo aber waren jene Schreier, jene Helden aus den Gassen von Genua und Turin, immer bereit zum gemeinen Straßenscandal, jene, die durch ihre großen Reden über die Unabhängigkeit Italiens und über die Leichtigkeit eines Sieges dem Volk den Kopf erhitzt und es beständig zum Krieg aufgestachelt? Wo waren jene radikalen Advokaten, jene Demosthene aus der Turiner Kammer? Wenn sie sich zu schwach fühlten, um das Schwert für ihre eigene Sache zu ziehen, was haben dann jene Schreier, was hat dieses kriegslustige Ministerium für die Armee gethan, was für jene Tausende von armen Menschen, die sie in Schlacht und Tod geschickt? Im eigenen Lande hat es den Truppen an ordentlicher Verpflegung gefehlt; bei Novara hatten sie drei Tage nichts zu essen, und doch haben sich die Piemontesen und namentlich die Savoyarden brav und tapfer geschlagen. Achtung vor einem solchen Feind! Die lombardische Division aber und die Brigade Savona, welche der König Albert in Person ins Feuer führen wollte, kam nirgends zum Vorschein; aber daran war der König nicht schuld, denn er hat sich bei Novara als geschickter und tapferer Soldat gezeigt, und wo die Kugeln am dichtesten fielen, war er zu finden; man sagt, er habe den Tod gesucht!

Lange standen wir auf unserer Anhöhe, gingen bald eine Strecke vor, bald links, und warteten mit klopfendem Herzen auf den Ausgang des Kampfes, nicht als ob derselbe Nachmittags noch ungewiß gewesen wäre, aber der Marschall wünschte die Sache vor der Dunkelheit beendigt, um den Feind durch das schöne glänzende Manöver des vierten Armeecorps vor der Nacht noch gänzlich einzuschließen.

Ruhig und ernst stand er neben seinem Pferde, mit sicherem Blick und festem Sinn die Schlacht lenkend. Bald folgt er mit aufmerksamem Auge den kämpfenden Truppentheilen, ihre Bewegungen voraussagend, bald schickt er Ordonnanzoffiziere und Adjutanten fort,

läßt bei diesem Nachricht einholen, schickt jenem Antwort auf seine Berichte, diesem neue Befehle u. dgl. Auf unserer rechten Seite war die Landstraße mit dem nachrückenden Reservecorps, mit Sanitätswagen und ganzen Zügen Verwundeter bedeckt. Oft mußte ein Gensdarmeriecorporal dorthin reiten, um sich nach den Verwundeten zu erkundigen oder nach dem Namen eines Offiziers, der eben vorbeigetragen wurde. Bei solchen Gelegenheiten war auch der sehr brave und tüchtige Arzt des Feldmarschalls, der Regimentsarzt Dr. Wurzian, hülfreich und thätig, und galoppirte auf seinem kleinen Rappen bald hier bald dorthin, wo gerade dringende Hülfe nothwendig war, und wo er solche mittheilen konnte, ohne sich gerade zu weit von der Person des Marschalls zu entfernen, den er auch im vorjährigen Feldzuge begleitet hatte.

Gegen halb 6 Uhr zogen viertausend Grenadiere, das Reservecorps, auf derselben Straße. Bei ihrem Anblick lächelte der Marschall ganz vergnügt, denn er liebt seine Grenadiere außerordentlich. Die Leute kamen gut geschlossen, aber fast in vollem Trabe daher, und der Marschall meinte: „Wenn meine Grenadiere noch an die Arbeit kommen, da wird's ein schnelles Ende haben.“

Aber sie kamen nicht mehr an die Arbeit. Gegen 6 Uhr tauchten auf unserer linken Seite Reiter mit weißen Mänteln aus dem Hügellande empor; es war der Vortrab des vierten Armeecorps. Dasselbe stellte sich à cheval der Straße gegen den Feind auf, und von allen Seiten begann ein letzter, neuer heftiger Angriff. Noch einmal tobte fürchterlich der Kanonendonner. Es war ein unerhörtes Krachen und der Boden dröhnte unter unzähligen Schlägen.

Plötzlich aber hörte das Krachen auf und nur einzelne Schüsse noch rollten dumpf vom fernsten Punkte des Kampfplatzes zu uns herüber. Bald herrschte für den Augenblick ringsum tiefe Stille; aber nur für den Augenblick. Erwartungsvoll sahen wir auf den Kampfplatz, und einer der Offiziere sagte: „Da drunten wird von Neuem gestürmt!“ Und so war es auch.

Der Geschützdonner schwieg noch immer, aber das Kleingewehrfeuer begann mit furchtbarer Heftigkeit. Tausende von Schüssen knackerten durch einander. Dumpf wirbelten die Trommeln und ungestümes, nicht enden wollendes Hurrahgeschrei zeigte dem Ohre die Stelle, wo der Feind nach einem tüchtigen Bajonnetangriff vollständig geworfen wurde, und so auf allen Seiten. — Der österreichische Adler hatte gesiegt.

Wohl grollten noch hie und da einige Kanonenschüsse durch die Dämmerung, wohl sah man jetzt deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das war aber nur ein kleines Nachspiel. Es begann dunkel zu werden, vom Himmel hingen die Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wusch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz. — — —

Unsere Wachtfeuer erhoben sich diesen Abend bis dicht vor Novara, das noch von feindlichen Truppen besetzt war, welche in der armen Stadt fürchterlich hausten; wildes Geschrei erschallte aus den Gassen, hie und da knallten Flintenschüsse und schauerlich entstieg die Flamme brennender Häuser gen Himmel und leuchtete weithin durch das Feld. Es war spät, als wir unsern Rückzug antraten und wir erreichten die Landstraße erst, als es schon vollkommen finster war. Einen Ritt nun wie diesen werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Gegen das Gefährliche desselben war Alles Kinderspiel, was ich bisher in diesem Genre, selbst in Syrien, im Libanon, geleistet. Das Hauptquartier bildete eine lange Linie, an deren Spitze der Marschall ritt. Die Straße war im wahren Sinne des Worts vollgepfropft, und Artillerie, Packwagen 2c. standen so in einander geschachtelt, daß die ganze Masse sich nur langsam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen ihr in finsterer Nacht entgegen und suchten einen Durchweg. Zwischen den Wagen war der Durchgang so eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder der Wagen spürte; zwischen den Fuhr-

wesenspferden mußte man sich ordentlich durchdrängen, und man konnte froh sein, wenn Roß und Mann zwischen diesen Bestien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt sind, ohne zerschlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unser Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Wasser angefüllten Chausseegraben vorbei, und einigemal über einen herabgestürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten befanden sich mitten in diesem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das schmerzliche Gestöhne in der dunkeln Nacht war höchst ergreifend.

Nach ungefähr zweistündigem Ritt (wir hatten am Tage für dieselbe Strecke nicht drei Viertelstunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in seinen Mauern zu beherbergen. Man kann sich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kaminfeuer die Ereignisse des verflossenen Tages immer und immer wieder besprachen.

XII.

Vespolate. Zusammenkunft mit dem König von Sardinien.

Vespolate ist ein kleiner Ort, ungefähr acht Miglien von Novara. Noch während der Nacht nach der Schlacht von Novara kamen Parlamentäre aus dem feindlichen Lager, welche einen Waffenstillstand wünschten. Gleichzeitig erhielten wir die zuverlässige Nachricht, daß der König Karl Albert zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen, Victor Imanuel, der Krone entsagt habe. Am andern Morgen, am 24sten, fanden wir uns Alle, und wie man sich denken kann, voll Lust und Freude in dem Hause ein, wo der Feldmarschall Radetzky wohnte.

In aller Früh traf der piemontesische General Cossato im Hauptquartier ein, um dem Feldmarschall von Seiten des Königs von Piemont den Wunsch auszudrücken, einen Waffenstillstand abzuschließen und so lange die Feindseligkeiten eingestellt zu sehen, bis er die Kammern von Turin in Kenntniß gesetzt habe. Diesen Antrag, der schon in der Nacht dem Feldmarschalllieutenant Heß, welcher auf dem Schlachtfeld blieb, vorgetragen und von diesem verworfen wurde, wies der Graf Radetzky ebenfalls entschieden und mit dem Bedeuten zurück, daß

die Feindseligkeiten Tag und Nacht fortwähren würden. Zugleich wurden aber die früheren Waffenstillstandsbedingungen als die einzig annehmbaren angeboten, welche bis zum Abschluß des Friedens die militärische Besetzung der Länderstrecke zwischen dem Ticino und der Sesia, sowie jene der Stadt Alessandria vollständig und der Festung gleichen Namens mit getheilter Besatzung, endlich den Abzug der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere, und die schnellsten Friedensunterhandlungen durch eigens hiezu zu bestimmende Gesandte zwischen Oesterreich und Sardinien festsetzten.

Zugleich gab der Marschall dem General würdig und deutlich zu verstehen, wie wenig das frühere Benehmen der piemontesischen Regierung im Stande sei, Oesterreich, das stets offen und ehrlich verfahren, Vertrauen einzuflößen, und daß man an Friedensbedingungen nur vermittelst der kräftigsten Garantien denken könne.

Wenige Zeit darauf erschienen neue Parlamentäre und trugen den Wunsch des neuen Königs Victor Imanuel vor, mit dem Marschall in der Nähe von Novara persönlich zusammenzutreffen, welches auch zugesagt wurde.

Unterdessen befleißigte sich das ganze Hauptquartier, so viel es der Dienst erlaubte, des emsigsten Briefschreibens. In einer großen Stube des untern Stocks waren alle Tische, deren man habhaft werden konnte, mit Schreibmaterialien aller Art bedeckt. Jeder meldete seinen Angehörigen zu Haus Details, soviel wie möglich, von der gewonnenen Schlacht und zugleich, daß er gesund und am Leben sei. Vom Hauptquartier war ein einziger Offizier, ein Adjutant des Feldmarschalls, Major Mollinary, durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden. In der Nacht war man sehr besorgt um ihn gewesen, da man nicht wußte, wo er geblieben; doch war er gegen Morgen gebracht worden und ruhte nun bestens verbunden auf einem guten Bette in den obern Zimmern des Hauses.

Auf der Straße, in den Gängen und Treppen war an diesem Tage mehr Leben und militärisches Getriebe, als je. Ordonnanzen

und Adjutanten kamen und gingen, Offiziere und Soldaten standen vor dem Hause in dichten Gruppen und blickten erwartungsvoll auf die Straße gegen Novara, denn es hatte sich das falsche Gerücht verbreitet, der König von Sardinien werde hieher nach Vespolate kommen. Uns gegenüber an der Kirche war große Weinvertheilung. Dort lagen ungeheure Fässer auf breiten Wagen, die mit Ochsen bespannt waren, und die Soldaten ließen sich in großen Blechgefäßen, in Krügen oder in Gefäßen, die sie gerade vorfanden, den dicken guten Landwein ausmessen. Auch kamen Transporte von verwundeten Soldaten auf Sanitätswagen, auf anderen Karren oder getragen von ihren Kameraden und die meisten der leicht Blessirten wurden nach Pavia gebracht.

In meinem Quartier, bei einer Wittwe (sie hatte den wohlklingenden Namen Rosa Clerici, obgleich ihr Aeußeres demselben keine Ehre machte), fand am heutigen Morgen ein seltsamer Auftritt statt. Ich wohnte dort, wie gewöhnlich, mit meinem freundlichen Hauptmann S., dem Generalauditeur, beisammen, und im Nebenhaus waren ungefähr hundert piemontesische Kriegsgefangene eingesperrt. Diese nun waren aus ihren Zimmern ausgebrochen und hatten der Hauswirthin Kisten und Kasten geleert. Händeringend kam uns Rosa Clerici entgegen und meldete die saubere Geschichte. Natürlich wurden die Soldaten sogleich zurückgebracht, Hauptmann S. ließ sie im Hofe antreten und die ausgemittelten Rädelsführer dieser Räuberei wurden augenblicklich über die Bank gelegt und jeder erhielt fünfzig wohlgezählt und wohlgemessen.

Ein noch vom gestrigen Pulverdampf schwarzgefärbter Jägercorporal und ein riesenhafter Grenadier vollführten dieß Geschäft emsig und feierlich. Gefangene piemontesische Offiziere, die hinzu kamen, erklärten ihre Soldaten für eine Räuberbande und dankten recht sehr für die vorgenommene Execution.

Heute warteten wir ungeduldiger als je auf den Aufbruch des Hauptquartiers. Endlich Mittags gegen 1 Uhr stieg der Feldmarschall Radetzky zu Pferde und wir ritten hinaus gegen Novara. Bald erreichten wir das Schlachtfeld vom gestrigen Tage. Heute, hell und

glänzend von der Sonne bestrahlt, zeigten sich deutlich die schrecklichen Verwüstungen, die namentlich die schweren sechzehnpfündigen Batterien der Piemontesen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme geknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten gerissen, Wegsteine und massive Garteneinfassungen lagen zerschmettert umher, jubelnde Lerchen, die rechts und links emporstiegen, schienen den armen Gefallenen, die zerrissen und blutend den ewigen Schlaf schliefen, von einer fröhlichen Auferstehung zu singen.

Ein Schlachtfeld ist ein entsetzlicher Anblick, namentlich aber am Tage nach der Schlacht, wo Alles kalt und starr umherliegt und wo man nicht zerstreut ist durch das Rollen des Geschützes, den Hurrahruf der Angreifenden, das Zischen der Raketen und Pfeifen der Kugeln. — Vorbei! vorbei! —

Bald erreichten wir Bicocca, ein Dorf, wo der Kampf gestern sehr heftig gewüthet. Von hier an waren die Truppen längs der Chaussee aufgestellt, und man kann sich keinen Begriff machen von dem Jubelruf, mit dem der greise Marschall empfangen wurde. Vivat, Evviva und Eljen tönten durch einander und dazu spielten die Musikbanden ernst und feierlich die Volkshymne: „Gott erhalte unsern Kaiser," und man sah, daß die ernsten Klänge den Soldaten und Offizieren tief zu Herzen gingen. — Gott erhalte unsern Kaiser! drang aus mancher treuen Brust hervor; es war ja nicht blos der Kaiser, dem ihr Jubelruf galt, er galt auch dem Waffenbruder, dem hohen Kampfgefährten, der im vergangenen Jahre mit dabei war, als die Kugel sauste und der Säbel klirrte, der hochherzig Theil nahm an Mühe und Gefahr, und dessen Anwesenheit Kampf und Sieg verherrlichte.

An den Straßen standen die Einwohner und schwenkten ihre Hüte. Ich kann es nicht genug wiederholen, wie freundlich sich die Physiognomien der Leute gestalteten, sowie wir die Lombardei verließen und in Piemont einrückten. Gern und willig gaben sie, was sie hatten, und man muß es unsern Truppen rühmend nachsagen, daß mit wenigen

unbedeutenden Ausnahmen von Plünderung nichts gehört wurde; ja, ich habe stets gesehen, wie unsere Leute in Feindesland ihre wenigen Kreuzer gern für das hingaben, was sie von den Einwohnern verlangt. So die deutschen Barbaren! Nicht so die edlen Italiener! Wir sind durch keine Stadt, durch kein Dorf gekommen, wo uns nicht die Einwohner wehklagend erzählt, daß sie von ihren Landsleuten, von den Soldaten ihres eigenen Königs Karl Albert, ausgeplündert worden seien.

In Novara nun war die ganze Stadt mit weißen Fahnen geziert und von allen Balkonen winkten uns die Frauen und Mädchen freundlich entgegen. Auch hier waren alle Straßen mit langen Linien österreichischen Militärs besetzt, und evviva l'imperatore! evviva Radetzky! dröhnte mit der Feldmusik kräftig in den engen Gassen.

Wir ritten durch die Stadt gen Vignale, einem kleinen Ort, wo die merkwürdige Zusammenkunft zwischen unserem Feldmarschall und dem König stattfinden sollte. Doch es war nicht die Spada d'Italia, die dorthin kommen wollte, sondern der Herzog von Savoyen, der nunmehrige König von Sardinien.

Bis bei Vignale standen unsere Truppen auf der Straße; manches Bataillon erschien stark gelichtet; manches Regiment, das vorgestern noch eine große Strecke bedeckte, war klein zusammengedrängt; doch die Uebriggebliebenen gesund und wohlgemuth, und wo zufällig nur ein Einzelner stand, schwenkte er die Mütze und schrie sein Vivat, so laut er konnte.

Rührend war dieß bei den armen Verwundeten zu sehen, die auf Tragbahren und Wagen, noch elend zugerichtet, bei uns vorbeigeführt wurden. Sowie sie den alten Feldmarschall erblickten, ließ sich ein schwaches Vivat, ein dumpfes Eljen hören und die gesunde Hand hob sich zur Begrüßung in die Höhe.

Es ist etwas Ergreifendes um die Liebe des eben vom Schlachtfeld heimgekehrten Soldaten zu seinem Führer, ein Band, das fester hält, als alle Disciplin. Ich sah verwundete Soldaten, die den Mann mit den weißen Haaren nur mit einem Blick grüßen konnten, aber

dieser Blick fragte: nicht wahr, du bist zufrieden? Der Soldat aber hat vor der Schlacht nicht gefragt: wo führst du uns hin? — er ist vertrauensvoll gefolgt. Wir haben viele Leute verloren — sehr viele sind verwundet, und wer sich eine Idee von den braven österreichischen Offizieren machen will, der höre, daß unter zehn bis zwölf Blessirten ein Offizier ist.

Doch genug von diesen ernsten Bildern. Bald erreichten wir Vignale, und nachdem der Feldmarschall, umgeben von seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge, in der Mitte des Ortes eine Zeitlang gewartet, kam der König von Sardinien in vollem Galopp mit seinem Gefolge angesprengt. Ich könnte nicht sagen, daß dieser junge König etwas Imponirendes oder nur etwas sehr Würdiges in seinem Aeußern hätte. Er ist klein, rollt seine Augen auf eine sonderbare Art umher, und trägt einen ungeheuern hellblonden Schnurr- und Knebelbart. Sein Anzug war ganz phantastisch; er hatte eine Art reich verschnürten polnischen Rock an, einen eben solchen als Dollman, wie ihn die Husaren führen, und auf dem Kopfe, stark auf's rechte Ohr gesetzt, eine Feldmütze mit rother Einfassung. In seinem Gefolge waren unter Anderen ebenso phantastisch aufgeputzte unbekannte Größen, die beiden Generale La Marmora, wovon der eine der Chef und Errichter des Corps der Bersaglieri (Scharfschützen, die besten piemontesischen Truppen) — er erhielt bei Goito im vorigen Feldzug einen Schuß durch die Backen — und der andere derjenige ist, der sich beständig ein Vergnügen daraus macht, alles nur erdenkliche Böse und Unwürdige über die österreichische Armee zu schreiben.

Der König küßte den Feldmarschall; das Gefolge grüßte uns, mit welchen Gefühlen kann man sich denken. Alsdann ritten der König, der Feldmarschall und Feldmarschallieutenant Heß in den Hof eines naheliegenden Hauses, wo nach viertägigem Feldzug über den Frieden unterhandelt wurde.

Es war ein großer historischer Moment. Die drei Männer standen in der Mitte des Hofes zusammen und in einem weiten

Kreise um sie herum Sereschaner in ihren rothen reichverzierten Costümen. Einer meiner hiesigen Bekannten, der liebenswürdige junge Graf Schönfeld von Reuß-Husaren, der dem König entgegengeschickt worden, um ihm anzuzeigen, daß ihn der Feldmarschall erwarte, erzählte mir, Se. Majestät sei in vollem Galopp aus einem Bauernhofe ihm entgegengesprengt und habe unter Anderem gesagt: „Nun in Mortara habt Ihr mir sechs Pferde genommen, wie ich in meinem Leben keine mehr bekomme; es ist ein schwarzbrauner darunter; warnen Sie den, der ihn bekommt, er überschlägt sich gern." Eines dieser Pferde, einen prachtvollen Rappen, ritt der Stallmeister des Feldmarschalls im Gefolge, und als ihn der König bemerkte, gab der alte Herr ihn Sr. Majestät mit der größten Liebenswürdigkeit zurück.

Die Unterhandlungen dauerten über eine Stunde, und es wurde ein vorläufiger Waffenstillstand abgeschlossen; wenigstens erging, nachdem der König mit seinem Gefolge sich im Galopp entfernt, an alle Armeecorps der Befehl, nicht mehr vorzurücken, sondern in ihren Stellungen zu verbleiben.

Obgleich die Straße nach Novara mit zahlreichen Colonnen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art bedeckt war, ritten wir sehr scharf nach der Stadt zurück, voran die Sereschaner und Stabsdragoner mit ihren flatternden Mänteln. Am Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links qualmten und flammten hoch empor, die Soldaten schrien jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleristen glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde sprangen und scheuten — es war ein wilder Ritt.

XIII.

Schlachtbericht. Die piemontesische Armee und ihre Operationen.

Hauptquartier Novara, 24. März. 12 Uhr Nachts.

„Ich hatte die Ehre, einem hohen k. k. Kriegsministerium meine letzte Mittheilung zu übersenden, welche hochdasselbe mit dem Vorrücken unserer Armee bis Mortara und dem glänzenden Gefechte daselbst, welches zur Einnahme dieses Ortes führte, bekannt machte. Ich habe heute dagegen einen viel wichtigeren und entscheidendern Sieg zu verkünden. Die feindliche Armee, schon durch die Wegnahme von Mortara von ihrer eigentlichen Rückzugslinie abgeschnitten, entschloß sich in der Stärke von 50,000 Mann in der Stellung von Olengo vor Novara ihr Glück zu versuchen. Das die Avantgarde bildende zweite Corps unter dem Befehl des tapferen Feldzeugmeisters Baron d'Aspre marschirte gestern von Vespolate auf Olengo vor, und stieß daselbst auf den auf den dortigen Höhen aufmarschirenden Feind. Die unerwartete Stärke desselben machte das Gefecht einige Stunden zweifelhaft, da das zweite Corps nicht sogleich von dem hinter ihm

marschirenden unterstützt werden konnte. Ebenso hatte ich in die rechte Flanke des Feindes das vierte und hinter ihm das erste Corps disponirt, um jenseits der Agogna denselben noch gänzlich zu umgehen. Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Albrecht, welcher die Avantgardedivision kommandirte, hielt dahier mit Heldenmuth durch einige Stunden die Angriffe des Feindes von der Fronte aus auf, bis Feldzeugmeister Baron d'Aspre im Verein mit dem Commandanten des dritten Corps, Feldmarschalllieutenant Baron Appel, dieses letztere Corps mit eben so viel Entschlossenheit als Klugheit auf die beiden Flügel der Division Erzherzog Albrecht disponirte, ich selbst aber das Reservecorps hinter das Centrum dieser Division beorderte. Bei dem unübertrefflichen Muth und der mit nichts zu vergleichenden Tapferkeit und Entschlossenheit meiner braven Truppen gelang es auch, unsere Fronte siegreich zu behaupten, bis das vierte Corps durch die umsichtige Leitung seines Commandanten, Feldmarschalllieutenant Graf Thurn, jenseits der Agogna in die rechte Flanke des Feindes dergestalt kräftigst wirkte, daß bei dieser entscheidenden Bewegung der Feind gegen Abend auf allen Punkten sich in großer fluchtartiger Verwirrung zurückzog und in nördlicher Richtung einen ganz ihm aufgedrungenen Rückzug in das Gebirge zu nehmen genöthigt war. Ich kann bei diesen Kämpfen nur mit gerührtem Herzen die Ergebung für Ew. Majestät Dienst und die an höchste Begeisterung grenzende Tapferkeit meiner würdigen Generale, der braven Offiziere und der Mannschaft meines tapferen Heeres erwähnen. Jeder Einzelne war ein Held. Um gerecht zu sein, müßte ich eigentlich alle nennen, denn der tapfere Einklang von oben herab war der gerechten Sache, die wir für unsern Kaiser verfochten, im höchsten Grade würdig. Ich wünsche Sr. Majestät Glück zu so einem Heere, Viribus unitis war der Wahlspruch dieser Schlacht. Die Verdienste des Feldzeugmeisters Baron d'Aspre, des Feldmarschalllieutenants Grafen Thurn, deren Corps in der ersten Linie der Schlacht fochten, verdienen die höchste Anerkennung. Feldmarschalllieutenant Baron d'Aspre besonders hat seinen früheren Lor-

beeren nun auch diese neuen hinzugefügt. Gleich nach ihm kommt das Verdienst Sr. k. k. Hoheit, des Erzherzogs Albrecht, dieses erlauchten Herrn, der, um seine Leistungen vor dem Feinde erst zu prüfen, sich freiwillig bei Sr. Majestät das Commando einer Division erbeten hatte, obwohl höchstderselbe schon früher Commandirender gewesen. Derselbe bewies an diesem heißen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus seiner sehr gefährdeten Stellung zurück. Nur Gerechtigkeit wäre es, diesen Prinzen des Hauses mit dem Theresienorden zu schmücken. Ebenso haben die Feldmarschalllieutenant Graf Schaffgotsche des zweiten Corps, Feldmarschalllieutenant Culoz des vierten, Lichnowsky des dritten, ferner Generalmajor Graf Degenfeld, welcher ein Pferd unter dem Leibe verlor, Fürst Friedrich Liechtenstein, Graf Stadion, welcher blessirt wurde, Graf Kolowrat, Maurer und Alemann, der ebenfalls verwundet worden, dann der Oberst und Quabrigadier Baron Bianchi von Kinsky, Oberst Graf Degenfeld von Erzherzog Leopold, der tapfere Oberst Benedeck von Giulay, Graf Kielmansegge (schwer verwundet), von Baumgarten,*) Weiler von Erzherzog Franz Karl Infanterie und Weiß vom 9ten Jägerbataillon, ohne der übrigen Stabs- und Oberoffiziere zu gedenken, welche ich in den nächsten Tagen nachtragen werde, sich besonders hervorgethan. An Trophäen haben wir zwölf Kanonen, eine Fahne, zwei- bis dreitausend Gefangene. Der Verlust des Feindes beträgt, so viel bekannt, zwei Generale todt, sechzehn todte und verwundete Stabsoffiziere, drei- bis viertausend Mann. Unser Verlust an diesem entscheidenden Tage war leider sehr bedeutend. Die Regimenter und Bataillone der ersten Schlachtlinien haben jedes zehn bis zwölf Stabs- und Oberoffiziere, theils todt, theils blessirt verloren und der Verlust an Mannschaft beläuft sich an Todten und Blessirten zwischen zwei- bis dreitausend Mann. Allein Niemand war zu halten, man wollte

*) Er starb nach sechswöchentlichen schweren Leiden zu Pavia an seiner Verwundung.

nicht nur allein nicht der Letzte, man wollte überall der Erste sein. Die Schlacht dauerte von früh 10 Uhr bis tief in die Nacht. Als ich nun nach vollendeter Schlacht mich in mein Hauptquartier zurückverfügte und den Generalquartiermeister der Armee, Feldmarschalllieutenant Heß, noch zu den Dispositionen der Verfolgung des Feindes auf dem Schlachtfelde zurückließ, wurde demselben plötzlich der piemontesische General Cossato als Parlamentär angesagt, welcher mit ihm zu sprechen wünschte, und mir durch ihn von Seite des Königs von Piemont der Wunsch ausgedrückt, einen Waffenstillstand zu schließen, mit dem Ersuchen, so lange die Feindseligkeiten einzustellen, bis er die Kammern in Turin davon in Kenntniß gesetzt habe. Dieser Antrag wurde bei meiner Abwesenheit durch Feldmarschalllieutenant Heß augenblicklich verworfen, mit dem Bedeuten, daß die Feindseligkeiten Tag und Nacht fortwähren würden; zugleich aber die früheren Waffenstillstandsbedingungen als die einzig annehmbaren angeboten, welche bis zum Abschluß des Friedens die militärische Besetzung der Länderstrecke zwischen dem Ticino und der Sesia, sowie jene der Stadt Alessandria vollständig und der Festung gleichen Namens mit getheilter Besatzung, endlich den Abzug der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere, und die schnellsten Friedensverhandlungen durch eigens zu bestimmende Gesandte hiezu zwischen Oesterreich und Sardinien festsetzten. Am heutigen Tage erfuhr ich durch den genannten piemontesischen General, daß Karl Albert abgedankt und nach der Schlacht die Krone an seinen ältesten Sohn, den Herzog von Savoyen übertragen habe. Ich werde am morgigen Tage die detaillirten Punkte dieser Convention, deren noch einige bestimmter festgesetzt werden, einem hohen Kriegsministerium ehrfurchtsvoll einsenden, da die Erschöpfung und Ermüdung der Einzelnen aus meiner Umgebung keinen ausführlicheren Bericht hierüber für heute gestatten.

Radetzky, Feldmarschall."

So war denn mit dieser einzigen großen Schlacht der Feldzug beendigt, und es war nicht eine Woche vergangen, seit der Feldmarschall

Radetzky aus Mailand gezogen war. Mit mehr Recht, wie er, hat wohl nach dem großen Sturme Niemand sagen können: veni, vidi, vici. Und gegen wen waren die glänzenden Gefechte von Gambolo und Mortara, sowie die Schlacht von Novara gewonnen worden? nicht gegen Land- und Bürgerwehren, nein gegen die wohldisciplinirte und namentlich in einem Hauptheil, der Artillerie, vortrefflich versehenen piemontesischen Armee; und wie war in den meisten dieser Gefechte die feindliche Uebermacht so groß, die Anzahl der piemontesischen Truppen den österreichischen so sehr überlegen? man betrachte nur die erste Hälfte der Schlacht bei Novara, wo Feldmarschallieutenant d'Aspre bei Olengo mit nicht ganz 2000 Mann die feindliche Hauptmacht von 50,000 Mann so beschäftigte und im Schach hielt, daß dieselbe trotz dem furchtbaren Feuer ihrer schweren Artillerie keinen Schritt breit Boden gewinnen konnte.

Was nun diese piemontesische Armee anbelangt, so hatte dieselbe bei dem vorjährigen Feldzug ungeheure Verluste erlitten. Nach der Capitulation von Mailand versammelte der König Karl Albert nicht über 30,000 kampffähige Soldaten mehr unter seinen Fahnen, die übrigen waren zerstreut oder lagen in den Spitälern. In dem Moment nach Abschluß des Waffenstillstandes zählte man noch 18,000 Fieberkranke oder Verwundete auf den Listen. Die Einrichtung des Verpflegungsdienstes und der Ambulanzen war kläglich, am besten hatte noch Artillerie und Reiterei Disciplin und kriegerischen Geist erhalten. Der Soldat, im Bewußtsein, sich gut geschlagen zu haben, warf die Verantwortlichkeit der Niederlage auf seine Chefs und glaubte überzeugt zu sein, er hätte bei besserer Führung hie und da über die Oesterreicher einen Sieg davon tragen können. Das schien sich auch für den diesjährigen Feldzug besser gestalten zu wollen. Das Heer wurde den, wie man allgemein annahm, sehr geschickten Händen des Generals Chrzanowsky anvertraut und bildete eine Masse von 120,000 Mann. In dieser Masse mußte man jedoch unterscheiden, was eigentlich Soldat war, und diejenigen Bestandtheile, die nur zeitweise und

im Innern zum Krieg verwendet werden konnten. Blos die ersteren waren das active Heer, das aus acht Divisionen bestand und am Tag der Aufkündigung des Waffenstillstands folgende Stellungen inne hatte: Vorhut 3500 Mann in Castel-San-Giovanni, Fiancanguola ꝛc. Erste Division Generallieutenant Durando (derselbe, der die päpstlichen Truppen bei Vicenza befehligte) in Valenza, Mede, Lumello; zweite Division Generallieutenant Bès, in Mortara, Vigevano, Gambolo ꝛc.; dritte Division General Perone, in Casala, Gattinara, Tornio; vierte Division unter den Befehlen des Herzogs von Genua, zweiten Sohn des Königs, in Novara, Vercelli ꝛc.; fünfte Divsion (die lombardische) General Ramorino, in Alessandria, Bosco, Solero; Reservedivision unter den Befehlen des Kronprinzen, Herzogs von Savoyen, in Casale, Vercelli, Trino; sechste Division, Generalmajor Alphons La Marmora, in Sarzana; siebente Division, Generalmajor Salaroli, in Arona; Geniecorps in Alessandria; Artilleriereserve ebendaselbst; Guiden zu Pferd, in Vercelli. Die vier ersten Divisionen und die Reservedivision waren jede etwa 10,500 Mann stark; die lombardische 7500 Mann, die sechste 7000 Mann, die siebente 5000 Mann. Diese beiden letzteren waren aus den Reservebataillonen gebildet. Das Geniecorps zählte 2000 bis 2300 Mann. Das active Heer bestand also aus einer Streitmacht, die ohne Uebertreibung zu 80,000 Mann berechnet werden kann, darunter 65,000 Mann gute Truppen und 15,000 Mann, die erst ihre Probe ablegen mußten. Die Artillerie bestand aus 21 Batterien, jede zu 8 Stücken, zusammen 168 Feuerschlünde, 18 piemontesische und 3 lombardische Batterien.

Die piemontesische Artillerie ist eine der besten von Europa und das Material ausgezeichnet gut. Die Reiterei zählte 6 piemontesische Regimenter, je zu 6 bis 700 Pferden. Die Reiter führen eine Lanze, einen geraden Säbel, einen Carabiner, pistolone genannt, der in einen Holfter gesteckt wird, die Kopfbedeckung ist ein Helm. Dazu kamen 3 Schwadronen Guiden, jede zu 100 Pferden, ein Regiment

lombardischer Chevauxlegers und ein noch unvollzähliges Regiment reich gekleideter lombardischer Dragoner. Die piemontesische Kavallerie ist gut, bei 5 bis 6000 Reiter. Oberfeldherr war der König Karl Albert, Chrzanowsky war Generalmajor und übernahm die Verantwortlichkeit der militärischen Operationen; General Alexander La Marmora war Chef des Generalstabs, General Cossato Unterchef, General Rossi Befehlshaber der Artillerie, Oberst d'Alberti Befehlshaber des Genie. Das Heer hatte überdieß einen Belagerungspark von 80 Stücken groben Geschützes zur Verfügung.

Auf seine Artillerie und Kavallerie hielt Karl Albert große Stücke, bei Beginn des vorjährigen Feldzugs soll er geäußert haben: er sei auf den Moment begierig, wo seine Kavallerie zum erstenmal mit der österreichischen zusammenkommen würde und versprach sich ein gutes Resultat davon, trotzdem er selbst die Tüchtigkeit und Tapferkeit der österreichischen Reiterei vollkommen anerkannte. Doch hat die piemontesische Reiterei nie etwas ausgerichtet, große Kavalleriegefechte fanden nicht statt, in kleinen Attaquen zog sie beständig den Kürzern. So erzählte mir ein Uhlanen-Rittmeister, welcher im vorjährigen Feldzug mit seiner Eskadron in Santa Lucia auf Vorposten stand und den Befehl erhielt, eine Rekognoscirung gegen Villafranca zu machen, welcher Ort vom Feinde stark besetzt war: die Eskadron rückte also vor und die Avantgarde derselben stieß vor Villafranca auf eine feindliche Dragonerabtheilung, die ebenfalls zum Rekognosciren gegen Santa Lucia vorrückte; die Uhlanen griffen muthig den Feind an, der sich sogleich auf seine Haupttruppe zurückzog; diese, bei 400 Pferde stark, also den Oesterreichern wenigstens um das Dreifache überlegen, rückte gleichfalls vor und nun attaquirten beide Kavallerien auf einander, wobei ein Lieutenant schwer, einige Uhlanen leicht verwundet, die piemontesischen Dragoner aber über den Haufen geworfen und bis nach Villafranca hineingetrieben wurden, bei welcher Gelegenheit 17 Dragoner heruntergestochen und 22 sammt Pferden zu Gefangenen gemacht wurden. Ihre Niederlage aber wäre weit bedeutender ausge-

fallen, wenn es den Oesterreichern möglich gewesen wäre, die Straße zu verlassen und sich auszubreiten, doch ließ das ungünstige Terrain, die Wassergräben und Anpflanzungen zu beiden Seiten keine Evolutionen zu.

Diese Dragoner der piemontesischen Armee sind ihre besten Kavalleristen, sie reiten auf großen, mehr schweren als leichten meist deutschen Pferden und sind mit sehr langen schweren Lanzen, die sie aber gewöhnlich am linken Arm tragen, sowie mit sehr langen, gleichfalls schweren Säbeln bewaffnet. Es mag wohl mit an dieser Bewaffnung und den unbehülflichen Pferden liegen, daß ihr Angriff schwerfällig und nicht mit jener Schnelligkeit und Gewandtheit ausgeführt wird, wie es bei der österreichischen Reiterei der Fall ist; auch wissen sie mit der blanken Waffe nicht so umzugehen und müssen daher nothwendig im Handgemenge den Kürzern ziehen. Die piemontesische Artillerie ist, wie schon gesagt, vortrefflich, ihre Bespannung sehr gut und die Bedienung geht rasch von Statten; dabei haben sie den sehr großen Vortheil, daß ihre schweren Feldbatterien (16Pfünder) 4 Pfund Eisen mehr schießen, wie die österreichischen 12Pfünder, sie haben Wandlaffetten mit sehr hohen Rädern und sehr kleine Protzkasten, ihre Munitionswagen sind von außerordentlicher Schönheit und Solidität. Die piemontesische Artillerie schießt zwar nicht besser wie die österreichische, aber um etwas weiter, da ihre Kanonen weniger Spielraum für die Kugel haben, das Pulver daher auch mehr Kraft entwickeln kann. Auf 1000 bis 1200 Schritt schossen sie am besten, weßhalb die Oesterreicher die Vorsicht gebrauchten, ihnen so nah wie möglich zu rücken, weil sie da häufig überschossen, auch mit den Shrapnels wissen sie gut umzugehen und haben namentlich bei Novara viel Schaden damit gethan.

Was die Infanterie anbelangt, so ist die piemontesische Armee damit nicht gut versehen, die Leute sind meistens klein, schwächlich und nicht besonders einexercirt, sie lassen sich den Feind nicht gern auf den Hals kommen und schießen deßhalb meist ohne Erfolg auf sehr

weite Entfernung, finden aber einen Kampf im freien Felde sehr unbehaglich. Es ist, glaube ich, in beiden Feldzügen kein Fall vorgekommen, daß sie einen Bajonnetangriff ausgehalten, geschweige ihn abgeschlagen hätten, daher waren sie auch, im Bewußtsein dieser ihrer Schwäche, wo es eben thunlich war, stets bis an die Zähne verschanzt und selten zu bewegen in's Freie zu kommen. Hinter diesen Verschanzungen und schützenden Gegenständen haben sich dagegen alle italienischen Truppen, Piemontesen, Römer und Neapolitaner recht ordentlich geschlagen, und wo sie ihr Gewehr auflegen oder zu einer Schießscharte herausstrecken konnten, schossen sie gut und sicher. Die braven österreichischen Truppen dagegen ließen sich bei solchen Gelegenheiten, wo sie natürlich gegen den gedeckt stehenden Feind im Nachtheil waren, nicht viel auf's Schießen ein, sondern gingen mit dem Bajonnet und einem lauten Hurrah darauf los; die Verschanzungen waren in den meisten Fällen bald erstiegen, die Italiener warfen Gewehre, Säbel, Patrontaschen, Tornister und Tschakos von sich, suchten das Weite und die Luft ertönte von ihrem Geschrei: „Misericordia! Prego la vita!"

Eines ihrer besten Corps waren die Bersaglieri (savoyische Scharfschützen); sie haben vortreffliche Kammerbüchsen, womit sie namentlich hinter Deckungen schon auf 6—800 Schritt den Oesterreichern vielen Schaden zufügten.

Was nun die Operationen der piemontesischen Armee unter Chrzanowski in diesem Feldzug anbelangt, so kann ich nicht umhin, hier einen sehr gediegenen und treuen Bericht eines deutschen Offiziers über dieselben folgen zu lassen, wie ihn die Allgemeine Zeitung im April dieses Jahrs mittheilte:

„Wie die politische Stellung Oesterreichs in Italien es mehr als wünschenswerth erscheinen ließ, den neu ausgebrochenen Kampf so rasch wie möglich zur Entscheidung zu bringen und zu beenden, was naturgemäß den offensiven Charakter der Kriegführung in sich schließt, eben so bestimmt und klar waren die Piemontesen auf die Defensive verwiesen,

vom militärischen wie noch mehr vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Die Ueberlegenheit des Gegners im freien Felde war einmal nicht wegzuläugnen. In taktischer, wie in moralischer Hinsicht kann keine italienische Truppe sich den Oesterreichern an die Seite stellen; in ähnlichem Verhältniß stehen die gegenseitigen Führer zu einander. Oder sollte Chrzanowski sich einem Radetzky überlegen gefühlt haben? Von solchem Wahn wird er jetzt wohl geheilt sein. Die politische Rücksicht gebot den Piemontesen weiter jedem Hauptschlag auszuweichen, Radetzky so lange, wie nur immer möglich hinzuhalten, um den Lombarden Zeit zu verschaffen, bedeutende Aufstände in's Leben zu rufen, worauf sie doch auch nicht wenig gerechnet hatten. Nur vierzehn Tage die Sesia- und Polinie gehalten, was mit ihrer anerkannt guten Artillerie keine zu schwere Aufgabe gewesen wäre, und Radetzky hätte sich wohl zu Entsendungen veranlaßt gesehen, die seine kühnen Angriffsdispositionen gewaltig verändert haben würden. Dann erst kam der Zeitpunkt für die Piemontesen, mit mehr Aussicht auf Erfolg die Defensive mit der Offensive zu vertauschen.

Welche Resultate eine kräftige Defensive, selbst mit sehr mittelmäßig organisirten Truppen, die übrigens Muth besitzen müssen, liefern kann, zeigen uns seit mehreren Wochen die Theißniederungen in Ungarn. Wir sind überzeugt, daß das polnische Element im piemontesischen Obergeneral und andern polnischen Offizieren des Heeres den Oesterreichern auch an dem Po und der Sesia warm gemacht hätte.

Nächst diesem trostlosen Bürgerkriege konnte Sardinien seine im Jahre 1848 gemachten Erfahrungen auch noch zu Rathe sitzen lassen. Hatte es die Operationen vom 23. Juli bis 6. August verflossenen Jahres so ganz und gar vergessen? Als Sieger hatten sich seine Streiter wie die Maulwürfe am Mincio eingegraben; sie verläpperten damals die schönste Zeit, bis Radetzky erstarkt war und sie dann sammt allen Schanzen und Positionsgeschützen mit einem Schlage bis Mailand vor sich hertrieb. Und nun, im jüngsten Monate, fällt es Ihnen bei,

rein offensiv zu verfahren, wo ihnen richtig angelegte verschanzte Positionen als kräftige Stützpunkte so noth gethan hätten!

Natürlich verstehen wir unter kräftiger Defensive kein so saumseliges unthätiges Verhalten, wie es sich bei den Piemontesen in den Mincioverschanzungen zeigte, sondern eine richtig verbundene Wechselwirkung von Angriff und Vertheidigung, und einen bestimmten Terrainabschnitt festzuhalten.

Die piemontesische Grundstellung und deren Schwächen haben wir in einem frühern Aufsatz schon beurtheilt, es bleibt uns deßhalb nur noch zu zeigen übrig, wie Chrzanowski aus dieser Stellung operirte, und wie er hätte operiren können, um die begangenen Mißgriffe etwas auszugleichen; daß Pavia mit der günstigen Position am Gravellone so ganz unbeachtet gelassen wurde, ist ein so unbegreiflicher, wie unverzeihlicher Fehler. Bedenkt man, daß es schon Pflicht eines jeden Subalternoffiziers auf Vorposten ist, sich alle Fälle zu vergegenwärtigen, in welche seine Feldwache bei feindlichem Angriff gerathen könne, um sein Verhalten möglichst darnach vorherzubestimmen, um wie viel mehr mußte man erstaunt sein, einen Offensivfeldzug mit einem so groben Fehler eröffnet zu sehen.

Nach den Berichten überschritt Chrzanowski am 20. März mit 20,000 Mann den Ticino bis Buffalora und ging bis Magenta vor. Eine Recognoscirung bis Sedriano ergab als Resultat, daß diese Straße ganz frei vom Feinde sei, woraus sich die richtige Folgerung ergab, daß Radetzky keine Wichtigkeit auf den Besitz von Mailand im Augenblick lege und sich demnach eine andere Operationslinie gewählt habe. Nun erst erkannte man den großen Werth von Pavia. Man hatte den Gedanken, dorthin zu gehen. Es blieb aber beim Gedanken, für für dessen Ausführung war es wirklich nicht allein zu spät, sondern diese Demonstration im Rücken der Oesterreicher bot auch wenig Aussicht auf Erfolg, daß man richtig ahnte, daß Radetzky, nachdem Mailand selbst nicht gedeckt war, mit vereinter Macht operiren werde, und somit es ihm und seinen Truppen noch leichter geworden wäre, die so

getheilten piemontesischen Streitkräfte zu schlagen und zu vernichten. Nun ging Chrzanowski mit seinem Corps wieder auf Novara zurück. Abermals ein Fehler! Was that er mit diesen Streitmitteln zu Novara, während es ihm klar sein mußte, daß Radetzky zu Pavia den Ticino überschritten hatte? Er mußte auf kürzester Linie von Magenta aus über Abbiate Grasso nach Vigevano sich wenden, die beiden Corps vereinigen und mit Uebermacht — da ihm wenigstens 30,000 Mann auf diesem Punkte zur Verfügung standen — auf die Verbindung der Oesterreicher über Gambolo nach Trumello losgehen. Hätte er auch da die Oesterreicher nicht gefunden, so war mit diesem Marsche nichts verloren, sondern nur gewonnen, da es einmal Thatsache war, daß Radetzky nicht auf Novara, sondern im Süden manövrire, und er demnach jedenfalls seine Kräfte dem Feinde zu concentrirt hätte. Chrzanowski ging zwar selbst nach Vigevano, gab dadurch zu erkennen, daß ihm die Wichtigkeit dieser strategischen Sachlage nicht entgangen war, führte aber das Flankenmanöver nicht mit der Kühnheit und Entschlossenheit aus, mit der es in diesem großen Moment galt, die Achillesferse der österreichischen Operation zu durchschneiden. Hier mußte ein kecker Wurf geschehen, der nicht allein alle begangenen Fehler vergessen machte, sondern auch eine Brücke zur wirklichen Offensive erbaute. So aber tritt nur ein Häuflein von 12,000 Mann bei Gambolo auf und wird natürlich geworfen.

Wäre das Corps des Feldmarschallieutenants Wohlgemuth bei Gambolo geschlagen worden, so hätte dieß gewiß eine höchst mißliche Lage für Radetzky zur Folge gehabt. Wie die Piemontesen nun Vigevano räumen mußten, so wäre es den Oesterreichern mit dem bereits erstürmten Mortara ergangen, und die Dinge hätten sich ehrenvoller, ja unberechenbar vortheilhafter gestaltet. Zu Gambolo mußten die Piemontesen demnach siegen oder untergehen. Statt dessen gewinnt Radetzky durch dieses glückliche Treffen und die Räumung von Vigevano eine zweite, bei weitem kürzere Verbindung an den Ticino, welche ihn vor allen bedeutenden Wechselfällen des Kriegs sicher stellte.

Nach diesen Schlappen concentrirt Chrzanowski seine Kräfte bei 'Olengo und um Novara. Wir finden in keinem Bericht ein Bestreben desselben, seine letzte strategische Verbindung nach Vercelli zu gewinnen. Das war ein neuer Fehler. Sollten die taktischen Verhältnisse der Umgebung von Novara den letzten strategischen Athemzug erstickt haben? Wir kennen diese Oertlichkeit nicht, wissen aber, daß ein unglücklicher Spieler, um sich vor dem Bankerott zu retten, sein Letztes, sein Alles auf eine Karte setzt, und erräth er sie nicht, verloren ist. So kommt uns die Concentrirung auf Novara vor. Um mit Vorbedacht eine solche Stellung zu nehmen — wenn gleich taktisch vortheilhaft — muß man den Sieg auf dem Schlachtfeld halb und halb schon in der Tasche haben; worauf aber, wie wir glauben, der piemontesische Obergeneral nicht mehr mit jener Sicherheit rechnen durfte, um ihn zur Einnahme einer solchen Position zu berechtigen.

Die erste Hälfte der Schlacht bei Olengo entkräftet scheinbar unsern eben gemachten Ausspruch. Scheinbar, weil nur der Fehler des zweiten Armeecorps den Piemontesen einige Chancen in den ersten Stunden der Schlacht bot. Wenn Chrzanowski bis hieher nur hauptsächlich strategische Sünden beging, so vermehrte er dieselben, am Schlusse dieses großen Drama's noch durch eine taktische. Feldmarschallieutenant Baron d'Aspre läßt sich von Kampfeslust hinreißen, bei Olengo mit dem Feinde ernstlich anzubinden, ohne die Stärke desselben zu kennen, und ohne Aussicht zu haben, rasche Unterstützung zu erhalten. Höchstens 20,000 Oesterreicher kämpfen einige Stunden lang gegen die ganze piemontesische Macht — an 50,000 Mann stark! Wer schlug sich nun hier hartnäckig? Doch nicht die Piemontesen! Als das österreichische Corps zurückgedrängt war, der Führer nur wieder die alten Bataillone in's Feuer führen konnte und sich mit seltenem Heldenmuth immer auf's Neue den Piemontesen entgegenwarf, um seinen Fehler durch Heldenblut reinzuwaschen, da mußte Chrzanowski erkennen, wie die Dinge stehen und aus der mehr defensiven Haltung mit Uebermacht — die er aber, scheint es, nicht zu benützen verstand

— in die keckste Offensive übergehen, um seinen Gegner aufzureiben. Daß d'Aspre und der tapfere Erzherzog Albrecht im Frontangriff einen fast dreimal überlegenen Feind nicht über den Haufen werfen konnten, ist natürlich — nicht so aber das Umgekehrte.

Wir gestehen, daß wir von Chrzanowski's Fähigkeiten mehr erwartet hätten."

XIV.

Novara.

Am 25. März erließ der Feldmarschall nachfolgenden Armeebefehl:

Hauptquartier Novara.

„Soldaten!

Ihr habt Euer Wort rühmlich gelöst. Ihr habt einen Feldzug gegen einen an Zahl Euch überlegenen Feind begonnen und in fünf Tagen siegreich beendet. Die Geschichte wird Euch den Ruhm nicht streitig machen, daß es keine tapferere, keine treuere Armee gibt, als diejenige, deren Oberbefehl mir mein Herr und Kaiser anvertraute. Soldaten! im Namen des Kaisers und Vaterlandes danke ich Euch für Eure tapferen Thaten, für Eure Hingebung, für Eure Treue. Mit trübem Blick weilt mein Auge auf den Grabhügeln unserer im rühmlichen Kampfe gefallenen Brüder; ich kann an die überlebenden mein dankbares Wort nicht richten, ohne mit Rührung der Todten zu gedenken. Soldaten! unser hartnäckigster Feind, Karl Albert, ist vom Thron gestiegen; ich habe mit seinem Nachfolger, dem jungen König einen rühmlichen Waffenstillstand geschlossen, der uns Bürgschaft für den baldigen Abschluß des Friedens gewährt. Soldaten! mit Jubel hat uns — Ihr waret Zeuge davon — das Land unseres Feindes

empfangen, das in uns Retter von Anarchie und keine Unterdrücker erblickt. Ihr werdet diese Erwartungen rechtfertigen und durch Beobachtung strenger Mannszucht der Welt beweisen, daß Oesterreichs Krieger eben so furchtbar im Kampfe, wie ehrenhaft im Frieden sind, daß wir gekommen sind, um zu erhalten, nicht um zu zerstören. Ich sehe den Namen jener Tapfern entgegen, die sich besonders auszeichneten, um ihre Brust mit dem rühmlich errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit entweder sogleich schmücken oder mir dieselben von Sr. Majestät dem Kaiser erbitten zu können."

Am Abend bei unserer Rückkehr von Vignale dauerte es sehr lange, ehe ich in mein Quartier in Albergo d'Italia einrücken konnte. Ich ritt mit Feldmarschallieutenant Schönhals voran im Zuge mitten unter den Sereschanern, und mußte auf meine Ordonnanz, Weiler, warten, der am Ende des Zugs war und einer der Letzten ankam.

Auf einem kleinen Platze in der Stadt wurden die Quartierbillete vertheilt. Es war dort ein großes Durcheinander von Pferden und Reitern; Alles drängte sich um unsern freundlichen Quartiermacher, Oberlieutenant Buchheim, der mich während des Feldzugs beständig äußerst zuvorkommend behandelte, wofür ich ihm hier wiederholt meinen herzlichsten Dank sage. Hier wurde nach Pferden gerufen, dort nach einem Reitknecht, hier fehlte wie bei mir die Ordonnanz, dort forschte eine andere nach ihrem Herrn, der noch nicht angekommen war. Dazwischen fiel ein feiner Regen, und die dunkelrothen Flammen der Fackeln, die aufgestellt waren, wehten hin und her und drohten knisternd zu verlöschen.

Einer nach dem Andern verließ endlich den Platz, die Hufschläge der Pferde klangen nach allen Richtungen hin, bald immer entfernter, bald immer leiser. Endlich war ich allein und um mich her war es still und einsam. Mein Weiler kam immer noch nicht! Hie und da huschte einer der Einwohner eilfertig und schüchtern vorbei, wenn er mich neben meinem Pferde stehen sah. Die großen Häuser, die den Platz umgaben, lagen schwarz, dunkel und todt vor mir; ich fühlte

mich aber durchaus nicht verlassen; denn ich hatte in dieser Stunde, aufgeregt durch den scharfen Ritt, den ersten stillen günstigen Augenblick seit mehreren Tagen und Nächten und daher Zeit und Muße, die interessanten Bilder, die sich vor meinen Augen in diesen Tagen entrollt hatten, noch einmal in ihrer ganzen Frische an meiner Seele vorüberziehen zu lassen. War der Feldzug auch kurz, viel zu kurz für unsere Wünsche, so war er gerade in dieser Kürze um so großartiger und schöner und trug in das Buch meines Lebens ein Capitel ein, nach welchem ich mich lange schon von ganzem Herzen gesehnt hatte.

Endlich tönt ein Hufschlag, der sich mir eilfertig näherte. Ich sah einen weißen Mantel und erkannte bald darauf meinen trefflichen Weiler, der, wie er behauptete, mich überall gesucht und sich freute, mich hier endlich zu finden. Wir hielten unsern Einzug in der Albergo d'Italia und fanden schon im geräumigen belebten Hof desselben einen lustigen Contrast gegen die finstere stille Nacht in den Straßen.

Dieser Hof war, wie bei den meisten italienischen Häusern, mit einem Säulengang umgeben, unter welchem die Pferde, die in den Ställen nicht Platz fanden, untergebracht waren. Große Laternen hingen überall im Hof und warfen ihren unsichern Schein auf die Pferde und ihre Reiter, die im Begriff waren, sie abzusatteln.

Der innere Raum war mit Wagen aller Art vollgepfropft, oben in den Gängen klirrten Säbel, auf dem Steinpflaster desselben liefen die Kellner eilfertig hin und her und aus dem Speisesaal im ersten Stock schallte ein lustiges Lachen, ein fröhliches Leben.

Dort waren die meisten Offiziere des Hauptquartiers versammelt und ich bald mitten unter ihnen. Man hörte hier die interessantesten Details über die große Schlacht. Ein denkwürdiger vergnügter Abend weiter in meinem Leben.

Der Himmel hatte dem Feldmarschall zu seinem Feldzuge ein kleines liebes Stück Vorfrühling verliehen. Seit unserem Auszug aus Mailand war es warm, ja einigemal sogar sehr heiß gewesen und die

Felder deßhalb zum großen Vortheil der bivouakirenden Truppen trocken und fest. Ueber uns spannte sich fast den ganzen Tag ein lichtklarer blauer Himmel; tausende von Insekten summten um uns her in der würzigen Luft; die Bäume steckten zarte grüne Spitzen aus und selbst der Weinstock — wir standen während der Schlacht von Novara in einem Rebengarten — trieb seine frischen saftigen Augen.

Aber hier in Novara hatte sich das Alles auf einmal geändert; es wurde kühl und den ersten Theil der Nacht fiel ein kalter feiner Regen, und als wir am andern Morgen aufwachten, lag auf den Dächern der Häuser eine weiße Schneedecke. Mich fröstelte, wenn ich an die armen Leute im Bivouak dachte und späteren Beschreibungen nach, die wir erhielten, soll es neben dem Unangenehmen im Feld draußen recht komisch gewesen sein, als die Soldaten Morgens aufwachten und mit weißen Decken eingehüllt dalagen. Doch blieb der Schnee nicht lange und schon am Abend dieses Tages war er in der Stadt verschwunden.

Novara ist, obgleich der Hauptort einer piemontesischen Provinz und der Sitz eines Bischofs, nicht besonders groß. Die Stadt hat etwas über 12,000 Einwohner; sie liegt auf einer sanften Anhöhe, ist von verfallenen Mauern und Bastionen umgeben und hat ein altes halbzerstörtes Castell, welches gerade in dieser Zerstörung — die geborstenen Mauern sind mit dem schönsten Epheu bekleidet — einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Dieses Gebäude ist viereckig, mit Gräben umgeben und stammt aus dem 13ten Jahrhundert. Ueber dem Eingang sieht man, obgleich sehr undeutlich, die Schlange aus dem Wappen der Visconti. Zwei lange gerade Straßen zerschneiden die Stadt in vier Theile.

Der Feldmarschall wohnte in der Nähe der Albergo d'Italia in einem Palaste der Familie Bellini, einem prachtvollen weitläufigen Gebäude.

Ueber die Dauer unseres Aufenthalts in Novara war nichts bestimmt, doch sollte derselbe nur wenige Tage betragen und wir nach

Mailand zurückkehren, sobald der Waffenstillstand mit Piemont abgeschlossen sei. Dieser wurde schon am 26. März durch Feldmarschall Radetzky's und König Victor Emanuels Unterschrift vollzogen und der Vertrag hierüber lautete folgendermaßen:

Art. 1. Der König von Sardinien sichert bestimmt und feierlich zu, daß er mit Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich einen Frieden ehemöglichst abschließen werde. Der Waffenstillstand soll nur das Vorspiel dazu sein.

Art. 2. Der König von Sardinien wird ehemöglichst die Truppencorps auflösen, welche aus lombardischen, ungarischen und polnischen Unterthanen Sr. kaiserlichen Majestät gebildet warden, mit dem Vorbehalt, nach Gutdünken einige Offiziere der genannten Corps in seine Armee aufzunehmen. Se. Excellenz, Feldmarschall Graf Radetzky, verpflichtet sich im Namen Sr. kaiserlichen Majestät, daß allen genannten lombardischen, ungarischen und polnischen Soldaten zu ihrer Rückkehr in die kaiserlichen Staaten vollständige Amnestie gewährt werde.

Art. 3. Der König von Sardinien erlaubt, daß während des Waffenstillstandes 18,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie kaiserliche Truppen das Gebiet zwischen dem Po, der Sesia und dem Tessin und die Hälfte der Festung Alessandria besetzen. Diese militärische Besetzung hat jedoch keinen Einfluß auf die bürgerliche und Rechtsverwaltung des bezeichneten Gebiets. Die genannten Truppen können in der Stärke von 5000 Mann die Hälfte der Garnison der Stadt und Citadelle Alessandria bilden, während die andere Hälfte aus sardinischen Truppen bestehen wird. Se. Majestät bürgt mit seinem königlichen Wort für die Sicherheit der kaiserlichen Truppen; die Erhaltung dieser 20,000 Mann und 2000 Pferde auf Kosten der sardinischen Regierung wird durch eine militärische Commission festgestellt werden. Der König von Sardinien wird das Gebiet auf dem rechten Ufer des Po, die Herzogthümer Modena, Parma und das Großherzogthum Toscana, also alle Länderstrecken, die vor dem Kriege zu Sardinien nicht gehörten, räumen lassen.

Art. 4. Da der Einzug der Hälfte der Garnison von Alessandria, welche durch die kaiserlichen Truppen gebildet werden soll, unter drei bis vier Tagen nicht stattfinden kann, so verbürgt sich der König von Sardinien für den regelrechten Einzug (entrée regulaire) des genannten Theils der Besatzung in der Festung Alessandria.

Art. 5. Die sardinische Flotte — Segelschiffe und Dampfer — verläßt ohne Ausnahme binnen vierzehn Tagen das adriatische Meer und begibt sich nach den sardinischen Staaten. Der König von Sardinien wird seinen Truppen den bestimmtesten Befehl ertheilen und seine andern Unterthanen, die in Venedig sich etwa aufhalten, auffordern, sich unverzüglich nach den sardinischen Staaten zurückzubegeben, unter Androhung, daß sie einer etwaigen Capitulation der genannten Stadt mit den kaiserlichen Militärbehörden nicht würden einbegriffen werden.

Art. 6. Der König von Sardinien verspricht, um seinen lebhaften Wunsch für Abschluß eines baldigen und dauerhaften Friedens mit Sr. kaiserlichen Majestät zu bekunden, seine Armee in kürzester Zeit zu reduciren.

Art. 7. Kraft seines Rechts, Krieg und Frieden zu schließen, erklärt der König von Sardinien in derselben Absicht diesen Waffenstillstandsvertrag als unverletzlich.

Art. 8. Der König von Sardinien wird unverzüglich einen Bevollmächtigten mit voller Macht ad hoc nach einer durch gemeinsames Uebereinkommen zu bestimmenden Stadt schicken, um dort die Friedensunterhandlungen zu eröffnen.

Art. 9. Der Friede selbst und seine besonderen Bestimmungen werden, unabhängig von diesem Waffenstillstand, nach dem gegenseitigen Uebereinkommen der beiden Regierungen abgeschlossen werden. Se. Exc. der Marschall Graf Radetzky, wird sich für verpflichtet halten, unverzüglich den kaiserlichen Hof von dem lebhaften Wunsche Sr. Majestät von Sardinien nach Abschluß eines dauerhaften Friedens mit Sr. kaiserlichen Majestät in Kenntniß zu setzen.

Art. 10. Gegenwärtiger Waffenstillstandsabschluß ist für die ganze Zeit der Friedensunterhandlungen bindend, und im Falle ihres Abbruchs muß der Waffenstillstand zehn Tage vor Beginn der Feindseligkeiten gekündigt werden.

Art. 11. Die Kriegsgefangenen werden unverzüglich von den beiden contrahirenden Theilen herausgegeben.

Art. 12. Die kaiserlichen Truppen stellen ihr Vorrücken ein, und diejenigen, welche schon die Sesia überschritten, kehren als Besatzung des eben bezeichneten Gebietes dahin zurück." —

Der König Karl Albert war verschwunden, und man wußte nur, daß er dem Thron entsagt habe. So viel erfuhr man aber, daß er sich unserem heftigsten Feuer während der Schlacht hartnäckig ausgesetzt und selbst noch am Abend vor den Wällen der Stadt im Kugeiregen gestanden habe, so daß der General Durando ihn endlich beim Arm nahm und mit Gewalt von einer Stelle entfernen wollte, wo er sich unnützer Weise der größten Gefahr aussetzte. Karl Albert widerstand ihm, indem er ausrief: „Laßt mich sterben, General, dieß ist der letzte Tag meines Lebens."

Bald darauf überzeugte sich der König jedoch, daß jeder Widerstand fruchtlos sei und er sich eben einen Waffenstillstand erbitten und harte Bedingungen unterzeichnen müsse. Er erklärte daher sein Tagewerk für beendet und sprach seinen festen Entschluß aus, zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen, abzudanken. Dieser, so wie sein Bruder, der Herzog von Genua, der Minister Cadorna, Generalmajor Chrzanowsky, und die Adjutanten des Königs, welche sich um seine Person befanden, drangen in ihn, diesen Beschluß zu widerrufen. Doch Karl Albert erwiederte mit großer Ruhe und Festigkeit: „Mein Entschluß ist gefaßt, ich bin nicht länger der König; dort steht Euer Monarch, mein Sohn Victor Emanuel!"

XV.

St. Rosalia.

An einem dieser trüben Regentage ging ich in Novara durch die Straße, in der Absicht, die Spitäler, überhaupt die Orte, wo Verwundete untergebracht worden waren, zu besuchen. Das große prachtvolle Hospital dieser Stadt, welches ich zuerst besuchte, ist ein weitläufiges schönes Gebäude, mit großen gewölbten Sälen in Kreuzesform, gut eingerichtet und reinlich erhalten. Die gewöhnliche Anzahl von Betten waren mit guten Matrazen und reinlichem Weißzeug versehen, und man hatte außerdem noch herbeigeschafft, was man auffand; aber die Zahl der Verwundeten war zu groß, und selbst unten in den Kreuzgängen lagen die leicht Blessirten auf Stroh und in Decken eingehüllt, geduldig wartend, bis droben ein Platz frei würde, und es wurden leider in den ersten Tagen nach der Schlacht viele, viele, viele Plätze frei! — —

Mit einem der Geistlichen des Hauses ging ich durch die Säle, und da lagen die armen Menschen, der Eine still vor sich hinbrütend, theilnahmlos gegen Alles, was unten vorging, ein Anderer in wilden Fieberphantasien liegend, die Meisten aber einen Gruß freundlich erwiedernd und bereitwillig, ein Gespräch anzuknüpfen. Die Leicht-

verwundeten hofften auf baldige Genesung, die Amputirten dankten Gott, daß es überstanden und waren überzeugt, daß der Kaiser, für den sie geblutet, auch seiner Zeit das Mögliche thun würde, um ihr künftiges Schicksal zu erleichtern. Von Einem hörte ich namentlich: „Wie werden die zu Haus aufschauen, wenn ich mit Einem Arm heimkehre, und wie werde ich ihnen dagegen erzählen von Vater Radetzky und wie uns Heß und Schönhals gut geführt.“ Viele der hier unter Wunden und Schmerzen Leidenden erkundigten sich nach ihren Offizieren und wollten wissen, wie es ihrem Lieutenant oder Hauptmann ergangen, der neben ihnen gefallen war. Die erworbenen Medaillen hatten die Soldaten neben sich auf den Tisch hingelegt und betrachteten wohlgefällig dieses um hohen Preis verdiente Zeichen ihrer Tapferkeit. Alles sprach halb leise, um den Nachbar nicht zu erwecken oder zu beunruhigen, und so summte und flüsterte es durch die weiten Säle des Spitals. Auch Besuchende waren viele da; dort saß ein ungarischer Husar und schaute ernst und bekümmert in das Antlitz seines Landsmannes, das aus der weißen Leinwand des Bettes noch dunkler und broncefarbiger wie sonst, aber gänzlich theilnahmlos herausschaute. Hier schrieb ein Artillerist für den Kameraden einen Brief, weiter hinten lag Einer mit furchtbar zerhauenem Gesicht und hörte zu, wie sein Waffenbruder ihm ein Schreiben aus der Heimath vorlas, dabei aber wurden die Binden von seinen Thränen befeuchtet, und er dachte vielleicht, wird sie, von der diese Zeilen kommen, dich ansehen und aufnehmen, wenn das alte bekannte Gesicht, durch den fürchterlichen Hieb des feindlichen Dragoners fast unkenntlich gemacht, nimmer zur Thür hereinschaut. Er küßte den Brief und legte ihn seufzend unter sein Kopfkissen.

Ueber Novara hing, als ich aus diesen Räumen des Leidens in das Freie trat, ein grauer, unfreundlicher, regnerischer Himmel, der Wind wehte heftig durch die Straßen und die Soldaten standen in ihre Mäntel gehüllt unter die Portici oder den Eingängen der Häuser. Von draußen herein kamen vier Mann mit einer Tragbahre, sie brach-

ten einen Verwundeten und ich schloß mich ihnen an, um ein anderes Spital zu sehen. Dieß fand ich in hohem Grade malerischer und poetischer, als das, welches ich eben verlassen. Es war die Kapuzinerkirche St. Rosalia. Dort lag sie vor mir mit ihrem großen düsteren Portal; die alten Steinfiguren in den Nischen hatten in den Falten ihrer Kapuzen und auf ihren Häuptern noch etwas von dem Schnee bewahrt, der gestern Nacht so unerwartet gefallen war. Doch schmolz ihn der feine Regen, der herabfiel und an den hageren Gesichtern und langen Steinbärten hingen schwere Tropfen, wie Thränen über all' das menschliche Elend, das sich hinter den alten Mauern befand. Vor der Kirchthüre lag zertretenes Stroh, von dem der Wind hie und da einen Halm entführte; Leute von der Sanität in ihren blauen piemontischen Röcken und Aerzte aller Grade, sowohl Oesterreicher wie Piemontesen, standen in Gruppen bei einander und plauderten. Ich hob den schweren Vorhang auf und trat in die Kirche. Der Raum war wie erwärmt und äußerst behaglich gegen die nasse Kälte draußen. Die Atmosphäre war geschwängert mit den bekannten Weihrauchdüften, die jeder katholischen Kirche eigen sind; unzertrennlich von dem tiefen Ton der Glocke, unzertrennlich von Orgelton und Gesang, unzertrennlich von der Erinnerung an die Tage unserer Kindheit. Sind wir Katholiken, so erinnert er uns an die heiligen Handlungen, denen wir in der Jugend angewohnt, sind wir nicht katholisch, so erinnert er uns an die Stunde, die wir mit Gespielen in den so freundlich jederzeit geöffneten geheimnißvollen Hallen verbracht. Hier namentlich war dieser Duft ungemein wohlthuend, er stand im sanftesten Einklang mit der angenehmen behaglichen Wärme und mit dem Halbdunkel, das in der Kirche herrschte. Die hohen Bogenfenster waren verhängt, einige mit alten grünen Gardinen, die vielleicht einstens für sie gemacht waren, andere mit allen möglichen Arten von Stoffen und Gewändern, wie man sie gerade gefunden, herbeigeschleppt und benutzt; wie in allen Kapuzinerkirchen war das Innere ziemlich schmucklos; die Wände in grauer Steinfarbe, alle Verzierungen von dunklem,

fast schwärzlichem Holz, die Stühle und Kirchenbänke grob geschnitzt, ebenso die Kanzel, über dem Altar ein ganz verdunkeltes Oelbild, vor demselben brennende Kerzen in hölzernen Leuchtern.

Aber dieß Alles gab ein süßes Bild der Ruhe und durch den erwärmten durchdufteten Kirchenraum schwebte ein tiefer innerer Frieden, wohlthuend und beruhigend gegen die traurigen entsetzlichen Bilder, die man auf dem Pflaster der Kirche selbst wahrnahm. Dieses war mit Stroh bedeckt und durch Kopfkissen und Decken nothdürftig für die Verwundeten eingerichtet, die in langen Reihen in den Gängen lagen, Oesterreicher und Piemontesen, alle Waffengattungen durcheinander, und die verschiedensten Krankheiten, die verschiedensten Blessuren. Vor den Kranken lagen zerrissene Monturstücke und blutige Leinwand, an den Pfeilern lehnten Waffen verschiedener Art, dort wurde ein Verband frisch angelegt oder erneuert, hier ein Verwundeter, der sich kaum regen konnte, durch den Krankenwärter gespeist, weiterhin vor dem Lager eines Unglücklichen, der, schwer athmend, mit geschlossenen Augen, fast kein Lebenszeichen von sich gebend, nach überstandener schrecklicher Operation dalag, standen mehrere Aerzte, einer wusch sich die blutigen Hände, und wenn man ihrem Gespräch zuhörte, und ihre theilnahmvollen Blicke auf den Kranken sah, so konnte man vermuthen, daß dem Armen die vielen Schmerzen, welche er erlitten, das Leben vielleicht doch nicht erhalten würden. Ein seltsames buntes Licht füllte den Kirchenraum aus, und die vielen verschiedenen Stoffe, mit welchen die Fenster einer Seite verhängt waren, reflektirten mit eben so viel Farben auf die gegenüberliegende Wand. Vor dem Hochaltar, der in tiefer Dämmerung lag, durch welche die vor demselben brennenden dünnen Wachskerzen erst recht sichtbar wurden, las ein alter Kapuziner eine stille Messe. Da er erhöht über dem Kirchenschiff stand, so traf sein ehrwürdiges Haupt mit weißem Bart ein vereinzelter Lichtstrahl, der sich durch einen Riß des Vorhangs eingeschlichen, und umgab ihn wie mit einer lichten Glorie. Der heilige Dienst schien auf viele der kranken Soldaten wohlthuend und beruhigend zu

wirken, denn manche wandten ihr Gesicht gegen den Hochaltar und andere bewegten die Lippen zu einem leisen Gebet. Kapuziner gingen theilnehmend zwischen den Liegenden auf und ab, bald einen Trost sprechend, bald hülfreiche Hand leistend. Noch nie sah ich eine solche Mannigfaltigkeit der Physiognomien auf so engem Raum wie hier beisammen, und alle die verschiedenen Nationalitäten, welche diese tapferen Verwundeten vertraten, traten aus den verschiedenen Gesichtszügen dem Beobachter scharf entgegen. Deutsche, Böhmen, Steyrer und Ungarn, Croaten, Savoyarden und Piemontesen, alles lag hier bunt durcheinander; die Letzteren gewährten durch ihre eigenthümlichen Physiognomien auf dem Krankenbette und im Tode einen besonders schauerlichen Anblick. Die gelblich wachsbleichen Gesichter, durch die kohlschwarzen Haare stark hervorgehoben, mit den stieren, großen dunkeln Augen und schneeweißen Zähnen, stierten einen wahrhaft erschreckend an.

In einer Ecke der Kirche lag ein Piemontese mit dem Haupt auf der Stufe eines Beichtstuhls ruhend und vor ihm kniete ein junges Mädchen, welches leise, eindringliche Worte zu ihm sprach, worauf zuweilen ein leichtes Lächeln über das bleiche Gesicht des Blessirten fuhr, so daß die weißen Zähne hervorblitzten, um aber bald darauf wieder tiefem Schmerz und Gram Platz zu machen. Das Mädchen mußte dem Soldaten, der bis zum Halse fest in eine wollene Decke eingewickelt war, eine Frage stellen, die er nicht beantworten wollte, denn oft schüttelte er mit dem Kopfe.

„Sage mir, Carlo, sage mir, was dir fehlt, du wirst ja bald wieder gesund werden; sage mir doch, wo du verwundet bist;" er schüttelte das Haupt.

„Sprich doch," fuhr das Mädchen mit weinerlichen Augen fort, „gib mir deine Hand;" — er zog die rechte unter der Decke hervor — „so, das ist die rechte, jetzt reich mir auch die linke, lieber Carlo;" er zog den Arm hervor und sie küßte beide Hände mit einer rührenden Leidenschaftlichkeit.

„Gelobt sei die Madonna!“ sagte das Mädchen, „wie haben wir gefürchtet, sie hätten dir einen Arm abgeschossen; gelobt sei Gott!“

Dabei rannen ihr die Thränen und über das Gesicht des jungen Italieners zuckte ein wilder Schmerz.

„Wir haben aber auch,“ fuhr sie fort, „vorgestern bei dem furchtbaren Schießen den ganzen Tag auf den Knieen gelegen und für dich gebetet, die Theresina und ich; auch wollte ich schon gestern zu dir kommen mit der Mutter, aber nachdem mein Bruder zurückgekommen war, er sah vor Schrecken noch blässer aus, wie du — du siehst eigentlich nicht so sehr blaß aus, lieber Carlo,“ — unterbrach sie sich selber, und strich ihm mit leicht bebender Hand die schwarzen Haare, „ja, als der Bruder nun kam und sagte, du seiest verwundet, wollten sie mich nicht mitnehmen und auch heute bin ich heimlicherweise da, um zu sehen, was meinem lieben herzigen Carlo eigentlich fehlt.“

Bei den Reden des Mädchens flossen häufige Thränen über das Gesicht des Soldaten und er winkte mit der Hand, sie solle fortgehen, doch wollte sie dieß Zeichen nicht beachten und machte sich an seinem Lager irgend etwas zu schaffen.

„Sie haben dir doch ein Bett gegeben,“ sagte sie flüsternd, „die Andern liegen fast alle auf Stroh.“ Sie tastete mit ihren Händen auf dem Lager umher und plötzlich überzog eine Leichenblässe ihr Gesicht. „Carlo, lieber Carlo!“ sagte sie, „strecke deine Füße aus, du mußt dich nicht so zusammenziehen — Carlo!“

„Ich kann nicht, Madonna, eine Kanonenkugel hat mich getroffen,“ gab er mit dumpfer Stimme zur Antwort.

„Und hat dir deinen linken Fuß weggerissen?“ fragte sie mit trockenen weit aufgerissenen Augen.

„Ja,“ gab er trotzig zur Antwort und wandte die Augen gen Himmel, „meinen linken Fuß und meinen rechten Fuß — beide — beide!“

Mit einem leisen, aber doch herzzerreißenden Schrei sank das Mädchen an dem Lager hin und einer der Kapuziner, der ihr Ge-

spräch ebenfalls belauschte, trat näher und hob sie auf. „Seid gefaßt, meine Tochter,“ sagte er, „Gott ist barmherzig.“

Sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte leise: „In vier Wochen sollten wir Hochzeit haben!“

Der Kapuziner setzte sie an die Stufen des Beichtstuhls, wischte sich mit dem Aermel der braunen Kutte über das Gesicht und den schwarzen Bart und ging darauf langsamen Schrittes durch das Schiff der Kirche.

Eine alte Frau näherte sich eilfertig dem Lager des jungen Soldaten und setzte sich dann neben das Mädchen an den Beichtstuhl — es war die Mutter. Alle drei sprachen eine Zeitlang keine Sylbe, darauf schien die alte Frau den Beiden Worte des Trostes zu sagen welchen das Mädchen mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit lauschte, während der arme Blessirte sie mit einem bittern Lächeln anhörte. So blieben sie lange bei einander sitzen und ich verließ endlich die Kirche.

Abends ging ich nochmals hin und da brannten mehrere Laternen und Lichter in dem hohen Raum. Tiefe Athemzüge verkündigten mir, daß ein wohlthätiger Schlaf vielleicht mit süßen Träumen manchen der Leidenden erquickte, während Andere leise stöhnend sich auf ihrem Strohlager wälzten. Der alte Kapuziner, der heute Morgen die Messe gelesen, schlummerte in einem Chorstuhle. Mehrere Soldaten der Sanität saßen am Boden um eine große Laterne und verzehrten ihr Abendbrod. An dem Lager des jungen Soldaten saß noch immer die alte Frau, das Mädchen lehnte in der Ecke des Beichtstuhles und schlief, über ihrem Haupte befand sich eine Mutter Gottes mit dem Jesuskind, kleine, zierlich aus Holz gearbeitete Figuren, vor welchen eine ewige Lampe brannte; das Gesicht der Madonna war bestrahlt von dem Lichte und schien sanft und mitleidig auf die arme Schlafende zu blicken, deren schöne Züge ich nun deutlicher, als am Tage in dem dämmernden Lichte, sah. Die kleine Oellampe warf ihren flackernden ungewissen Schein auf den Kopf des Mädchens und die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, sowie das unglückliche Geschöpf

neben dem Sterbelager ihres Geliebten, bildete ein rührend-schönes Bild mit strahlenden zitternden Lichtern und tiefen schwarzen Schatten, wie ein Correggio kaum im Stande ist, im kühnsten Schwung seiner Phantasie zu schaffen.

Zwei Tage darnach besuchte ich abermals die Kirche St. Rosalia, aber die dichten Reihen von neulich waren stark gelichtet. Manche waren in das große Spital gekommen, manche hatten die Augen für immer geschlossen und ruhten draußen bei den Schlachtgefährten unter den kleinen hölzernen Kreuzen, welche die Liebe der Soldaten ihren gefallenen Kameraden setzte. Auch das Lager am Beichtstuhl war leer, und der Arzt, den ich an jenem Abend sprach, sagte mir, — — der junge Piemontese sei nicht mehr ins große Spital gekommen! — —

XVI.

Straßenleben. Deputationen.

Das Straßenleben in einer eroberten, vom Feinde besetzten Stadt ist sehr interessant, wenn auch, wie es hier der Fall war, dieser Feind nicht als Feind auftrat, und von den Einwohnern nicht so aufgenommen wurde. Die piemontesische Armee hatte am Abend der Schlacht, wo sie theilweise in die Stadt hineingeworfen wurde, und während der Nacht fürchterlich in Novara gehaust. Alle Bande des Gehorsams waren gelöst und die meuterischen Soldaten achteten nicht mehr der Befehle ihrer Offiziere, nicht mehr das Wort ihres Königs, der umsonst die Straßen durchritt, um dem Plündern und Zerstören Einhalt zu thun. Rasende erhoben ihre Faust gegen ihn und Gewehre wandten sich gegen das Haupt des Monarchen.

Hiedurch veranlaßt, entfernte sich der König schon während der Nacht aus der Stadt und in welch' fürchterlichem Gemüthszustande kann man sich denken. Der Tag von Novara hatte sein Herz gebrochen, das Herz eines tüchtigen Soldaten. Das war er, er hat es am 23. März bewiesen; denn während der Schlacht war er überall zu finden, wo die Gefahr am größten, der Kugelregen am stärksten

war. Dieß unruhige und gequälte Herz hat nun, indem dieß niedergeschrieben wird, an den Folgen jenes Tages, weit entfernt von der Heimath, aufgehört zu schlagen! Friede seiner Asche! —

In der Nacht nach der Schlacht von Novara, als sich der Commandant des vierten Armeecorps, Graf Thurn, in einem kleinen Landhause, einige Miglien von der Stadt entfernt, aufhielt, fuhr gegen 1 Uhr, begleitet von Husaren der Vorposten, eine Berline vor, aus welcher ein langer hagerer Mann stieg, dessen ernstes und düsteres Gesicht von einer erschreckenden Blässe bedeckt war. Er wünschte den Commandanten des vierten Corps zu sprechen und nachdem er zu demselben geführt war, sagte er ihm, er sei Graf Barge, piemontesischer Oberst, der den Dienst verlassen habe und nach Nizza gehen wolle. Die Armee, setzte er hinzu, sei vollständig geschlagen und befinde sich in gänzlicher Auflösung, ja in offenbarer Meuterei gegen die Offiziere, welche der Plünderung der eigenen Landsleute Einhalt zu thun bemüht seien.

Auf die Frage Graf Thurns, ob die Stadt wieder befestigt sei, antwortete der Oberst: „Nein, die Basteien sind schon längst abgefahren und zerstört, neue Schanzen sind nicht errichtet worden und das Castell, die Citadelle hat auch keine Befestigung mehr.“ Darauf bat er frei passiren zu dürfen und Graf Thurn, der ihm in der kalten Nacht — der Regen goß in Strömen herab — eine Tasse Kaffee anbot, die der Fremde dankbar annahm, läßt ihn ziehen, sagt ihm aber beim Einsteigen: Sire, je vous souhaite un bon voyage. Ein junger Mann, der draußen gewartet, setzt sich ebenfalls in den Wagen und so schnell die Pferde laufen konnten, fuhren sie davon. Es war Karl Albert; so verließ er sein Heer, nachdem er der Krone, wohl mit schwerem Herzen, zu Gunsten seines Sohnes entsagt hatte.

Die Klagen der Einwohner über die Aufführung der eigenen Soldaten war wahrlich nicht übertrieben. Nicht nur, daß sie Läden geplündert hätten, um Eßwaaren, Wein zu bekommen, nein, sie hatten auch Goldschmiedsläden erstürmt, dieselben ausgeleert und alsdann

Feuerbrände hineingeworfen. Mehrere solche Gewölbe zeigten sich uns, sowie sie von den Soldaten verlassen worden waren. Das Innere war ausgebrannt, auf dem Boden lagen Schutthaufen und verkohltes Holz und das Ganze bot ein grauenvolles Bild der Verwüstung. Dank sei es der festen Construktion der hiesigen Häuser, daß die Stadt kein größeres Brandunglück erlitt. Nur wenige Gebäude waren in Flammen aufgegangen.

In der Nähe des Theaters liegt das größte Café der Stadt, wo die meuterischen Soldaten ebenfalls toll gewirthschaftet hatten. Sie hatten nicht bloß alles Eß- und Trinkbare mitgenommen, sondern sie zerstörten auch Stühle und Bänke, schlugen die Marmortische entzwei und zerschossen die Spiegel. Auch in Privatwohnungen hatten sie es nicht besser gemacht, hie und da Thüren und Fenster eingeschlagen und mitgenommen, was sie fanden.

Man kann sich denken, daß unsere Truppen, die in strengster Mannszucht geordnet einzogen, auch hier auf's beste und freundlichste empfangen wurden. In die Stadt selbst kamen vielleicht sechstausend Mann, meistens Infanterie, nur auf dem Marktplatz lagerte eine Schwadron Kavallerie von Radetzky-Husaren. Sie hatten ihren Pferden unter den Portici, welche den Platz umgaben, gute Strohlager gemacht und campirten des Nachts dabei, in ihre weiße Mäntel eingehüllt. Natürlich wimmelten aber die Straßen der Stadt theils von den Einquartierten, die Novara besichtigten, theils von Truppen, die draußen lagen und die hieher kamen, ihre Einkäufe zu besorgen. Letztere aber durften nicht nach Gutdünken in die Stadt laufen, sondern es wurden compagnieweise kleine Abtheilungen formirt und von ihrem Corporal ordentlich in die Stadt geführt.

Hier ereignete sich eines Tags ein sehr guter Spaß. Ein Corporal durchzählte nämlich seine Abtheilung und fragte sie, ob sie mit dem nöthigen Geld zum Einkaufen versehen seien. Als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, fügte er weiter ganz ernsthaft hinzu: „Jetzt aber, Kinder, nehmt's die Gewehre mit, dann bekommt Ihr drinnen

in der Stadt Alles um die Hälfte wohlfeiler." Und der alte Corporal, der die Einwohner kannte, hatte so Unrecht nicht.

Die strenge Mannszucht im österreichischen Heer ließ der Italiener, wie er wohl hätte thun können, im Handel und Wandel dem armen Soldaten nicht zu Gute kommen, und es war wohl hie und da so ein derbes militärisches Auftreten nothwendig, um den Krämer zu verhindern, daß er dem Soldaten die einzuhandelnden Gegenstände nicht über die Gebühr vertheure.

So zogen denn die vor der Stadt liegenden Soldaten herein, abwechselnd von allen Regimentern und sahen in ihren Mänteln, mit denen sie sich über Nacht auf dem nassen schmutzigen Boden herumgewälzt, recht feldkriegsmäßig aus. Die Bärte waren auch ziemlich lang und jeder Einzelne im Bewußtsein, daß auch er den Feind mitgeschlagen habe, lustig und guter Dinge.

Lange Züge Fouragewagen kreuzten sich in den Straßen und Reiter von allen Kavallerieregimentern sah man kommen und gehen. Der ungarische Husar courbettirend und im kurzen Galopp, den Schnurrbart hinaufgewichst, keck um sich schauend; der Dragoner dagegen, der deutsche Reiter, ernst und besonnen, in der ruhigen Haltung im Schritt und nicht leicht aus seinem Gleichmuthe zu bringen.

Ebenso sind diese verschiedenen Reiter auch im Gefecht. Der Husar jagt mit wildem kräftigem Hurrah dem Feind in vollem Rosseslauf entgegen. Sein Choc ist gewaltig und darauf berechnet, die feindlichen Reitermassen im ersten Anlauf zu zersprengen. Er fliegt mit Windeseile dahin, Pferd und Reiter voll Kampfeslust; sein Dollman weht, sein Auge blitzt, sein glänzendes buntes Kleid spielt in der Sonne, wie die erzürnte Schlange, die auf ihren Raub losstürzt. Weicht der Feind, dringt der Husar in seine Glieder, und kann er einen Flüchtigen verfolgen, so geht seine Kampfeslust erst recht an. Auf leichtem gewandtem Pferde folgt er dem Feind und haut ihn nieder. Findet er dagegen kräftigen Widerstand und gelingt es ihm nicht im ersten Anlauf, die Reihen zu durchbrechen, so kann er eben so

leicht zurückgeschlagen werden, denn so tapfer der einzelne ungarische Husar ist, so ist doch eine Fechtart mit geschlossener Fronte weniger seine Lieblingssache.

Der deutsche Reiter dagegen rückt langsam und besonnen vor, und wirft er auch auf seinem gewaltigen Rosse den Feind nicht zurück, so beißt er sich doch in seine Glieder ein und dringt, mit dem schweren Säbel Alles niederhauend, bedächtig aber unaufhaltsam vor; entweder sein Feind unterliegt oder er.

Man erzählte mir von einem ungarischen Husaren eine vortreffliche Geschichte. Bei irgend einem Gefecht wird ein Husar mit einem schriftlichen Befehl hinausgeschickt zu dem Commandanten der Plänklerkette. „Siehst du dort jenen Tannenbaum?“ sagt sein Offizier; „dahin reitest du, und wirst in der Nähe desselben den Vorposten-Commandanten treffen.“ — „Gut,“ sagte der Husar, faßte den Tannenbaum recht in's Auge, nimmt das Papier, gibt dem Pferde ein paar Sporen und jagt hinaus, was er kann. Mittlerweile hat die diesseitige, sowie die feindliche Plänklerkette eine Schwenkung gemacht, ein Flügel ging zurück, der andere vor, und so kam es, daß die feindlichen Vorposten bis zum bezeichneten Tannenbaum rückten. Der Husar, sein bezeichnetes Ziel fest im Auge, durchreitet die eigene Plänklerkette, jagt durch die feindliche hindurch, obgleich viele Schüsse auf ihn fallen und sieht endlich, am Tannenbaum angekommen, daß dort kein Offizier der Seinigen zu finden. Nachdem er sich ruhig umgeschaut, macht er mit seinem Pferde Kehrt und jagt zurück. Unterdessen aber haben ihn zwei feindliche Uhlanen bemerkt und verfolgen ihn eilfertigst, was dem Husaren nicht entgeht. Zwischen beiden Plänklerketten hält er und wendet, sich auf sein gutes gelenkiges Pferd verlassend, gegen die beiden schwerfälligeren Feinde. Nach kurzem Gefecht haut er zuerst den einen vom Gaul, schießt den andern nieder, kommt glücklich mit einem Beutepferd bei den Seinigen wieder an und meldet ganz ruhig, daß er an dem Tannenbaum keinen Offizier gefunden.

Ein Zwiegespräch von zwei Dragonern, das mir mitgetheilt wurde,

will ich auch dem Leser nicht vorenthalten. „Du," sagt der Eine, „kannst du italienisch? Ich weiß mir in einem Land, wo sie kein Wort deutsch verstehen, schlecht zu helfen." — „Ja," entgegnete der Andere, „was man so ins Haus braucht, das kann ich schon sprechen." — „Und was sagst du," entgegnete hierauf der Erste, „wenn du in ein Haus kommst und hast Hunger und Durst?" — „Ha, das ist einfach, ich nehme halt Brod, Wein und Fleisch, was ich gerade brauche, und weiter sage ich kein Wort!"

Auf dem Marsch singen die deutschen Reiter ein stilles harmloses Lied, das, so viel ich weiß, nur eine einzige Strophe hat, die sie aber unzähligemal in einer sehr einfachen Melodie wiederholen. Diese Strophe heißt:

„Der Mensch muß a Freud han,
Und a Freud muß der Mensch han,
Und wenn der Mensch ka Freud hat,
Was hat dann der Mensch?"

Sehr interessant sind die Kroatenregimenter, die Grenzer, sowohl durch den Eindruck, den sie im Ganzen, als auch durch den, welchen die einzelnen Soldaten machen. Sie haben statt der weißen Röcke, wie die übrige Infanterie, braune und sind sehr tüchtige Regimenter. Der Soldat ist meistens groß und schlank, schön gewachsen, mit fremdartigen, hellbroncefarbigen Gesichtszügen. Die zahlreichen Zigeuner, die sich unter ihnen befinden, erkennt man auf den ersten Anblick. Der Ausdruck ihres Gesichts ist ganz eigenthümlich, ihre Hautfarbe dunkler und die Haare straffer und pechschwarz. Von Jugend auf gewöhnt, im Freien zu leben und jedem Geräusch um sie her ein aufmerksames Ohr leihend, sind sie zum Plänkler- und Patrouillendienst sehr brauchbar. Soll aber der Kroat in das Feuer gehen, so muß vor allen Dingen der Offizier vorangehen. Da dieß bekanntlich in der trefflichen österreichischen Armee stets der Fall ist, so ist der Kroat ein sehr brauchbarer Soldat. In geschlossener Fronte zu stürmen, was

der deutschen Infanterie das größte Vergnügen macht, ist nicht so sehr seine Sache; dagegen weiß keiner, so wie der Kroat, beim Vorgehen in der Plänklerkette jeden Terrainvortheil: einen Strauch, einen Graben zu benutzen, um dem Feind unbemerkt näher zu schleichen. Auch als nächtliche Schleichpatrouillen sind sie sehr vorzüglich. Wenn zwanzig Mann des Nachts daher kommen in ihren langen Mänteln mit dem schwarzen Lederzeug, das sich in der Dunkelheit nicht verräth, das Gewehr auf der Schulter, so hört man keinen Schritt, keinen Laut. An den Häusern schleichen sie hin und wenn man auch glaubt, der Grenzer sehe nur auf seine Füße — denn er geht meistens mit gesenktem Kopf — so entschlüpft seinem Blick doch nicht das Geringste, was sich um ihn her bewegt. Von ihrem Talente, sich fremdes Eigenthum anzueignen, können sie bei der strengen Disciplin in der österreichischen Armee nur da Gebrauch machen, wo eine Stadt oder ein Dorf, sei es wegen Verrath, sei es wegen hartnäckigem Widerstand, für eine Zeit lang der Plünderung preisgegeben wird. Alsdann raffen sie aber auch Alles zusammen und nehmen, was ihnen gerade unter die Hand fällt, ob sie es gebrauchen können oder nicht, und ihr Tornister enthält in solchen Fällen neben einigen Zwanzigern, die sie gefunden, altes Eisen, Weiberkleider, Haartouren und Eßwaaren. Mir wurde erzählt, im vorigen Feldzuge habe ein Grenzer eine Standuhr auf seinem Tornister mitgeschleppt, die mit zwei großen hölzernen vergoldeten Delphinen geschmückt war; er wollte sie als Beutestück mit in die Heimath nehmen. Bei dem Mailänder Straßenkampf, wo so viele Barrikaden erstürmt wurden, welche theilweise aus Equipagen erbaut waren, verbrannten sie das Holz der Wagen, nachdem sie das Eisenwerk und die Messingbeschläge sorgfältig abgelöst und gesammelt. Natürlich mußten sie, gewiß zu ihrem größten Schmerz, bei dem Rückzug Alles liegen lassen.

Auf dem Marsche und im Bivouak ist keine Truppe so gut mit feineren Lebensmitteln versehen, wie die Kroaten. Wie sie es oft herbekommen, weiß der Himmel, aber immer haben sie was Apartes,

und wenn man den Deckel von ihren Kesseln abhebt, so schauen sehr häufig die gelben Füße einer Ente oder eines Welschen vorwitzig aus der Suppe; überhaupt haben sie im Einfangen von Geflügel eine merkwürdige Fertigkeit.

Was die österreichischen Jäger- und Schützenbataillone anbelangt, so hat wohl kein Staat ähnliche aufzuweisen. Die meisten bestehen aus Steirern und Tyrolern, die von Jugend auf große Fußmärsche und Bergklettern gewohnt sind und mit der Büchse trefflich umzugehen wissen. Ihre Bekleidung ist einfach und zweckmäßig, von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, dazu den bekannten dunkeln Hut. Die steirischen Freiwilligen haben auf demselben Gemsbart und Spielhahnfedern; die andern Schützen einen dunkelgrünen Federbusch. Ihre Gewehre, die Kammerbüchse, sind von sehr zweckmäßiger Construction; sie schießen sicher und weit. Dazu sind die Schützenbataillone das lustigste und vergnügteste Corps von der Welt; gewandt, unermüdlich, vorzüglich sowohl im Vorpostendienst, wie auch im Sturme, und es ist in den letzten italienischen Feldzügen wohl keine Truppe den feindlichen Batterien so gefährlich gewesen und so hartnäckig zu Leib gegangen, wie die Jäger und die Schützen.

Alle diese Waffenarten sah man in den Straßen von Novara, durch Einzelne vertreten, einherspazieren und ihren Geschäften oder ihrem Vergnügen eifrig nachgehen. Zwischen ihnen wandelte der ernsthafte Artillerist, der Entscheider der Schlachten, im stolzen Selbstbewußtsein seiner vortrefflichen Waffe. Mit den Einwohnern standen die Truppen auf dem besten Fuße. Der Markt füllte sich schon am ersten Tag mit dem Nothwendigen und manches Gewölbe, mancher Laden, der beim Einzuge der Oesterreicher verschlossen war, öffnete sich schon am andern Morgen den Soldaten. Vorsichtigerweise wurden an die Specereiladen zur Zeit, wenn das Militär seine Einkäufe machte, Schildwachen aufgestellt, um etwaigen Unbilligkeiten, von der einen oder der andern Seite, sogleich steuern zu können.

Auch von den Bekannten, die während des Feldzugs bei andern

Armeecorps waren, fand man hier in Novara und freute sich des Wiedersehens. So suchte ich auch meinen theuren Grafen N. auf, der mit Feldmarschalllieutenant d'Aspre sowohl bei Mortara, als bei Novara beständig an der Spitze angreifender Colonnen im heftigsten Feuer gewesen war. Nur ein einzigesmal hatte ich während dieses Feldzugs etwas von ihm erfahren, und zwar während der Schlacht bei Novara, als einer der Ordonnanzoffiziere des Feldmarschalls, mein lieber Graf Schönfeld, der von der Avantgarde zurückkam, mir erzählte, er habe den Grafen N. gesund und wohl, aber in dem kritischen Moment gesehen, wo eine Granate dicht bei seinem Pferde einschlug und zersprang, glücklicherweise ohne ihn zu verletzen.

In Novara wohnte Graf N. in dem Palaste Caccia Piatti, dem Hauptquartier des Feldmarschalllieutenant d'Aspre. Dahin machte ich mich am Abend auf, um ihn aufzusuchen.

Da ich der Straße unkundig war, so bat ich eine alte Frau, die mir mit einem jungen Mädchen begegnete, um Auskunft über den Weg nach dem genannten Palast. Beide waren anständig gekleidet und die Letztere hatte um ihren Kopf den gebräuchlichen schwarzen Schleier geschlagen, aus welchem ein feines blasses, ächt italienisches Gesicht mit glänzenden schwarzen Augen mich freundlich ansah. Sie begleiteten mich gern zu dem Palaste hin und die Kleine erzählte mir unterwegs, ihr Vater habe eine Sattlerwerkstatt, und es würde ihn gewiß freuen, wenn ich, falls ich es bedürfte, etwas bei ihm machen ließe.

Ich traf den Grafen N. zu Hause, leider etwas unwohl, trotz dessen aber sehr beschäftigt, denn das zweite Armeecorps, bei dessen Generalstabe er war, hatte die Bestimmung, wie man später erfuhr, in das Toscanische einzurücken.

Meine kleine Bekanntschaft, deren ich eben erwähnte, hätte ich fast vergessen und nimmer an sie gedacht, wenn nicht ein paar Offiziere, mit denen ich andern Tags durch die Straßen schlenderte, mich auf ein wunderhübsches Mädchen aufmerksam gemacht hätten, das an einem

Fenster saß und arbeitete. Plötzlich fiel mir die bezeichnete Straße und das bezeichnete Haus ein. Ohne langes Bedenken trat ich ein, bestellte etwas und das Mädchen freute sich unbefangen und herzlich, mich wieder zu sehen. Ich kam von da öfter in das Haus, saß manche Stunde an dem großen Kamin und ergötzte mich an dem Geplauder der kleinen Marietta, die ein gutes, unschuldiges Geschöpf war, sowie an den Erzählungen des alten Großvaters, der sich der französischen Kriege in Italien mit vielen Einzelheiten genau erinnerte und den großen Kaiser öfter gesehen hatte. Der Kleinen mußte ich die Aussprache deutscher Worte lehren, wobei sie jedesmal über den harten Klang derselben ausgelassen lachte.

Marietta klagte sehr über ihre wilden Landsleute. Dem Vater hatten sie viel Geld weggenommen und ihr den Käfig ihres Kanarienvogels herabgeworfen, so daß das arme Thier, wie mancher Soldat, an seinen Wunden starb. Solch eine flüchtige Bekanntschaft gehört zum Soldatenleben im Kriege. Als ich fortzog, nahmen wir Abschied für Nimmerwiedersehen und die kleine Italienerin schenkte mir zum Abschied eine hochverbotene Kokarde mit den Landesfarben: roth, weiß, grün.

Der Feldzug war mit der glorreichen Schlacht von Novara kaum zu Ende gegangen, so erschien auch alsbald etwas europäische Diplomatie in unserem Hauptquartier. Die Herren Bois le Comte und Abercrombie, die Repräsentanten Frankreichs und Englands, um mit dem alten Marschall „im Auftrag der sardinischen Regierung“ das Wohl und Wehe Piemonts in die Hand zu nehmen. Radetzky aber, der zu weise war, um vielleicht durch die Feder verderben zu lassen, was das Schwert so eben gut gemacht hatte, ließ ihnen sagen, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei, daß er mit ihnen in amtlicher Eigenschaft durchaus nichts zu thun habe, sie aber in ihrer Eigenschaft als Privatpersonen gerne empfangen würde. So kamen sie denn zu dem greisen Helden und mit ihnen der Podesta von Turin, um die Stadt, im Fall der Besetzung, seiner Gnade zu empfehlen.

Eine andere freundlichere und für den Marschall angenehmere Deputation waren Abgeordnete der Commune Wien, die dem Helden in diesen Tagen das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien feierlichst übergaben. Unter dieser Deputation befanden sich der Präsident des Gemeinderaths Dr. Seiler und der Wiener Bürgermeister Bergmüller. Der Marschall empfing diesen Beweis, wie sehr man im fernen Vaterland seine unsterblichen Verdienste zu schätzen wußte, mit großer Freude. Er legte das Diplom zur Ansicht in seinem Zimmer auf und wir Alle durften es betrachten. Die Ausstattung desselben ist in jeder Hinsicht ein Prachtwerk. Auf dem Umschlag befindet sich in Silber, Gold und Emaille das Wappen des Feldmarschalls, in der Kapsel und an dem Dokument diejenige des Hauses Habsburg und der Stadt Wien.

Aus der Anrede des Dr. Seiler bei Uebergabe des Diploms an den Feldmarschall hebe ich folgende Stelle hervor: „Die bedeutsamen Worte, welche Euer Excellenz in jenen Tagen ernster Siegesfreude (Curtatone und Custozza) uns zuriefen, sie finden in unsern Herzen noch heute den lebhaftesten Anklang. Ja, der Bürger Wiens wird fortan die oft erprobte Treue mit um so größerer Hingebung zu bewahren wissen, je tiefer ihn der Makel schmerzt, womit ein wahnsinniges Beginnen entfesselter Leidenschaften den reinen Spiegel seiner Ehre zu trüben wagte. Auch wir halten das Glück des Vaterlandes für unzertrennlich von seiner Einheit — für einzig möglich durch treues Anschließen an den Thron eines geliebten Herrscherhauses. Auch wir hoffen zuversichtlich, daß Eintracht und Bruderliebe die Völker des Kaiserreichs mit einem festen, mit einem unauflöslichen Band umschlingen werden. Die Blicke Oesterreichs, die Blicke Europa's sind nun von Neuem erwartungsvoll auf die Heldenschaar gerichtet, welche Euer Excellenz unter sieggewöhnten Fahnen vereinigen. Möge uns demnächst ein ehrenvoller Friede beglücken, mögen neue Siege uns zu neuer Bewunderung aufrufen: der Dank des Vaterlandes für Vollbrachtes, wie für Zukünftiges lebt in dem Herzen jedes ächten Oesterreichers."

Richtiger und zu besserer Zeit, wie in diesem Augenblick, hätte die Deputation Wiens nicht erscheinen können. Die neuen Siege waren da, und neue Lorbeerblätter wanden sich um das weiße Haupt des greisen Heldenmarschalls; neben Curtatone und Custozza schreibt die Geschichte Mortara und Novara!

Das Schreiben der Stadt Wien in Bezug auf das übersandte Diplom beantwortete der Feldmarschall folgendermaßen:

„Herr Präsident!

Die Stadt Wien hat mir durch Sie das Diplom überreichen lassen, kraft welchem mein Name als Ehrenbürger im goldenen Buche Wiens eingezeichnet ward. Durch diese schmeichelhafte Auszeichnung sehe ich mich in eine Bürgergemeinschaft aufgenommen, die meinem Herzen immer theuer war. Die Stadt Wien wird stets meine innigste Anhänglichkeit besitzen, denn ihr verdanke ich so viele frohe Erinnerungen aus meinem früheren Leben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, dem Gemeinderath und der ganzen Bürgerschaft Wiens meinen innigsten Dank für eine Ehre auszudrücken, die ich über alles hochschätze. Der Tag, wo ich diese Gesinnungen meinen neuen Mitbürgern mündlich ausdrücken zu können so glücklich wäre, würde einer der schönsten meines langen Lebens sein. Die politischen Stürme des unheilvollen Jahres 1848, die nicht allein die Grundfesten des europäischen Staatengebäudes, sondern auch die moralischen Grundpfeiler der Gesellschaft umzustürzen drohten, hatten sich über dem sonst frohen und glücklichen Wien blutig entladen, doch der Sturm ist gottlob vorübergebraust, und nur noch aus weiter Ferne hört man sein Tosen. Schon bricht die Morgenröthe einer besseren Zeit heran, und aus finsterer Nacht tritt das alte treue Wien mit verjüngtem Glanze wieder hervor. Bald zieht unser junger und hoffnungsvoller Monarch wieder in die Thore seiner Hauptstadt, in die Hallen seiner Väter ein; dort will er sich die Krone des großen und vereinten Oesterreichs auf das Haupt setzen; wir werden dann ein Fest der Versöhnung und Wiedervereinigung feiern, wie noch kein Volk ein ähnliches beging. Ver-

gessen und vergeben soll die Vergangenheit sein, versöhnt sich die Hand reichen, was noch vor Kurzem in unglücklicher Verblendung feindlich einander gegenüber stand. Nochmals, Herr Präsident, empfangen Sie als Organ meiner neuen Mitbürger meinen wärmsten Dank und die Versicherung meiner höchsten Werthschätzung und Verehrung."

XVII.

Im Hauptquartier nach dem Feldzug.

So entzückt auch Alles im Hauptquartier nach einem jeden siegreichen Gefecht während dieses Feldzugs war, und so laut sich der Jubel selbst bei den geringsten Erfolgen aussprach, so sah man doch jetzt nach beendigtem Feldzug und abgeschlossenem Waffenstillstande nicht dieselben freundlichen Mienen, und man hörte häufig bei Alt und Jung darüber klagen, daß Alles so bald beendigt worden sei.

Eines unserer Lieblingslieder auf dem Marsch handelte von dem siegreichen Einrücken in Turin, und dieser schöne Traum war leider nicht in eine noch schönere Wirklichkeit übergegangen. Es ist freilich bei einem braven Offizier nichts begreiflicher, als daß er Krieg wünscht, und daß es ihn unangenehm berührt, einen glücklichen Feldzug, wenn auch noch so glorreich, doch so schnell beendet zu sehen. War es doch möglich, daß der Säbel vielleicht für sehr lange, wenigstens hier in Italien, in die Scheide gestoßen wurde, denn der 84jährige Feldherr hatte so kräftig und mit der ganzen Spannkraft und Schnelligkeit der Jugend sein Schwert geführt, daß wohl auf lange Zeit hinaus von einer neuen Schilderhebung nichts zu fürchten sein wird.

Schon zogen sich auch die Truppenmassen, die um Novara gestanden und nur theilweise an der großen Schlacht mitgekämpft, ausein-

ander und marschirten nach dem Willen des Feldherrn hier- und dorthin, theils in ihre alten Cantonirungen, theils aber auch nach einzelnen Städten der Lombardei, wo eine Rotte wahnsinniger Menschen einen neuen Aufruhr angezettelt hatte, sich selbst, jedoch leider noch mehr Andern und Schuldlosen zum Verderben. Regiment um Regiment zog mit klingendem Spiel zurück, und wie beim Auszug aus Mailand, so sah man auch hier in Novara lange Züge Munitions- und Proviantwagen der Armee folgen, heimwärts ziehend.

Das schlechte Wetter, das wir beständig in Novara hatten, trug auch nicht dazu bei, uns in die heiterste Laune zu versetzen. Nebenbei verstimmten die Nachrichten von dem Aufruhr in Brescia die höheren Offiziere, namentlich den alten Feldmarschall, und wenn auch Feldmarschalllieutenant Haynau wie ein Blitzstrahl von Mestre nach Brescia kam, wenn er auch gleich anfangs St. Euphemia, wie später Brescia, siegreich stürmte, und der ganzen Sache ein schnelles Ende machte, so wirkten dagegen die oftmals von den dortigen Commandirenden verlangte Bestätigung von Todesurtheilen durch den Feldmarschall beständig unangenehm auf das menschenfreundliche Gemüth des geliebten Feldherrn. Namentlich erinnere ich mich eines regnerischen Nachmittags, wo der alte Herr etwas verstimmt und mißmuthig an das große Kaminfeuer in der Stube des Obersten Schlitter trat und lange, lange nachdenkend in die verglimmende Glut schaute.

Feldmarschalllieutenant Haynau hatte die nothwendige Erschießung von mehreren mit den Waffen in der Hand gefangen genommenen Insurgenten angeordnet und an diesem Tage die Bestätigung dieses Urtheils von dem Feldmarschall verlangt, die ihm, als unvermeidlich, mit der Unterschrift desselben Herrn versehen, auch sofort gesandt wurde. Ich stand in dem Augenblick, als die verhängnißvolle Depesche abgehen sollte, am Fenster, schaute hinaus auf den grauen Himmel, von dem ein feiner Regen nieder auf die nassen Straßen fiel. Unten vor dem Thor hielt die Staffette, welche jene Bestätigung übernahm, um sie nach Brescia zu bringen. Ich konnte mich des mir schwer auf's

Herz fallenden Gedankens nicht erwehren: „sobald sich der Reiter in den Sattel schwingt, sind jene Schuldige ohne alle Rettung verloren.“

Jetzt übernahm die Staffette ihre Depesche, saß auf und gallopirte die Straße hinab. Der Hufschlag klirrte auf dem Pflaster, wurde leiser und immer leiser und erstarb endlich in der Entfernung. — —

Aber auch an freundlichen Bildern und Scenen fehlte es uns nicht, und namentlich wenn sich zum Mittagsmahl um 4 Uhr in dem großen Saal des Palastes das ganze Hauptquartier versammelte, so erklang das alte lustige Leben wieder in vollen Accorden. Der Marschall war heiter und sämmtliche Offiziere freuten sich an der Jugendfrische ihres Vaters Radetzky. Wie derselbe immer sein Wort gehalten, so hielt er auch gewissenhaft das uns in Trumello gegebene Versprechen, daß er sich, wenn die Piemontesen „tüchtig geklopft“ würden, wolle den Bart wachsen lassen, denn wenige Tage nach der Schlacht von Novara keimte, von uns Allen mit Jubel begrüßt, aus der Oberlippe des lieben alten Herrn ein grauer Schnurrbart hervor. Dem Marschall selbst war er, wie er oftmals bemerkte, recht unbequem, aber, wenn er auch darüber klagte, setzte er doch immer hinzu: „Da ich's Euch versprochen, muß ich's halten, und werde ihn zum Andenken an Novara bis an mein Ende tragen.“

Täglich kamen Offiziere sowohl von der österreichischen als von andern Armeen an, um an dem neuen italienischen Feldzuge, dessen schnelles Ende Niemand ahnen konnte, noch Theil zu nehmen. So sah ich unter Anderen den Herzog Alexander von Württemberg, der ebenfalls hieher gekommen, um noch einige Lorbeeren zu gewinnen. Ein furchtbarer Sturz von dem Pferde während des vorigen Feldzugs, wobei der Herzog, ein tapferer Soldat und kühner Reiter, die Kniescheibe brach und wodurch er lange Zeit nicht im Stande war, sich im Sattel zu erhalten, hatte es ihm leider unmöglich gemacht, den rühmlichen Antheil an dem glänzenden Erfolge jenes Feldzuges zu nehmen, der ihm ohne dieses Unglück durch manche seiner Eigenschaften gewiß gesichert gewesen wäre.

Auch jetzt noch trug er den Fuß in eisernen Schienen, um nothdürftig gehen und reiten zu können.

Ein anderer Anverwandter des Königshauses, Herzog Wilhelm von Württemberg, Lieutenant bei Kaiser Infanterie, hatte sich nach dem Zeugnisse seiner Kameraden in den verschiedenen Gefechten außerordentlich brav und tapfer hervorgethan und wurde in der Schlacht von Novara von einer Flintenkugel unterhalb des Knies sehr gefährlich verwundet. Ueberhaupt war während dieses Feldzuges, so kurze Zeit er dauerte, der Verlust in der österreichischen Armee nicht gering. Im Gefecht bei Gravellone, am 20. März, hatten wir 9 Verwundete; im Treffen bei Mortara, 21. März, 2 Offiziere, 61 Mann todt, 20 Offiziere, 236 Mann verwundet; in der Schlacht von Novara, 23. März, 1 Stabsoffizier, 13 Oberoffiziere, 396 Mann todt, 2 Generale, 7 Stabsoffiziere, 94 Oberoffiziere, 1747 Mann verwundet; im Ganzen an Todten 1 Stabsoffizier, 15 Oberoffiziere, 457 Mann, an Verwundeten 2 Generale, 7 Stabsoffiziere, 114 Oberoffiziere, 1992 Mann.

So viel der Todten und Verwundeten aber auch waren, so standen auch die Belohnungen für die tapfere und glückliche Armee durch die Gnade des Kaisers und die Vorsorge des Feldmarschalls mit den Anstrengungen und Verlusten im gleichen Verhältniß. Die durch viele gefallene Offiziere entstandenen Lücken wurden augenblicklich durch die Nachrückenden ausgefüllt und es machte sich daher eine starke Beförderung in der ganzen Armee bemerkbar. Ueberhaupt sind die Beförderungen in letzter Zeit sehr bedeutend gewesen, und Mancher, der noch vor 6—8 Jahren Oberlieutenant und Rittmeister war, ist jetzt Major und Oberstlieutenant.

Zu Belohnung der Soldaten ist die öffentliche Vertheilung der Tapferkeitsmedaillen, bei welcher Gelegenheit immer für das betreffende Regiment ein schönes militärisches Fest ist. Dieser Medaillen sind es drei Klassen, die große goldene Medaille, die große silberne und die kleine silberne. Da dieselben (vor allen die goldene) durch sehr hervorragende Tapferkeit verdient sein müssen, so stehen sie auch in sehr

hoher Achtung. Selbst die Offiziere blicken sehnsüchtig darnach, können sie aber nicht erhalten, da sie nicht an Offiziere gegeben werden. Die wenigen von ihnen, welche sie tragen, erhielten sie als Unteroffiziere oder Cadetten. Im vorigen sowie im letzten Feldzuge kam mehreremal der interessante Fall vor, daß Cadetten, welche zu Lieutenants befördert werden sollten, dringend baten, dieß Avancement noch zu verschieben, bis sie sich die Medaille verdient haben würden, und manche erhielten sie auch wirklich nach der nächsten Schlacht.

Für den Soldaten haben diese Medaillen auch noch einen pecuniären Vortheil. Für die goldene erhält der Inhaber, so lange er lebt, die doppelte Löhnung, und wenn er aus dem Militärverband scheidet, lebenslänglich die einfache; für die silberne im Dienste die halbe Löhnung mehr und beim Ausscheiden diese Zulage als lebenslängliche Pension.

Ich sah mehrere solche Vertheilungen, unter andern nach unserer Rückkehr nach Mailand im Giardino publico, die sehr feierlich war. Auf dem Corso, der hinter diesem öffentlichen Garten erhöht liegt, standen Radetzky-Husaren in voller Parade zu Pferde, und unten im Garten die tapfern Regimenter Kinsky, Latour und mehrere Bataillone Grenzer.

Nachdem Feldmarschall Radetzky mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, welchem sich sämmtliche Erzherzoge und alle hier befindlichen Generale und Feldmarschalllieutenants angeschlossen, bei der Fronte vorbeigeritten war, wobei ihn lautes donnerndes Lebehoch empfing und begleitete, stieg er vom Pferde und ließ die tapferen Soldaten vor den Regimentern zusammentreten. Bei dem namentlichen Aufruf derselben fehlten leider Viele, und von Einigen, denen die große goldene Medaille bestimmt war, meldete der Oberst dem Feldmarschall, der Mann liege hoffnungslos darnieder oder er sei an seinen Wunden gestorben. Auch von denen, welche vortraten, hatten Einige noch den Arm in der Schlinge und Andere sahen blaß und angegriffen aus.

Aber als nun der Feldmarschall vor sie hintrat, sie selbst einzeln aufrief und ihnen mit wenigen herzlichen Worten die Medaillen mit dem roth und weißen Band an die Brust heftete, da glänzten die Augen, da färbte sich manche blasse Wange roth, manche rothe schneebleich, aber Alle waren sichtlich ergriffen von dem schönen Moment.

Eine herrlichere Erinnerung an diese glorreichen Feldzüge kann den Soldaten auch nicht verbleiben, als diese hochgeschätzte Medaille, das Zeichen ihrer Tapferkeit, verbunden mit dem Gedanken, daß Vater Radetzky selbst sie ihm angeheftet habe. In der Heimath dieser dekorirten Soldaten erregt die Nachricht meistens eine große Freude. Der Schulze oder Bürgermeister des Orts verliest auf öffentlichem Platz, daß „des Andresen sein Sohn" die Medaille erhalten und eigenhändig vom Feldmarschall Radetzky. Jubel herrscht in dem Dörfchen und eine lustige Tanzpartie krönt meistens das patriotische Fest. Man hat mir Fälle erzählt, daß die armen Anverwandten eines dekorirten Soldaten bei solcher Gelegenheit von dem ganzen Dorfe auf's reichlichste beschenkt wurden.

Auch mir wurde hier in Novara nach beendigtem Feldzuge für meine Berichte in die Allgemeine Zeitung eine Belohnung zu Theil, großartig und schön, wie sie wohl bis jetzt kein Schriftsteller genossen. Graf Radetzky las jeden Tag seine Allgemeine Zeitung und wenn namentlich etwas Umfangreiches über die Armee erschien, so kam er oftmals mit dem Zeitungsblatt in der Hand aus seinem Zimmer und ließ sich das Betreffende von Major Eberhardt vorlesen. Ich glaube, es war der Bericht aus dem Hauptquartier St. Angelo, welcher den guten alten Herrn fast bis zu Thränen rührte, was schon allein für den Verfasser eine glänzende Genugthuung gewesen wäre.

„Sehr lieb und brav geschrieben," sagte der Feldmarschall; „H. ist unser guter Freund!" Darauf drückte er mir die Hand und gab mir einen herzlichen Kuß, worauf die Reihe des Gerührt- und Ergriffenseins nun an mir war. Ich gestehe, ich hätte mir keinen herr-

licheren Lohn wünschen können und werde diesen Augenblick in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Der Dichter sagt:

> In jedes Menschen Leben, mag es auch noch so arm an Freuden sein, glänzen gleich drei hellen Sternen, drei reine heilige Küsse, bei der Geburt, bei der ersten Liebe und im Tode.

Wenn der Dichter wahr spricht, so werde ich glücklicher als alle übrigen Menschen sein, denn neben jenen drei Weiheküssen kann man einst für mich als vierten mit vollem Recht den übrigen an die Seite setzen diesen Kuß des Vaters Radetzky.

XVIII.

Rückkehr.

Endlich war der Tag gekommen, an dem wir Novara verlassen und nach Mailand zurückkehren sollten. Da der Krieg nun vor der Hand unwiderruflich beendet war, so sehnte sich auch Jeder hinweg von der kleinen Stadt in den Kreis seiner Freunde und Bekannten, um ihnen das Erlebte und in mancher Beziehung Wunderbare mittheilen zu können. Nicht unwillkommen war daher der Befehl, den wir am 28. März erhielten: „Das Hauptquartier begibt sich morgen nach Mailand zurück."

Da das Wetter noch immer regnerisch und unfreundlich war, so entschloß ich mich, mein Pferd und Freund Weiler, den Stabsdragoner, vorausgehen zu lassen und eine andere Gelegenheit zu benützen, um nach Mailand zu kommen. Diese fand sich für mich auf das alterangenehmste, indem mir Feldmarschalllieutenant Schönhals einen Platz in seinem Wagen anbot. So kehrte ich denn heim aus dem siegreichen Feldzug in der Gesellschaft der Männer, die für mich so außerordentlich freundlich gewesen waren, nämlich: Schönhals, Schlitter und Eberhardt, welche beide letztere ebenfalls mitfuhren.

Der Regen goß in Strömen herab, als am 29. Morgens um 6 Uhr Marschall Radetzky seinen Wagen bestieg und vorausfuhr. Trotz des schlechten Wetters standen auf der Straße Hunderte der Einwohner,

um dem alten Herrn, den Alles auch in Feindes Land liebgewonnen, einen freundlichen Abschied zuzurufen.

Wir hatten unsern Wagen fest verschlossen und unterhielten uns angenehm von den Erlebnissen der letzten Tage. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls bleibt es immer, daß gerade in den Tagen vom 18. bis 24. März, wo im vergangenen Jahre die österreichisch-italienische Armee in so großer Noth war, dieser kurze und glänzende Feldzug geliefert wurde, was bei uns auf dem Wege nach Mailand Stoff zu lebhaften Gesprächen gab.

Die Landstraße war bedeckt mit langen Wagenzügen, mit Truppen und Pferden. Alles war heiter und guter Dinge, und lustig und vergnügt zog die jubelnde Mannschaft dahin. Wo der Wagen des Marschalls von weitem sichtbar wurde, brachen donnernde „Hochs!" aus, die ihn auf der ganzen Straße bis Mailand begleiteten. Auch in den Dörfern, die wir passirten, standen die Einwohner vor ihren Häusern und sandten dem Wagen noch manch herzliches Evviva nach.

Das Schlachtfeld von Novara sahen wir durch den niederstürzenden Regen wie mit einem grauen Schleier verhüllt. Dort lagen gar Viele tief in der Erde, kalt und starr, die noch vor wenigen Tagen, den grünen Busch auf dem Hute, lustig ausmarschirt waren. Rauher Wind fuhr über die Fläche und beugte die kleinen Holzkreuze (welche die Ruhestellen der Gefallenen bezeichneten), daß sie ängstlich hin- und herfuhren. Es war, als wollten sie sich der heimkehrenden Armee anschließen. Bleibt ruhig stehen im Regen und Sonnenschein noch eine kurze Weile, ihr kleinen Zeichen, wo die tapferen Gefallenen liegen! Tief hinein in die Erde dringt nicht das Licht der Sonne, nicht der Strahl des Mondes, den ihr genießt; nicht das Rasseln der Geschütze, nicht die klingende Feldmusik, die ihr hört. Es wäre aber auch entsetzlich, wenn der Todte da unten noch etwas vernähme von dem Schnauben seines Pferdes, von dem lustigen Lied, mit dem seine Kameraden heimziehen, während er zurückbleiben muß, auf immer, auf ewig; und doch wer weiß! — —

Als wir in die Nähe von Mailand kamen vor die Porta Vercelina, hatte das Wetter sich etwas aufgeklärt; wir fanden hier die Reiter und Pferde des Hauptquartiers und der Marschall beschloß, hoch zu Roß seinen Einzug in die Stadt zu halten.

Es war vor dem Thore ein lustiges Gewühl, Munitionswagen und Equipagen drängten sich, links waren die rothen Sereschaner aufgestellt, rechts die Stabsdragoner mit ihren weißen Mänteln und unzählige Offiziere bildeten glänzende Gruppen. So sehr ich auch umherspähte, konnte ich nirgends Weiler mit meinem Pferd finden. Derselbe hatte keinen Befehl erhalten zurückzubleiben und war mit mehreren Andern in die Stadt marschirt. Glücklicherweise fand ich ein lediges Sereschanerpferd und da mir der orientalische Sattel nichts Neues war, so beschloß ich, auf dem kleinen Klepper mit dem rothen phantastischen Riemenzeug meinen Einzug zu halten.

Wenn man von den fabelhaften Schlachtberichten gehört hatte, welche absichtlich in der Lombardei verbreitet wurden, und worin deutlich zu lesen war, daß die Oesterreicher fast überall geschlagen worden seien, und wenn man dazu bedachte, wie angenehm und glaubwürdig den meisten Mailändern diese Nachrichten seien, so konnte man ihre Leichtgläubigkeit nicht übel nehmen, wenn sie in den so rasch wieder heimkehrenden Truppen, die allerdings durch die vielen Bivouaks im Regen nicht parademäßig aussahen, eine geschlagene Armee erblickten. Unbegreiflich bleibt es aber immer, wenn man bedenkt, daß Novara von Mailand wenige deutsche Meilen entfernt ist, so daß man den Kanonendonner der Schlacht deutlich in der Hauptstadt der Lombardei vernahm und daß man die wichtigsten Nachrichten aus dem Feld in wenigen Stunden haben konnte. Das that aber Alles nichts; Radetzky war mit seiner Armee geschlagen, der Marschall mußte sich nach Mailand zurückziehen, werde auch morgen schon die Stadt wieder verlassen und sich an die Festungen Verona und Mantua lehnend, noch einen letzten Versuch wagen, die siegreich vordringenden Piemontesen aufzuhalten!

So hatten sie es sich ausgemalt und kamen haufenweise aus der Porta Vercelina, um die geschlagene Armee zu sehen, gingen aber meistens kopfschüttelnd zurück, denn das lustige Aussehen der Grenadiere, die Fröhlichkeit sämmtlicher Mannschaft und namentlich die eroberten piemontesischen Batterien mochten ihnen verdächtig vorkommen. Doch hatte für Letzteres ein gescheidter Kopf den guten Einfall und soll gesagt haben: „Was wollt Ihr? das sind keine piemontesischen Geschütze; die Oesterreicher haben die Laffetten blau gefärbt, um uns irre zu führen!“ Und diese tröstliche Gewißheit fand allgemeinen Anklang.

Gegen 10 Uhr stieg der Marschall zu Pferde, um den erstaunten und verwirrten Mailändern den Anblick seines feierlichen Einzugs zu gewähren. Den Vortrab machten wie gewöhnlich eine Patrouille Dragoner und Sereschaner, den Carabiner oder Säbel in der Faust emporhaltend, alsdann folgten die Stabsdragoner und sämmtliche Sereschaner, dann zwei Oberoffiziere des Generalstabs und hierauf der Sieger selbst inmitten der Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold und einer der zahlreichsten glänzendsten Umgebungen, die ich je gesehen. Alles, was von Offizieren aller Waffen und Grade nur sich möglicherweise anschließen konnte, folgte dem Siegeszuge, und die ganze breite Straße Mailands, durch welche wir zogen, wogte und glänzte in Gold, Silber, Helm und Federbusch.

Der greise Feldmarschall an der Spitze, ritt, wie gewöhnlich, einen Schimmel und sah heiter und vergnügt aus; ihn schien es wenig zu kümmern, daß die Stadt selbst ihm keinen festlichen Empfang bereitet hatte und sich auf der Straße nur wenige Hände zum Gruß emporhoben. Nicht als ob es den Straßen und Plätzen Mailands, durch welche wir zogen, an Zuschauern gefehlt hätte, Gott bewahre! Längs den Häusern standen sie tausendweise massenhaft zusammengedrängt, und die Balkone waren bis in die obersten Stockwerke dicht mit Menschen angefüllt, aber kein Laut, kein Willkomm, kein Gemurmel hörbar, keine Bewegung in dieser unzähligen Menge, Alles starr vor

Erstaunen und — Entsetzen! Denn am Ende waren die Berichte über die gewonnenen Schlachten der Piemontesen doch falsch, am Ende war es doch wahr, was sie nicht glauben mochten und wollten, am Ende hatten die Oesterreicher doch bei Novara die piemontesische Armee total geschlagen und fast vernichtet.

Diese Italiener sind wie die Kinder und schon am frühen Morgen, als unter dem Klingen fröhlicher Feldmusik, geschmückt mit grünen Siegeszeichen, Regiment um Regiment einzog und jubelnd ob dem ungeheuren Erfolg die alten Quartiere wieder bezog, verwandelte sich bei Vielen die Freude über den Fall des österreichischen Aars in Zorn und Wuth und mit verhaltenem Ingrimm begannen sie aufs Neue über Verrath zu klagen.

Je tiefer wir in die Stadt eindrangen, je finsterer wurden die Mienen der Zuschauer, je länger die gestern noch so trotzigen Gesichter. Der alte Mann da vornen sah gar nicht so aus, als hätte er eine Schlacht verloren, die blaue Farbe der eroberten piemontesischen Batterien, die nachgeführt wurden, sah doch etwas verwittert und abgeschossen aus, die dunkeln Flecken und Kugelmale auf denselben ließen sich nicht wegläugnen, und die viertausend Grenadiere, die hierauf folgten, blickten unter ihren Bärenmützen gar stolz, ja sogar etwas verachtend auf die zahllose Menschenmenge.

Auf dem Domplatz, wo das Gedränge wahrhaft ungeheuer war, konnten die Stabsdragoner und Sereschaner nur mühsam Platz machen für den Feldmarschall und sein Gefolge, das sich hinter ihm aufstellte, denn der Feldherr ließ die siegreich einrückenden Truppen hier vorüberziehen.

Wie schon beim Einzuge, so herrschte auch hier unter den versammelten Zuschauern Todesstille; es war, als halte Jeder den Athem an sich und wage auch nicht das geringste Geräusch zu machen. Vorüber an dem prachtvollen Dom, der schon auf so viele Heere herabgeblickt, zogen die Grenadiere mit ruhigen festen Schritten. Die Feld-

musik spielte „Gott erhalte unsern Kaiser“ und die lauten herzlichen Vivats, Eljens und Evviva's der Truppen begrüßten den Feldherrn, die eroberten feindlichen Kanonen rasselten auf dem Pflaster, von den Italienern mit Verwünschungen begleitet, ohne daß eine Bewegung unter dem Volkshaufen sichtbar gewesen wäre.

Plötzlich aber neue ungeheure Vivats der anrückenden Grenadiere. Alles schaut nach der engen Gasse, aus welcher unsere Soldaten wie endlos hervorkommen, immer neue Bataillone, auf den Balkonen geräth Alles in Bewegung und diese Bewegung gewaltig wachsend, zittert fieberhaft unter den Zuschauern auf dem Platze nach, die Menge wogt vor und zurück, ein Gemurmel erhebt sich und schwillt wie Meeresbewegung an; man versteht kein Wort, aber gewaltige Aufregung zerreißt die Herzen der Zuschauer, denn über den schwarzen Bärenmützen, neben der alten zerschossenen und nur in einzelnen Fetzen flatternden Fahne der Grenadiere weht neu und glänzend eine piemontesische Standarte, roth, weiß, grün, die bekannten Farben mit dem weißen sardinischen Kreuze. — — — —

Wie oft und wie viele derartige Fahnen sah der alte Platz hier im vorigen Jahr, sahen alle die Menschen, die hier versammelt waren, aber unter welch' ganz andern Verhältnissen! Daher war auch der Eindruck, den der Anblick der Standarte hervorrief, so ungeheuer.

Ueber den Corso der Porta orientale begleiteten wir den Feldmarschall nach der Villa Reale, und als er abstieg, grüßte das Gefolge den geliebten Führer mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch für die treffliche Führung des beendigten Feldzugs; — Allen, die sich zufällig in seiner Nähe befanden, drückte er die Hand, Einige küßte er gerührt, und die Andern, die ferne standen, waren zufrieden mit seinem freundlichen Gruß.

XIX.

Brescia.

Das lebendige und bunte Treiben, welches in den ersten Tagen unseres Einzugs in Mailand auf den Straßen herrschte, bot dem Beobachter manches eigenthümliche interessante Bild.

Der Soldat, welcher sich in den Gefechten des dießjährigen Feldzuges tapfer geschlagen, der sich bewußt war, zum seltenen glänzenden Erfolg desselben mitgewirkt zu haben, ging stolz und erhobenen Hauptes durch die Straßen. Zeigten auch seine Kleider hie und da noch Spuren vom Bivouak und den Strapazen harter Märsche, so war doch seine Miene desto frischer, und man las aus seinen von Glück und Stolz strahlenden Augen das ihn beseligende Gefühl, „der italienischen, der sieggekrönten Armee anzugehören."

Die Offiziere, deren frohes Aeußeres Zeugniß gleicher erhebenden Gefühle ablegte, waren auch schon damit beschäftigt, sich auf's Neue häuslich einzurichten. Alte Bekanntschaften wurden wieder aufgesucht, und wie freute man sich, hie und da einen Bekannten wieder zu finden, den man seit dem Ausmarsche nicht mehr gesehen, und von dem man nicht wußte, hatte ihn eine feindliche tödtliche Kugel getroffen, war er gänzlich verschont geblieben, oder mußte er vielleicht in Novara

oder Pavia verwundet im Spitale zurückbleiben, den Heimziehenden sehnsüchtig nachblickend.

Solche Scenen des Wiederfindens und der innigen Freude, einander glücklich wieder zu sehen, gewahrte man häufig und nicht bloß zwischen österreichischen Soldaten und Offizieren. Auch sehr viele von den Einwohnern Mailands drückten dem alten Bekannten, dem heimkehrenden Streiter freundlich die Hand und hießen ihn willkommen.

Das über alle Erwartungen glänzende Resultat des Feldzuges, sein mit dem Anfange fast zusammenfallendes Ende, und alles, was darüber im Publikum verlautete, grenzte so an das Fabelhafte, daß Viele ihren Ohren und Augen nicht trauen wollten, und sich daher des Gedankens nicht wehren konnten, Radetzky sei geschlagen und auf dem Rückzug begriffen. Man hörte daher von den Bewohnern Mailands hie und da in allem Ernste die Frage: „Aber sagt mir aufrichtig, bleibt ihr hier oder geht's morgen weiter? Ist es wirklich wahr, daß der alte Marschall geschlagen und sich an die Etsch zurückzieht?"

So sprachen wohl Viele in den ersten Tagen, und manche Gruppen von hochgewachsenen schönen Männern mit gewaltig starken Bärten und außerordentlich keck umgeworfenen Mänteln sah ich beisammen stehen und hörte sie sagen, wenn die Soldaten mit dem dürren und doch so frischen Siegesreis auf dem Tschakow lustig vorüberzogen, daß es ganz bestimmt sei, daß Radetzky sich nur zwei Tage in Mailand aufhalte und alsdann genöthigt sei, sich wie im Jahr 1848 unter die Mauern Verona's zurückzuziehen.

Die unangenehme Enttäuschung ließ denn freilich nicht lange auf sich warten. So erzählte man uns auch, daß während der Schlacht von Novara Tausende von Menschen auf den alten Wällen Mailands und vor dessen Thoren sich gesammelt hatten, und daß Viele deutlich hören wollten, wie sich der Schall des Kanonendonners allmählig über Vigevano und Gambolo gegen Pavia hin entferne. Mit allgemeinem Jubel wurde dieser kühne, nur zu bald getäuschte Glaube

begrüßt; denn nun schien es sicher, daß die österreichische Armee vollständig geschlagen war, ja, daß die Piemontesen sie bei La Cava vollständig umzingelt hatten. Umsonst veröffentlichte die Behörde ein Bulletin von dem Gefechte bei Mortara, umsonst ließ sie es an die Straßenecken und Plätze anheften, man lachte darüber und zuckte ungläubig die Achseln, weil das Placat keine Unterschrift hatte.

Außerdem fehlte es nicht an Personen, welche von dem Schauplatz der Kämpfe Nachrichten erhalten haben wollten und die lügenhaftesten Berichte über die Siege der Piemontesen verbreiteten. Aus diesem Kaffeehausgeschwätz nun formirten leichtsinnige böswillige Menschen sogar eine Waffenstillstandsurkunde mit den härtesten Bedingungen für die Oesterreicher, welche der geschlagene Feldmarschall sich gezwungen sah, anzunehmen.

In Mailand selbst hatten die Lügen weiter keine Folgen, als einzelne Reibereien zwischen Gensdarmerie und Leuten der niedern Volksklassen, welche Auftritte jedoch selbst noch am Tage des Einzugs statt fanden. So wurden zwei Offiziere, die den Truppen entgegen ritten, an diesem Tage vom Pöbel belästigt und wären wahrscheinlich ernstlich insultirt worden, wenn nicht in diesem Augenblicke in der Nähe der betreffenden Straße ein heimkehrendes Regiment mit festem Schritt und lustiger Feldmusik einmarschirt wäre. Bei diesem Anblick aber, welcher die gehegten Erwartungen „eine geschlagene Armee einziehen zu sehen," auf das Unangenehmste täuschte, stob der Volkshaufen erschrocken auseinander, ließ sich aber freilich an andern Orten auf's Neue täuschen.

In andern Theilen der Lombardei, vorzüglich aber in den Gebirgen und namentlich in der Landschaft Brescia begannen, wie man weiß, nach dem Abmarsch der Oesterreicher Unruhen ernsterer Art und die Revolutionsmänner mit ihrem Anhang, Deserteuren, Schleichhändlern und gemeinen Verbrechern aller Art tauchten plötzlich wieder an das Tageslicht empor und wenn auch meist eine kleine, aber entschlossene Schaar, tyrannisirte sie doch die Mehrzahl, die friedlichen Bürger,

weil diesen, statt jenen auf die Köpfe zu schlagen, auch hier, wie an so vielen andern Orten, die nöthige Energie zu entschiedenem Handeln fehlte.

In Folge des leichtsinnigen Aufrufes des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan waren bedeutende Waffensendungen durch die Propaganda in die Lombardei eingeführt worden, mit welchen sich dort die Rebellen, an andern gemäßigteren Orten die Bürger bewaffneten, eine Art Civica herstellten, um auf alle Fälle gerüstet zu sein und der allgemeinen Sache dienen zu können, je nachdem sie jenseits des Tessin entschieden würden. Wären die Oesterreicher besiegt worden, so hätte sich bei deren Durchmarsch manches Städtchen in ein zweites Melegnano verwandelt. Da dieß aber glücklicherweise nicht der Fall war, so hatte sich die Bürgerwehr angeblich nur zu Aufrechthaltung der Ordnung constituirt, ja empfing die zurückkehrenden Truppen an manchen Orten in Parade, präsentirte das Gewehr und lieferte alsdann ihre Waffen ruhig wieder ab. An manchen Orten mochte es, so wie dieß verlangt wurde, nun freilich mit diesem friedlichen Benehmen Ernst und daher diese neu entstandene Civica sehr erfreut gewesen sein, als sie bei der Rückkehr der Oesterreicher ihres Dienstes enthoben wurden.

Anders aber gestalteten sich die Dinge in der Hauptstadt Brescia, deren Einwohner unter allen Lombarden für die trotzigsten und tapfersten gelten. „Was vom Regimente Haugwitz," sagt der Berichterstatter der italienischen Ereignisse in Italien, „voriges Jahr in seiner Treue verharrte, schlug sich tapfer für Oesterreich, was abfiel, war kein verächtlicher Feind," und die Piemontesen rühmten die Brescianer ihres 21. Regiments. Schon in alter Zeit galt bekanntlich Brescia für eine unruhige Stadt. Im Jahre 1796 empörten sie sich, von den Franzosen aufgehetzt, gegen die Stadt Venedig, ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und riefen die Franzosen in's Land. So wurden sie Unterthanen Frankreichs, welches sie dann mit eiserner Ruthe im Zaum hielt. Dennoch fand später Oesterreichs milder Scepter an ihnen keine

treuen dankbaren Unterthanen. Die Dankbarkeit der Völker gehört leider nicht zu den Tugenden der Gegenwart. Schon im vorjährigen Aufstand übertrafen die Brescianer durch treuloses grausames Benehmen gegen gefangene österreichische Offiziere und deren Weiber und Kinder alle lombardischen Städte.

Am 23. März 1849 erhoben sich nun die Stadt und ihre Umgegend in hellem Aufstand; der Postwagen von Mailand wurde ausgeraubt, das Gepäck des Regiments Albrecht weggenommen, vereinzelte Militärs gefangen gemacht, einige Anhänger oder Angestellte der Regierung eingesperrt, schrecklich mißhandelt und zum Theil selbst ermordet. Im Castell, welches sofort nach ausgebrochener Empörung sein Geschütz gegen die Stadt spielen ließ, lag nur eine schwache kaiserliche Besatzung. An diese wurde, nachdem das Feuer auf die Stadt begonnen, ein Geistlicher als Parlamentär abgeordnet, welcher der Besatzung eröffnete, daß für jeden Schuß auf die Stadt ein kranker Soldat, deren sich zur Zeit des Aufstandes in dem Haupthospital Nr. 2 gegen 300 befanden, würde umgebracht werden.

Der Commandant des Castells stellte nun einstweilen das Feuern ein. Im Spital aber, dessen Zugänge gesperrt waren, stand, wie man später erfuhr, jeder, der sich nur einigermaßen aufrecht halten konnte, zur äußersten Vertheidigung bereit, da die Unglücklichen wußten, welche Gefahr ihnen drohe.

Das Commando im lombardisch-venetianischen Königreiche führte während des Feldmarschalls Entfernung Feldmarschalllieutenant Haynau. Sein Hauptquartier hatte er in Padua. Sogleich, als er die Nachricht von dem Aufstand in Brescia erfuhr, beorderte er aus Mantua und Verona einige Truppen zu Bezwingung der Empörung. Auch Radetzky entsendete von Novara, wo er am Tage nach der Schlacht von diesem Aufstand Kunde erhielt, unverzüglich den Feldmarschalllieutenant Appel mit dem 3. Armeecorps nach derselben Gegend, und verfügte sich persönlich mit dem ersten Reservecorps nach Mailand.

Die Verblendung der Brescianer ging sogar so weit, daß sie die

Quartiermacher des dritten Armeecorps, deren Erscheinung hätte genügen sollen, sie zur Besinnung zu bringen, ohne weiteres gefangen nahmen. Daß vor Ankunft dieser bedeutenden, gegen Brescia beorderten Truppenmacht der Aufruhr bekämpft war, ist bekannt.

Das oben erwähnte Schweigen des Geschützes vom Castell in Brescia, die Vorsicht, womit das von Verona und Mantua sich nähernde kleine Corps zu Werke ging, hatte unterdessen den Uebermuth der Insurgenten gesteigert. Genermalmajor Graf Nugent, Sohn des Feldzeugmeisters, hatte am 27. März die Insurgenten aus der eine Stunde von der Stadt entfernten Ortschaft Santa Eufemia vertrieben, und machte am folgenden Morgen den Versuch, sie aus Brescia mittelst eines Scheinangriffs herauszulocken, was jedoch nicht gelang. Es kam nur zu einem unbedeutenden Gefechte, wobei indessen das neu formirte dritte Bataillon des Regiments Ceccopieri (Italiener) die Gelegenheit ergriff, durch treues Verhalten im Gefechte sein vorjähriges pflichtwidriges Benehmen gut zu machen.

Inzwischen traf Haynau vor der Stadt ein, und vernahm, daß die Insurgenten sich zum äußersten Widerstand rüsteten, und in allen Gassen, je auf 20 Schritt, Barrikaden erbaut hatten. Wenn nun von der einen Seite vielleicht Klugheit gebot, mit dem Angriff auf die Stadt zu zögern, bis das Corps des General Appel eingetroffen, so war von der andern Seite zu fürchten, daß durch diese Verzögerung vielleicht das oben erwähnte Militärhospital in Brescia in die Hände der Insurgenten falle. Die ehrenwerthe Rücksicht auf die bedrohliche Lage der kranken Kameraden in der Stadt, welche schon seit drei Tagen an Lebensmitteln Mangel litten, gab den Ausschlag. Der sofortige Angriff wurde beschlossen, und der heldenmüthige Feldherr unternahm es, eine insurgirte Stadt von 50,000 Einwohnern mit einem Häufchen von 2300 Mann und 4 Kanonen anzugreifen. Allerdings unterstützte diesen Angriff das Feuer von 30 schweren Geschützen vom Castell her.

Die Truppen, mit welchen Haynau dieses Unternehmen ausführte, waren ein Bataillon Siebenbürger Romanen, sonst Wallachen

(aus welchen französische Blätter ausgewanderte Römer von der Partei des Papstes gemacht haben), das erste und dritte Bataillon Baden. Dieses schöne Regiment gehörte zur Besatzung von Verona, und hatte bereits daran verzweifelt, im dießjährigen Feldzug durch den Gebrauch der Waffen im offenen Kampf mitwirken zu können. Es erhielt aber nun noch seinen schönen Theil daran.

Ueber die unter heldenmäßigen Bestürmungen erfolgte Einnahme dieser unglücklichen Stadt kam am 3. April nachfolgender Bericht des Feldmarschallieutenants Haynau in's Hauptquartier.

„Indem ich nicht zweifle, daß die Ereignisse in und um Brescia bis zum 30. März l. J. Euer Excellenz durch das lombardisch-venetianische General-Commando bereits berichtet worden sind, beeile ich mich, Euer Excellenz nachstehend die Relation von dem am 31. März und 1. April unternommenen Angriff und der Bezwingung dieser rebellischen Stadt zu unterlegen. Bis zum 30. März hatte sich die gegen Brescia bis St. Eufemia vorgeschobene Brigade des Generalmajors Grafen Nugent damit begnügt, die Stadt von dieser einzigen Seite zu bedrohen, und hatte es nicht dahin gebracht, sich mit dem Castell in Verbindung zu setzen. Als mir in der Nacht vom 29. zum 30. die Kunde zukam, daß der Aufruhr in Brescia immer mehr überhand nehme, eilte ich am 30. von Padua über Verona bis St. Eufemia, traf alle erforderlichen Anstalten zum Nachsenden einiger Truppenkörper, so wie zur Verstärkung der Garnison von Verona, und erließ die geeigneten Dispotionen, um mit der bei St. Eufemia concentrirten Brigade Nugent am 31. März die Einschließung und die Erstürmung der an allen Ausgängen stark verbarrikadirten Stadt Brescia zu bewirken. Diese Brigade bestand aus dem ersten romanisch-banater Grenzbataillon, 2 Bataillon Großherzog Baden, 2 Divisionen von Ceccopieri-Infanterie, 1 Schwadron Liechtenstein Cheveauxlegers, in 4 sechspfündigen Geschützen, im Ganzen 2300 Mann und 50 Pferden. Ungeachtet dieser geringen Truppenmacht zweifelte ich nicht an dem Er-

folg, und durfte den Angriff nicht länger aufschieben, da die Insurgenten in Brescia aus dem nahen Gebirg täglich Zuwachs erhielten.

Am 31. mit Tagesanbruch wurde die Einschließung der Stadt mittelst 5 Colonnen bewirkt, welche um die Stadt herum der Art disponirt wurden, daß die fünf Chausseen, welche zur Stadt führten, besetzt und die fünf Thore derselben bedroht wurden. Das erste Bataillon Baden jedoch führte ich selbst über die Abfälle des Gebirgs und das rückwärtige Ausfallthor in das Castell von Brescia. Alle diese Colonnen mußten zum Theil unter dem Feuer der auf den Stadtwällen zahlreich postirten Insurgenten ihren Weg nehmen, so daß wir auf diesem Marsche einen Todten und 12—14 Verwundete hatten. Obgleich heftiger Regen diese Unternehmung besonders für die das Gebirg überschreitende Colonne erschwerte, so wurde sie andererseits durch den Nebel begünstigt. Gegen Mittag war die Einschließung der Stadt bewirkt, in welcher die Pöbelherrschaft und vollständige Anarchie herrschte. Ich ließ der Stadt bekannt machen, daß ich im Castell angekommen sei und sie durch die in der Anlage abschriftlich mitfolgende Notifikation zur Unterwerfung auffordere. Um 12 Uhr Vormittags erschien eine Deputation der Stadt, welche die Unmacht der Municipalbehörde und des besser gesinnten Theils der Bewohner gegen die Aufrührer bekannte, zugleich aber eine Sprache führte, welche offenbar bewies, daß sie ihr Verbrechen keineswegs erkennen, sondern die wahnsinnige Idee durchblicken ließ, als stünden sie in Vertheidigung der Stadt gegen die K. K. Truppen bei dem Wiederbeginne der Feindseligkeiten zwischen Piemont und Oesterreich auf legalem Boden. Sie baten um Aufschub der Gewaltmaßregeln bis 2 Uhr Nachmittags, welche Zeit unumgänglich nöthig schien, um die Insurgenten zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ich bewilligte diesen Aufschub, immer noch hoffend, daß die Rebellen das wahnsinnige Vorhaben der Vertheidigung aufgeben werden. Statt der Antwort wurde um 2 Uhr mit allen Glocken der Stadt Sturm geläutet und aus den das Castell umgebenden Häuserreihen, aus den Thürmen und von allen Dächern ein ununterbrochenes

Feuer auf das Castell gerichtet. Ich verlängerte freiwillig den Termin noch bis halb vier Uhr Nachmittags. Als aber der Aufruhr um diese Stunde immer mehr zunahm, ließ ich das Feuer aus dem Castell auf die Stadt eröffnen und den Sturm von allen Seiten ausführen. Da ich bloß 4 Feldgeschütze bei der Porta Torre longa (Straße von Verona) hatte und alle Eingänge sehr stark verbarrikadirt waren, so konnte im ersten Augenblick bloß durch dieses Thor eingedrungen werden. Ich ließ diesen Angriff auf die Porta longa durch eine Abtheilung von Reconvalescenten unter Führung des Lieutenants Sinrizek von Ludwig-Infanterie dadurch erleichtern, daß ich diese Abtheilung aus dem Castell längs dem Stadtwalle in die Flanke der Thorbarrikade disponirte. Lieutenant Sinrizek führte diesen Angriff mit ausgezeichneter Bravour aus, so daß die Insurgenten auf den ersten Anlauf vom Thore vertrieben und dieses ohne einen Schuß der Colonne des Generalmajors Grafen Nugent geöffnet war. Als die Colonne des Generalmajors Grafen Nugent eingedrungen war, ließ ich das erste Bataillon Baden-Infanterie aus dem Castell in die Stadt ausfallen. Es begann nun ein mörderischer Kampf, der von den Insurgenten mit der größten Hartnäckigkeit von Barrikade zu Barrikade, von Haus zu Haus geführt wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß eine so schlechte Sache mit so viel Ausdauer vertheidigt werden könnte. Ungeachtet dieses verzweifelten Widerstandes und obgleich der Sturm nur theilweise und wenig durch Geschütz verbreitet werden konnte, erstürmten unsere braven Truppen heldenmüthig und leider unter großem Verlust eine Häuserreihe um die andere. Da jedoch nicht alle Colonnen gleichzeitig in die Stadt zu dringen vermochten, auch die Nacht bereits hereinbrach, so befahl ich, für heute die weitere Vorrückung einzustellen und die eroberten Stadttheile zu behaupten. Bis spät in die Nacht währte der Kampf fort. Am 1. April mit Anbruch des Tages erneuerte sich das Sturmgeläute heftiger noch als Tags zuvor, und der Kampf begann von Seiten der Insurgenten mit noch größerer Erbitterung. Ich ließ nun ein fürchterliches Bombardement auf die Stadt

eröffnen und sodann den Sturm erneuern. Bei den großen Verlusten, die wir bereits erlitten hatten, und bei der Hartnäckigkeit und Wuth des Gegners mußte zu den kräftigsten Maßregeln geschritten werden. Ich befahl daher, daß kein Gefangener gemacht, sondern jeder augenblicklich niedergemacht werde, welcher mit den Waffen in der Hand ergriffen würde; die Häuser, aus welchen geschossen wurde, befahl ich in Brand zu stecken, und so geschah es, daß schon vorgestern Abends, mehr aber noch gestern, theils durch das Bombardement, theils durch Brandlegung an sehr vielen Stellen Feuer entstand. Unsere Truppen machten allmählig immer noch Fortschritte, doch konnte nur Schritt vor Schritt vorgerückt werden, da die Zahl der verfügbaren Truppen für diese ausgedehnte und aus so vielen engen Gassen bestehende Stadt zu gering war. Nach und nach wurden durch Flankenangriffe die Thore Porta Alessandro, Porta Mazzaro und endlich gegen Abend auch Porta S. Giovanni (gegen Mailand) genommen und besetzt, und in gleichem Maße auch die Stadt von den Insurgenten gesäubert, die nun schon häufiger suchten, über die Stadtmauern in das freie Feld zu entfliehen. Sie wurden alle in das Eck zwischen Porta S. Giovanni und Porta Pila gedrückt. Um 4 Uhr Nachmittags war ein Bataillon des 1. Banater Grenzregiments und eine Schwadron Dragoner, welche ich aus Novara hatte nachrücken lassen, dann eine aus Mantua gesendete Mörser-Batterie in Brescia eingetroffen. Das Grenzbataillon wurde sogleich verwendet und dadurch die Beendigung des Kampfes beschleunigt. Allmählig ließ der Widerstand der Rebellen nach, und um 6 Uhr Abends waren unsere Truppen nicht nur im Besitz der ganzen Stadt, sondern auch die Ruhe in derselben hergestellt. Unser Verlust in diesem hartnäckigen mörderischen Kampfe, welcher — mit Unterbrechung von wenigen Stunden in der Nacht — von halb 4 Uhr Nachmittags des 31. März bis 5 Uhr Nachmittags des 1. Aprils wüthete, war bedeutend. Noch vermag ich keine genaue Verlustangabe zu senden; doch muß ich vor der Hand gehorsamst melden, daß Generalmajor Graf Nugent am Knöchel eines Fußes der

Art verwundet wurde, daß der Fuß amputirt werden mußte; daß ferner der an Generalmajors Nugents Stelle das Commando führende Oberst Graf Favencourt von Baden-Infanterie an der Spitze seiner Truppen einen Schuß durch die Brust erhielt und in kurzer Zeit darauf starb; daß Oberstlieutenant Miletz desselben Regiments schwer verwundet fiel und von den Insurgenten auf gräßliche Weise ermordet und sein Leichnam verstümmelt wurde. Im Ganzen dürfte der Verlust betragen an Todten 5—6 Offiziere und 80 Mann, an Verwundeten aber 10—12 Offiziere, mehr als 150 Mann. Die genaue Angabe dieser Verluste werde ich nachzutragen die Ehre haben. Den Verlust der Insurgenten vermag ich noch nicht zu schätzen, doch kann ich anführen, daß aller Orten eine bedeutende Anzahl Leichen gefunden wurde. Alle Truppen, ihre braven Offiziere an der Spitze, haben mit außerordentlicher Tapferkeit und Hingebung gekämpft, und ihr Benehmen verdient die größte Anerkennung. Wenn dieser lange und erbitterte Straßenkampf nicht ohne Excesse verlief, so ist dieß unter solchen Umständen selbst bei der bestdisciplinirten Truppe nicht zu verhindern. Ich werde nun auf das Eifrigste bemüht sein, Ordnung und Gesetz in der Stadt schnell herzustellen, und werde den Rückmarsch meiner Truppen erst dann anordnen, wenn ich die Stadt an Feldmarschallieutenant Baron Appel übergeben haben werde, welcher laut einer erhaltenen Mittheilung mit einem Theil seines Armeecorps heute den 2. April in Brescia eintreffen wird. Vorläufig habe ich alle Thore stark besetzt und lasse Niemanden aus der Stadt sich entfernen, um wo möglich der Haupträdelsführer habhaft zu werden."

Die Nachricht von der Einnahme Brescia's, die wenige Tage nachher in Mailand bekannt wnrde, rief eine große Bestürzung in der Bevölkerung hervor. Jetzt erst fiel manchen Leichtgläubigen, welche sich bisher durch allerlei Lügen hatten täuschen lassen, die Binde von den Augen, und sie sahen mit Schrecken ein, wie gefahrdrohend das Schwert des Feldmarschalls über ihren Häuptern schwebte. Doch bemerkte man auf den Straßen selbst keine besondere Bewegung, und

darauf, jede Minute des Winkes seines hohen Führers gewärtig sein zu dürfen.

Während so in der Villa reale, entlegen von dem Geräusch der stolzen Königsstadt, mit der Nacht auch Ruhe und Frieden einzog und den Schlaf des alten Feldherrn vor Störung schützte, pflegte Mailand in dieser Stunde einen ganz andern Anblick zu bieten. Jetzt erst, mit dem Verschwinden der Tageshitze, wurde es schön und lebendig. Der Corso strahlt mit unzähligen Lichtern, alle Gewölbe und Café's sind glänzend beleuchtet, Tausende von Spaziergängern strömen auf und ab und die dröhnenden Straßenorgeln spielen den Radetzkymarsch, daß es weit hinaus in die Nacht schallt. In den Militärcafé's drängen sich Offiziere aller Waffengrade, erzählen einander von dem vergangenen Feldzug, tauschen ihre Abenteuer aus, und Freunde berichten, wo sie während derSchlacht und in dem und dem Augenblicke gewesen; kleine arme Savoyarden umstehen in ihrem schmutzigen Schornsteinfegergewand die glänzenden Offiziergruppen und schauen mit ihren großen treuherzigen Augen verwundert in die hellen Gasflammen. Hier vor diesen Café's sind die reichlichst strömenden Erwerbsquellen dieser armen Knaben: sie verspeisen Gefrorenes und machen erschreckliche Grimassen, während sie es zerkauen; sie schlagen die zierlichsten Purzelbäume, und haben eine komische dummdreiste Art, das Kupferstück, welches der Kellner einem zahlenden Gaste herausgibt, zu verlangen, daß man es ihnen nicht abschlagen kann.

Während dem wogt der Strom der Spaziergänger in dichter Masse den Corso auf und ab, und oft, wenn der Eine oder der Andere der Vorüberwandernden in den Lichtkreis des hell erleuchteten Café kommt, erkennt man einander und sehnsüchtige Blicke fliegen häufig hin und her.

So ist's draußen auf dem Corso, und daran denkt auch der einsame Ordonnanzoffizier in der Villa reale, während er Säbel und Tschako ablegt und sich für die kommende Nacht vorbereitet. Doch ist er stolz wie ein König und möchte den kleinen Sopha in diesem

Augenblick nicht mit einem reichen Fauteuil in der Scala vertauschen; er hat ja das ehrenwerthe Loos, in der Nähe der fast geheiligten Person des Feldmarschalls sein zu dürfen.

Drunten in der Wachtstube summt es leiser und draußen auf dem Hof spazieren die Grenadierwachen festen Schrittes und aufmerksamen Blickes umher. Sie halten das Gewehr straff im Arm und beobachten das kleinste Geräusch in ihrer Nähe. Hie und da kommt noch ein Offizier aus dem innern Gebäude, der vielleicht so spät auf seiner Kanzlei beschäftigt war; er hält den Säbel fest im Arm, damit er nicht auf der Treppe klirre und die tiefe feierliche Stille unterbreche.

Im dunkeln Garten der Villa steht der Grenadier vor seinem Schilderhaus, ein gebräunter Ungar mit langem dunklem Bart, und die große Bärenmütze wirft noch einen schwärzeren Schatten auf das ohnehin schon tiefdunkle Gesicht. Er hat den Blick erhoben, aber seine glänzenden Augen haften nicht an dem dunkelblauen Nachthimmel, er steht regungslos und schaut auf ein Fenster im ersten Stock, aus welchem durch dichte Fenstervorhänge ein gedämpfter Lichtschein in den Garten hinausdrängt. Der Grenadier denkt an Santa Lucia und Curtatone, Sommacampagna und an Novara und dabei sieht er immerfort den Lichtschein an, und da der Ungar voller Phantasie ist, so bilden sich ihm sonderbare Bilder aus den dichten Falten des Vorhangs. Das Fenster wird zu einem Zauberspiegel, der, anfänglich verhüllt, sich geheimnißvoll aufklärt, wie langsam verziehender Pulverdampf. Dort reitet der Marschall auf seinem Schimmel, und nachdem er einem Adjutanten ein paar Worte gesagt, winkt er nach der Gegend, wo seine viertausend Grenadiere stehen, unthätig und deßhalb unmuthig. Schon lange haben ihre eifersüchtigen Blicke zornig die Bewegungen der Jägerbataillone verfolgt, und es ärgert den Grenadier, daß die kleinen Kerle immer das beste Fett von der Suppe nehmen. Aber jetzt kommt der Adjutant näher, und der Ungar im Garten, der dies alles denkt, lächelt, als er sich die Freude eines vergangenen schönen Augenblicks

ins Gedächtniß zurückruft. Er fällt das Gewehr und marschirt auf dem feinen Sand des Gartens mit festem Tritt einige Schritte vorwärts, den glänzenden Blick fest auf das erleuchtete Fenster gerichtet, er hört den Trommelwirbel und öffnet schon den Mund zu einem kräftigen Hurrah — schade, daß in dem Garten kein feindliches Bataillon steht, daß der Feldzug vorüber; — lachend schultert er jetzt sein Gewehr und geht dann wieder ruhig auf und ab.

Droben erlöscht der Lichtschein, der Feldmarschall hat sich zur Ruhe begeben.

An einem solchen Abend saß ich in dem untern Zimmer der Villa reale bei meinem lieben Oberstlieutenant E. Wir rauchten unsere Cigarren und unterhielten uns von dem viertägigen Feldzuge, aus dem wir seit einigen Tagen heimgekehrt waren.

„Sie müssen morgen schon nach Mestre gehen und die interessante Belagerung Malghera's anschauen," sagte der Oberstlieutenant; „leider bin ich durch eine Uebermasse von Geschäften hier zurückgehalten, und kann nicht daran denken, einen Urlaub zu nehmen."

Ich hatte mich schon seit einigen Tagen mit diesem Projekt beschäftigt, auch heute sogar schon für diese kleine Reise von dem Feldmarschall mich verabschiedet. Der alte Herr war auch bei dieser Gelegenheit freundlich, gut und lieb wie immer. Er wollte gerade ausreiten und saß schon zu Pferde, als er mich im Hofe stehen sah. Er winkte mir, näher zu treten, und ich bat ihn um Erlaubniß, für einige Zeit zu dem Belagerungscorps nach Mestre gehen zu dürfen. Mit den freundlichsten Worten lobte er meinen Entschluß, reichte mir die Hand und sagte mit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit: „Kommen Sie aber ja bald wieder zu uns zurück."

Damit ritt er fort, ich aber blieb noch lange im Hofe stehen und schaute ihm wahrhaft wehmüthig in dem Gefühl nach, ihn während einiger Zeit nicht zu sehen. Ich gestehe es gern, alle die lieben wohlwollenden Worte, die der große Mann während des Feldzuges, so wie später, mir zu Theil werden ließ, waren mir wie eben so viel kostbare Ge-

schenke, die unverwischbar in meine Seele niedergelegt, in der Erinnerung immer kostbarer werden, und die ich mir nie anders als mit dem innigsten Danke vergegenwärtigen werde.

Um nach Mestre zu gelangen, gab es verschiedene Wege und Gelegenheiten. Ueber Verona ging die Post bis Vicenza; die Plätze waren aber damals stets lange vorher bestellt und sehr stark besetzt. Von Vicenza nach Mestre wurde die Eisenbahn nur zu militärischen Zwecken benutzt, doch konnte ich, durch die Güte des für mich freundlichen Oberst Schlitter, Generaladjutanten des Feldmarschalls, mit einem Paß des Hauptquartiers versehen, wahrscheinlich mit derselben befördert werden.

Für die nächsten vier Tage war auf der Post kein Platz mehr zu haben und doch drängte die Zeit, denn allem Anschein nach sollte ehestens bei dem Belagerungscorps vor Venedig etwas Bedeutendes geschehen.

Nachdem mir Oberstlieutenant E. jenen Vorschlag gemacht hatte, saßen wir noch zusammen und berathschlagten, auf welche Weise ich nach Mestre gelangen könnte, als von der geheimen Operations-Kanzlei dem Oberstlieutenant der Befehl zugeschickt wurde, noch in derselben Nacht einen Courier abzufertigen, der eine wichtige Depesche nach Ollmütz zu überbringen habe. Es war schon spät geworden, und da mehrere Offiziere, die zu Courierreisen vorgezeichnet waren, nicht aufgefunden werden konnten, so wurde der Hauptmann der Grenadiercompagnie, welcher heute die Wache that, beordert, noch in derselben Nacht abzugehen. Das war eine Gelegenheit für mich, wie sie nicht besser hätte kommen können. Der Grenadiercapitän, ein sehr freundlicher, artiger Mann mit großem pechschwarzem Backen- und Schnurrbart, ging über Verona und Vicenza und erklärte sich auf Befragen mit Vergnügen bereit, mir den zweiten Platz in seiner Reisekalesche einzuräumen. Meine Sachen waren bald zusammengepackt. Der Oberstlieutenant versah mich mit einem Empfehlungsschreiben an den Commandirenden von Mestre, Feldmarschalllieutenant Baron Haynau, und schon Nachts um 12 Uhr

rollten wir durch die leerer werdenden Straßen von Mailand zur Porta Orientale hinaus auf der Landstraße gegen Verona.

Fahrten bei dunkler Nacht haben, finden sie in diesem oder jenem Lande statt, wenig Eigenthümliches. Die Nacht ist Nacht, sei es in dem rauhen Norden oder in dem milden Süden, und der einzige Unterschied von Nachtreisen in verschiedenen Ländern liegt wohl darin, daß man, je nach Verschiedenheit des Klima's, mehr oder weniger friert.

Die Leiden und Freuden des Extrapostreisens wechseln bekanntlich so ziemlich miteinander ab, doch sind die ersteren bedeutend überwiegend, wenn man, wie wir in dieser Nacht, in keiner eigenen Equipage reist und deßhalb den Wagen auf jeder Station wechseln muß. Es war sehr dunkel, nur unsere Cigarren, so wie die des Postillons leuchteten wie große Glanzkäfer durch die Nacht. Der edle Rosselenker, der, vor uns auf einem Harttraber sitzend, komische Bewegungen machte und mit Beinen und Armen focht, um sich zu erwärmen, sah hiebei in seiner rothen, verschossenen Uniform mit dem gewaltigen Hut wie ein hölzerner Harlekin aus, der, an einem Faden gezogen, seine Glieder taktmäßig in die Luft hebt. Er hatte ein kurzes sehr dünnes Mäntelchen umhängen, das er beständig dahin dirigirte, wo der Wind herblies. Die Peitsche knallte, der Grenadiercapitän fluchte hie und da derb über schlechtes Fahren; die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Landstraße, die großen dunkeln Pappeln schienen wie aufgeschreckte Gespenster vorbeizuhuschen, und bald schimmerte vor uns ein Licht — die Station. Alles lag in tiefem Schlaf, und es dauerte lange, ehe Stallieri und Postillon aufgeweckt und bereit waren. Ein neuer Wagen wurde hervorgezogen, frisch geschmiert, der Postillon ermahnt, gut zu fahren, und nach einem Aufenthalt von einer starken Viertelstunde ging's weiter.

Die ersten Nachtstunden von zehn bis drei sind, wie jeder Gereiste weiß, was den Aufenthalt auf den Stationen anbelangt, für den Reisenden die unangenehmsten. Der Postillon kommt aus dem Wirthshaus, schläft nach vielgenossenem Getränk den Schlaf des Gerechten und ist schwer zu erwecken. Nach drei Uhr aber kommt bald die Füt-

terung der Pferde und die Thiere erwarten dieselbe mit ungeduldigem Schütteln und Schnauben; den Postknecht friert's bei herannahendem Morgen in seinem schlechten italienischen Bett, die Hähne begrüßen rufend den neuen Tag und das Rollen eines Wagens ist weithin hörbar — eine Extrapost! Der Postillon freut sich auf das zu erwartende Trinkgeld und auf den warmen Kaffee, den ihm dasselbe verschafft. Er springt hurtiger von seinem Lager, die Kälte des Morgens läßt ihn die Pferde rascher aufschirren, und auf diese Art wird der Reisende beim Anbruch des neuen Tages rascher befördert als in der Abendstunde.

Unsere Nacht schwand unter einem leichten Schlummer dahin, und zog über uns hinweg wie ein schwarzer dichter mit Sternen verzierter Schleier, der allmählig den Glanz der sinkenden Abendsonne verdeckt, und rasch dahin flattert, um dem rosigen Morgenlicht Platz zu machen.

Bald sahen wir die Gegenstände vor uns deutlicher, erkannten die Farbe der Pferde, unterschieden das Riemenzeug, dann jeden Knopf, jede Schnalle an demselben und endlich auch die Physiognomie des Postillons, welcher sich umwendet und sagt: „molto freddo," dabei dampft er aus dem Munde wie seine Pferde. Er hat die Arme unter dem Mantel verborgen, die Peitsche in dem Stiefel stecken und ermahnt die Thiere, schneller zu laufen, indem er ihnen einen warmen Stall und sehr guten Hafer verspricht. So erscheint die neue Station, der Wagen hält, der Dampf der warmen Pferde steigt gerade in die Luft und verdeckt dieselben beinahe unserem Blick. Der Postillon hüpft herum, um seine Füße zu erwärmen, der neue Stallieri löst die Stränge, führt die dampfenden Pferde hinweg und fragt, bis wann man die neuen befehle. Hier ist die Frühstücksstation, weßhalb der Grenadiercapitän einige Minuten bewilligt, um vor allem Haar und Bart in Ordnung zu bringen und dann den warmen Kaffee zu nehmen. In dem Lokale, wo dies geschieht, sind, obgleich es erst fünf Uhr ist, mehrere Gäste. Der Italiener steht sehr früh auf, und wenn er sich überhaupt schon in's Café begibt, so ist das Heranrollen einer Extrapost ein Ereigniß, das ihn noch schneller in die Kleider und auf die

Straße treibt; er wirft den Mantel um und betrachtet, wenn auch zitternd vor Frost, die Angekommenen und den Wagen.

Bald war der Kaffee genossen, die Cigarre angesteckt und wir rollten, die Stationen Gorgonzolo, Treviglio und Chiara hinter uns, gegen Brescia, begierig, ob in dieser Stadt von den Verheerungen des letzten Kampfes noch viel zu sehen sei. Bald erreichten wir die ersten Häuser, ohne auf dieser Seite etwas von den erwarteten Schutt- und Trümmerhaufen zu sehen. In den Straßen der Stadt selbst ging Alles seinen Geschäften nach, und das Einzige, was hier an die Revolution erinnerte, waren lange weiße Kalkstriche, die man an Häusern und öffentlichen Gebäuden bemerkt. Diese Kalkstriche verdeckten die Inschriften, welche vor Ausbruch des Kampfes dort angeschrieben waren und die „die deutschen Barbaren“ mit Tod und Verderben bedrohten. Ebenso war es in Mailand, und man las auch dort überall die Worte: „Morte ai Tedeschi!“ und „Morte agli Austriacci!“ Zuweilen waren diese Inschriften noch kräftiger, wie „Tod und Verderben den deutschen Barbaren!“

Der Italiener bedarf einer solchen Aufregung, um, wenn es energisches Handeln gilt, sich in die gehörige Wuthverfassung zu setzen, und je häufiger er diese Worte, besonders wenn er sie selbst hingeschrieben, liest, um so heftiger ist für den Augenblick seine Kampfbegierde. Dazu läuten sie, wenn es zum Kampfe kommen soll, mit allen Glocken und erregen ihre reizbaren Nerven auf eine furchtbare Weise. Uebrigens war der Kampf in Brescia dießmal sehr ernster Natur, und es bedurfte des eisernen Willens und der kräftigen und umsichtigen Führung des Feldmarschalllieutenants Haynau, um mit seinen 2300 Mann die insurgirte Stadt von 40,000 Einwohnern zu bändigen. Daß dabei viel Blut geflossen, ist, da der Kampf äußerst hartnäckig war und die Brescianer sich fürchterlich wehrten, sehr begreiflich. Augenzeugen haben mir versichert, daß die Barrikaden, haushoch aus Erdfässern und Faschinen gebaut, alles andere der Art bis jetzt Geleistete weit übertroffen hätten. Durch die Straßenkämpfe hier und

anderwärts haben aber die Heerführer Manches und namentlich gelernt einzusehen, daß es in solchen Fällen nichts mehr bedarf, als die Truppen schleunigst aus den Straßen hinauszuziehen, und dann langsam vorgehend, Haus um Haus wieder zu nehmen; eine blutige Arbeit, aber mit guten getreuen Soldaten und tüchtigen Offizieren fast unfehlbar von dem besten Erfolg.

Ich kann nicht unterlassen, hier eines sehr ergötzlichen Artikels zu erwähnen, den das Journal des debats vom 8. April über den Straßenkampf von Brescia brachte. Nach der Mailänder Zeitung erzählt dasselbe den Vorfall von Euphemia und Brescia und sagt: „Le Général Nugent se dirigea sur Brescia avec un bataillon du régiment Ceccopieri et un autre bataillon italien composé de *réfugiés romains partisans du Pape* (confinali romani).“ Diese Confinali romani sind aber romanische Grenzer (Walachen). Es heißt alsdann weiter: l'affaire du Brescia, au milieu d'évènements bien plus graves n'a d'important que cette circonstance trop significative que les patriotes italiens étaient attaqués et battus *par des soldats italiens dont une partie n'appartenant même pas aux contrées de la domination autrichienne.*“ Ein vollkommenes Seitenstück zur alten Haidschnuckengeschichte.

Wir spannten in Brescia um und fuhren zu dem Thore gegen Verona hinaus. Hier sah man die furchtbaren Zerstörungen, die der Straßenkampf hinterlassen. Große Schutt- und Trümmerhaufen bezeichneten den Ort, wo einzelne Häuser gestanden, andere Gebäude, deren schwarz gefärbte Mauern noch standen, waren im Innern ganz ausgebrannt, und an den leeren Fensteröffnungen sah man, wo der schwarze Dampf hinausgeschlagen hatte. Ein Café in der Nähe des Thors war bis auf den untern Stock zusammengestürzt, und dort hing noch das halb verkohlte Schild mit der Aufschrift „Café.“ Die goldenen Buchstaben waren weiß gebrannt. Diese Trümmerhaufen und verbrannten Häuser zogen sich von dem Thore bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Euphemia, wo der Kampf am heftigsten gewüthet.

Es war uns leichter ums Herz, als wir diese traurigen Anblicke hinter uns hatten und durch die lachende, reizende Gegend dahin rollten. Der Frühling trat mit aller Kraft auf und sein warmer Hauch sprengte die Knospen der Bäume; so weit das Auge sah, sproßte saftiges Grün auf Feldern und Wiesen, an Bäumen und Rebgeländen. Rasch fuhren wir abwärts und bald sahen wir die violett gefärbten Bergformen, welche den Gardasee einschließen, und im nächsten Augenblick entdeckten wir zwischen den Hügeln vor uns den tiefblauen Wasserspiegel des herrlichen, mir bis jetzt unbekannten Sees. Der Postillon klatschte laut schreiend mit der Peitsche, die Pferde galoppirten lustig einen kleinen Abhang hinab, und in kurzer Zeit hielten wir vor dem Posthause in Desenzano am Ufer des Sees, wo seine leicht gekräuselten Wellen die Mauern der Straße bespülen.

Der Anblick des Gardasees ist durch die tiefblaue Farbe seines Wassers und durch herrlich geformte Berge und Felsen, die ihn umgeben, einer der reizendsten Seen, die man sehen kann. Schöne Inseln liegen in demselben, doch sind sie, wie überhaupt die Ufer des Gardasees, wenig bebaut, auch spärlich von Fremden besucht, und deßhalb wenig bekannt. Es liegt dieß hauptsächlich wohl daran, daß dem Fremden die Transportmittel, „Dampfboote, Eilwagen" nicht so häufig und bequem zu Gebote stehen, wie an dem Comer See und Lago maggiore. Auch sieht man hier wenig Landhäuser und Villen, und größere Städte wie Lecco und Como fehlen gänzlich. Die Partien auf dem Gardasee sollen großartig und reizend sein und sehr der Mühe lohnen, ihnen einige Tage zu widmen. Man findet in den Städten Desenzano und Riva gute Gasthöfe, und die Preise für Fahrten auf dem Gardasee sind sehr billig. Die Umgebungen des Gardasees sind ernster und großartiger, als die der andern italienischen Seen. Er ist ein ächter Alpensee; in heitern klaren Tagen voll lieblicher und pittoresker Schönheit, aber leicht erregbar und bei Gewitter und Sturm sehr gefährlich. Der Postillon versicherte mich, daß seine Wellen oftmals bis auf die Straße von Desenzano herüberschlagen.

Bald fuhren wir weiter und erreichten in kurzer Zeit die kleine, durch den vorigjährigen Feldzug so bekannt gewordene Festung Peschiera. Sie bildet eine Spitze des berühmten Dreiecks, dessen beide andern Mantua und Verona sind, und in welches sich der große Feldherr mit seiner Armee zurückzog, um auf den rechten Moment zum entschiedenen Handeln zu warten. Dieses gefährliche Dreieck respektirte der Sardenkönig außerordentlich, und wenn er auch an den Grenzen desselben erzürnt umherstreifte, wagte er sich doch selten hinein.

XXI.

Peschiera. Verona.

Es waren an dem Tage, von welchem ich hier rede, wenige Wochen vergangen, als ich mit der siegreichen österreichischen Armee aus dem glänzenden dießjährigen Feldzug zurückkehrte und mir hoch erfreut gestand, ein Stück Weltgeschichte mit erlebt zu haben. Hier nun, vor Peschiera, war abermals ein schönes denkwürdiges Bild aus der Kriegsgeschichte zu meinen Füßen aufgerollt und wie in einem Buche konnte man hier Schritt vor Schritt große Thaten des vorigen Jahres in lebendigen Bildern ablesen.

Peschiera ist eine kleine niedliche Festung, und die alten Werke und Bastionen spiegeln sich in der freundlichen klaren Fluth des Gardasees. Damit es ihr auch im Innern an Wasser nicht fehle, so fließt ein Arm des Mincio mitten durch die Stadt und füllt die Festungsgräben. Gewöhnlich haben kleine Festungen im Innern etwas Oedes und Trauriges; Peschiera nicht, und das macht gerade wohl dieß Wasser des Mincio. Alte unregelmäßige Häuser stehen im Innern der Festung an dem Wasser und hier herrscht reger Verkehr. Hier wohnen Handwerker und Wäscherinnen; kleine Kinder spielen unter lautem Geschrei da herum. Der einzige Platz der Festung, mit grünen Bäu-

men bepflanzt, auf welchem sich Spaziergänge finden, stößt an das Ufer des Flusses.

Beim Ausbruch des Krieges commandirte hier der Feldmarschalllieutenant Baron Joseph Rath, Ritter des Theresienordens, ein tüchtiger Offizier. Die Besatzung, 15—1600 Mann, bestand aus der nöthigen Artillerie, einem Zug Husaren und einem Bataillon Ottochaner, ausgezeichneten Soldaten. Die Ottochaner, ein Gebirgsvolk, sind schöne, große, schlanke Männer mit gebräuntem Gesicht, feurigem Auge und starker Stimme. Da sie auch zu Haus mitten im Frieden, gegenüber ihren kühnen und räuberischen Nachbarn in türkisch Croatien und Bosnien, beständig einen strengen Vorpostendienst in Wald und Gebirg haben, so ist diese beständige Uebung eine gute Schule, die sie im österreichischen Heer zu einer vortrefflichen leichten Infanterie macht.

Dem Feldmarschall Radetzky mußte viel daran liegen, Peschiera zu behaupten, deßhalb vertraute er es dem Commando eines tüchtigen Offiziers, welcher das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch rechtfertigte, daß er mit seiner Besatzung mehrere Angriffe der Piemontesen tapfer abschlug. Peschiera ist für eine Festung nicht günstig gelegen. Auf der Landseite befinden sich bedeutende Höhenzüge, welche den Hauptwall auf eine Entfernung von tausend bis zwölfhundert Schritt dominiren. Doch hat man dagegen einige feste Vorwerke angelegt, welche mit der Festung durch gedeckte Communikationen zusammenhängen. Gestatte man mir einen flüchtigen Rückblick auf den ersten italienischen Feldzug anno 1848.

Am 18. Mai vorigen Jahres wurde Peschiera von dem General Banno (unter welchem der Herzog von Genua seine Lieblingswaffe, die Artillerie, commandirte) nachdrücklich angegriffen. Die eben erwähnten Vorwerke, das Fort Salvi und das Fort Mandela waren durch die Uebermacht der piemontesischen Artillerie schon am 25sten gänzlich zum Schweigen gebracht und die Brustwehren zerstört. Eine Aufforderung zur Uebergabe wies indessen der Feldmarschalllieutenant

Rath, obgleich die Besatzung nichts mehr als Mais ohne Salz und Oel hatte, unbedingt zurück. Der König von Piemont war ebenfalls bei der Belagerung zugegen und betrachtete sich diese von einer der umliegenden Höhen, wo er stundenlang auf einem Sessel saß und, wie aus einer Theaterloge auf die blutige Bühne von Peschiera niederschaute.

Obgleich die Festung an vierzigtausend Schüsse ausgehalten, obgleich der größte Theil der Wallgeschütze demontirt war und auf zwei derselben zur Bedienung nur ein Mann kam, obgleich alle Mühlen zerstört waren und die Kost nur noch aus Pferdefleisch und grobgequetschtem Mais bestand, so zögerte doch der tapfere greise Commandant mit der Uebergabe bis nach dem Sieg von Curtatone und dem Gefecht von Goito, wo er sah, daß es dem Feldmarschall unmöglich sei, ihn zu entsetzen.

Ueber dieses Gefecht bei Goito sind damals eine Menge Lügen zum Nachtheil der kaiserlichen Waffen verbreitet worden, obgleich dieses Gefecht doch für Jeden, der die näheren Details kennt, den österreichischen Truppen nur zur größten Ehre gereicht. Man ließ dieselben über achttausend Mann verlieren und die Armee geschlagen nach Mantua entfliehen. Nun war aber von der ganzen Armee nur die Brigade Benedek, bestehend aus sechs Bataillonen der Regimenter Baumgarten, Giulay und Hohenlohe, bei Goito im Feuer, derselben Regimenter, welche in Curtatone gesiegt hatten. Diese Brigade hatte eigentlich nicht den Befehl, Goito zu nehmen, sondern sollte nur eine Recognoscirung unternehmen, um einen Angriff, der den andern Tag erfolgen sollte, vorzubereiten. Benedek ließ aber, von Kampfeslust überwältigt, angreifen. Es gelang ihm auch, bis über die Brücke des Mincio zu dringen und sich in den ersten Häusern festzusetzen. Da er aber von der Armee nicht unterstützt wurde, Goito selbst eine der festesten Stellen am Mincio ist und die dortigen Schanzen durch 40 Kanonen mit achtzehn bis zwanzigtausend Piemontesen vertheidigt waren, so wurde sein Rückzug um so unvermeidlicher, als ein Theil seiner Ar-

tillerie demontirt und mehrere Trainpferde zusammengeschossen waren. Dieser Rückzug, obgleich im furchtbarsten Feuer ausgeführt, ging in bester Ordnung von Statten. Nicht ein Gefangener fiel in Feindes Hand, und selbst die demontirten Geschütze und Pulverwagen wurden durch hundert Freiwillige von Giulay, welche während des furchtbarsten Feuers erst Maulbeerbäume zur Wegbahnung fällen mußten, zurückgebracht, so daß der Feind nicht eine Trophäe aufzuweisen hatte.

Nach diesem Gefecht nun übergab Feldmarschallieutenant Rath die Festung den Piemontesen und erhielt als Anerkennung für sein tapferes Aushalten freien Abzug mit allen möglichen Ehrenbezeugungen Peschiera blieb dann bis nach der Schlacht von Custozza in den Händen der Piemontesen und wurde alsdann von Feldmarschallieutenant Haynau aufs Neue belagert. Dieser bedrängte die Festung aufs Aeußerste, zerstörte die von den Piemontesen wieder aufgeführten Werke, und hätte er die Festung von der Seeseite einschließen können, so würde er bald Meister derselben gewesen sein und die bekannten Differenzen wegen des großen Geschützparks von Peschiera wären nicht entstanden. Da aber die Insurgenten die Dampfboote auf dem Gardasee in ihrer Gewalt hatten, so führten sie der Besatzung während der Belagerung durch Haynau fortwährend Lebensmittel zu.

Während dem flog aber der Feldmarschall Radetzky von Sieg zu Sieg, rückte in Mailand ein und schloß mit Carl Albert den Waffenstillstand, durch welchen die Festungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Oscopa geräumt, die Grenze der beiderseitigen Reiche als Demarcationslinie angenommen und der Flotte des Königs zur Pflicht gemacht wurde, Venedig zu verlassen und nach den sardinischen Staaten zurückzukehren.

Dem Feldmarschallieutenant Haynau kam dieser Waffenstillstand durchaus nicht gelegen, denn als die Botschaft hievon im Lager von Peschiera eintraf, hätte sich vielleicht die Festung nicht einen Tag mehr halten können, und alsdann wäre der ganze feindliche Geschützespark Oesterreich verblieben. Am 10. August, an dem Tage, an welchem

Abends die Uebergabe so unerwartet erfolgte, schoß gerade die österreichische Artillerie mit bewunderswürdiger Genauigkeit und großem Glück. Nebendem, daß mehrere Granaten in die Kaserne schlugen, fiel auch eine Granate und eine Bombe zu gleicher Zeit in ein Magazin mit gefüllten Bomben, welche sich entzündeten und eine furchtbare Verwüstung anrichteten. Die Bestürzung der Besatzung bei dieser Explosion war nach den Berichten der Piemontesen unbeschreiblich. Man denke sich aber auch in dem beschränkten Raum dieser kleinen Festung einige hundert Granaten, die sich entzündeten und indem sie zerplatzten, nach allen Seiten Tod und Verderben hintrugen. Wir sahen in der Festung die ungeheure Oeffnung, welche diese Explosion in Wall und Mauer gerissen. Ueberall lagen große Schutthaufen und mehrere umliegende Gebäude waren theilweise durch die Gewalt der platzenden Kugeln zerstört. Auch hinter Peschiera sah man die deutlichen Spuren vieler Kämpfe und Gefechte, welche hier stattgefunden. Rechts auf den Hügeln lagen die halbzerstörten Angriffsbatterien der Piemontesen und Oesterreicher; zwischen ihnen und der Festung die Forts Mandella und Salvi, an deren Ausbesserung fleißig gearbeitet wurde. Links von der Straße sahen wir einzelne Bauernhöfe und Casine im traurigsten Zustand, theils gänzlich verwüstet, theils abgebrannt. Doch war man auch hier meist eifrig beschäftigt, den Schaden wieder herzustellen und wer vielleicht schon nach einem Jahre durch diese herrliche Gegend fährt, sieht wohl von dem furchtbaren Kampfe nichts mehr, als hie und da unförmliche, vom Regen abgewaschene Erdhaufen mit Einschnitten, welche ein kundiges Auge für Verschanzungen und Schießscharten erklärt.

Bald lag Verona vor uns, die herrliche, liebe, alte Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen, wie an das Gebirge angeschmiegt, das sich hinter ihr erhebt und die Stadt im Halbkreis umschlingt. Die Bergwand, welche die Stadt umschließt, ist dicht mit unzähligen Höfen und kleineren und größeren Villen bedeckt, daß wenn man Verona und seine nächsten Umgebungen von Ferne sieht, man glaubt, die Stadt setze sich das Berggelände hinauf fort und erstrecke sich bis auf die Höhe

desselben, wo die großen und starken Festungswerke des Castells liegen. Ich kenne denn auch keine Landstadt, welche eine schönere Lage als Verona hat.

Neben uns hatten wir das berühmte Plateau von Rivoli, wo die Piemontesen die erste Schlacht des Feldzugs bei St. Lucia verloren, eine Hochebene, die der König von Sardinien zu seinem Unglück so lange festhielt und vertheidigte. Die schönste Straße führt schnurgerade nach den Thoren von Verona, und bald erreichten wir die neuen imposanten Festungswerke. Für die Befestigung von Verona wurde schon im vorigen Jahre durch den Feldmarschall, welcher die Wichtigkeit dieses Punktes tief empfand, alles mögliche gethan. Die umliegenden Ortschaften, Tombetta, Santa Lucia, San Massimo und Corcebianca wurden durch Schießlöcher in den Mauern für Infanterie und Schießscharten für das Geschütz zum tüchtigen Widerstande fähig gemacht. Auch wurden am Rande des Abhangs, von dem ich vorhin sprach, sieben Redouten erbaut und mit Zwölf- und Achtzehnpfündern besetzt. Was sich nun an diesen improvisirten Werken als nothwendig und tüchtig erwies, wurde jetzt nach den Regeln der Kunst neu angelegt und ausgeführt, und so entstanden mehrere Forts um die Stadt, welche dem bedeutenden Waffenplatz eine noch größere Stärke geben.

Diese Redouten und Batterien, sagt General Willissen in seinem italienischen Feldzug von 1848, sind auf eine sehr nachahmungswerthe Weise nach den Führern benannt, welche sich am 6. Mai am meisten ausgezeichnet haben. Sie heißen vom linken zum rechten Flügel Redoute Clam, Wratislav, Schwarzenberg, d'Aspre, Batterie Strassolda, Royal, Redoute Fritz Liechtenstein und Wallmoden. Die Führer der Armee baten den Feldmarschall, daß das Hauptwerk seinen Namen tragen dürfe. So heißt das stärkste Werk in der Mitte der Linie bei St. Massimo Fort Radetzky. Solche Mittel, die Thatkraft zu spannen, gehören unter die wirksamsten und edelsten.

Verona ist eine ächt italienische Stadt mit massiv gebauten, von Alter geschwärzten Häusern, von denen die meisten eine schöne, edle

Architektur und herrliche Sculpturen zeigen. Geschäftiges Leben herrscht auf den Straßen, die Werkstätten der Handwerker stehen weit offen und man sieht Schuster und Schreiner, Sattler und Schmiede, wenn man vorüberwandelt, in voller Thätigkeit; daneben befinden sich große Gewölbe mit riesenhaften Käshaufen, mit Fleisch und Würsten aller Art und großen Obstkörben voll Orangen und Citronen, Granatäpfeln und großen schönen Melonen. Zu diesen Südfrüchten und dem ganzen Anblick der Stadt passen auch die schönen Gestalten und edlen Gesichtszüge der Vornehmen. Die Frauen und Mädchen zeichnen sich durch schönes starkes schwarzes Haar und feurige Augen aus, welche noch mehr hervorgehoben werden durch den weißen Schleier, womit sie ihr Haupt bedecken.

Hier sieht man beim Vorüberfahren einen colossalen schwärzlichen Palast, die hohen Fenster kunstreich vergittert, und blickt durch die große Einfahrt in einen mit Säulen verzierten Hof, in welchem ein klarer Springbrunnen plätschert. Dort ist ein merkwürdiges Bauwesen quer über die Straße gesprengt in hohen weiten Bogen, die große Thore bilden. Ueber denselben blicken den Durchwandelnden aus seltsamen reichverzierten Nischen halbverwitterte Steinfiguren an. Ganz Verona ist wie ein Museum von merkwürdigen Ueberbleibseln großartiger Architektur und Bildhauerarbeit der alten Römerzeiten und dem kriegerisch bewegten Leben des Mittelalters. In einer Seitenstraße erblickt man die seltsam geformten, aus Eisen zierlich erbauten Grabmäler der Scaliger, und was man an andern Orten in Kirchen sieht, zeigt sich hier auf offener Straße, wodurch der Eindruck auf den Beschauenden ein ganz eigenthümlicher ist. Neben einem ambulanten Obstladen, dessen Südfrüchte in allen Farben spielen, erhebt sich das dunkele verwitterte Gitterwerk jener Grabmäler; neben der Pfanne, in welcher die Kastanien braten, steht der riesenhafte Sarkophag des Can Grande, welcher in voller Rüstung auf seinem steinernen Paradebett ruhend aufwärts in den tiefblauen Himmel blickt, der sich freundlich über Verona ausspannt.

Ein Theil der Stadt wird von der Etsch durchströmt, und mehrere massiv gebaute Brücken mit weitgesprengten Bogen verbinden beide Stadttheile. Alte Steinfiguren auf dem Geländer blicken hinab in den klaren Bergstrom, der auch hier reißend und wild dahinbraust.

An den Ufern fast aller Flüsse, die eine Stadt durchströmen, haben die Gebäude ein alterthümliches und wunderliches Aussehen. Alles hat sich nach dem Flusse hingedrängt und die hohen Gebäude scheinen sich auf- und übereinander hinzudrängen, um nur den Anblick des klaren Wassers zu genießen, vor welchem sie in schwindelnder Höhe plötzlich gezwungen sind Halt zu machen und wo sie einander, durch den Strom getrennt, von hüben und drüben mit tausenden der verschiedenartigsten Fensteröffnungen verwundert anschauen. Hoch über dieses Alles nun erhebt sich hier in Verona das alte graue Amphitheater, die Arena, ein Denkmal der ältesten Römerzeit.

In den engen Straßen der Stadt zwischen den alten massiven Bauwerken tritt die Erinnerung an frühere Zeiten, namentlich an das Mittelalter, dem Dahinwandelnden fast wie in keiner andern Stadt lebhaft entgegen. Die festungsartigen alterthümlichen Paläste, Steinbilder der Madonna, mit vergilbten Rosen und verblichenem Flitterwerk umgeben, bilden einen Schauplatz, auf dem noch heut zu Tage die alten Scaliger, die fürstlichen Familien der Visconti und Carara mit glänzendem Gefolge auftreten und die Montecchi und Capuletti ihre Kämpfe ausfechten könnten, ohne in ihren schweren Rüstungen, ohne in ihren glänzenden mittelalterlichen Gewändern für die Straßen und Häuser des heutigen Verona's unpassend zu erscheinen. Ja, wenn man in heller Mondscheinnacht bei dem Grabmale der Familie della Scala vorbeigeht und der weiße Strahl des Lichts auf der Rüstung des Can Grande schimmert, so ist man versucht zu glauben, der alte Herr der Stadt habe sich in der milden Nachtluft unter dem eisernen Baldachin ein wenig zur Ruhe gelegt; man tritt leise auf und blickt sich an der Ecke scheu um, ob der gewappnete Herzog nicht langsam den Kopf erhebt, um dem Davonschleichenden, der ihm wohl wie ein Gespenst

einer ihm unbekannten verweichlichten Zeit erscheinen dürfte, bedenklich nachzuschauen.

Ob die schöne lieberglühende Sage von Romeo und Julie wahr ist, ist am Ende gleichgültig, doch flocht sie einen duftigen Brautkranz um die grauen Mauern der Stadt, einen Brautkranz, den selbst der harte Tod der Liebenden nicht zu verwelken vermochte. Noch heute, namentlich in stiller Nacht, zittert ein geheimnißvoller Ton davon durch die enge Gasse Verona's, in welcher das Haus der Capulet steht, ein Ton, der ins Innere des Herzens dringt, und es in lebendiger glaubiger Erinnerung des hier Vorgefallenen eigenthümlich erregt. Das Haus selbst ist ein altes schwarzes Gebäude mit einem düstern Hofraum, der sich gegen die Etsch hin erstreckt und mit verfallenen Mauern umgeben und mit Schutthaufen und Steintrümmern bedeckt ist. Einstens mag dieß ein duftender Garten gewesen sein. Der klare Fluß fließt dort vorbei, und die Nachtigallen lieben das Wasser —

„Dort vom Granatbaum sang sie jede Nacht.“

Das Grabmal der Julia, oder vielleicht richtiger das alte Gewölbe, wo der sarkophag-ähnliche Stein liegt, besuchte ich eines Tages. Ich bekenne es, ich glaube nicht an diesen Theil der schönen poetischen Sage und bin überzeugt, dieser Stein ist nie zu dem bestimmt gewesen, was ihm jetzt beigelegt wird; aber doch ging ich hin und trat feiernd und nachsinnend auf, als sei ich fest überzeugt, hier habe die unglückseligste aller Liebenden einst wirklich geruht. Die Wahl des Ortes verleiht allerdings der Sage, welche an ihn geknüpft ist, einige Wahrscheinlichkeit. Ein altes Mauerwerk vor der Stadt mit einem großen Thor, durch welches man in einen mit Mauern umgebenen Raum tritt, der zu einem Rebengarten umgewandelt ist, ist die angebliche Ruhestätte der treuesten der Liebenden. In den sonderbarsten Windungen und seltsamsten Verrenkungen ziehen die dicken Rebschenkel an Mauern und Bäumen umher und ruhen auf alten Steinen und morschen Baumstämmen; Blätter bilden ein duftiges Laubdach und

man wandelt auf altem Steingeröll und ringsum herrscht eine tiefe Stille, wie auf einem Friedhofe. Rechts in diesem Garten, am Ende desselben befindet sich über der Erde ein altes, halb eingestürztes Gewölbe, unterstützt von aufeinander gethürmten Steinen und neuerem Mauerwerk; dort liegt der Grabstein. Eine dichte Epheuwand bekleidet die alten Mauern und die immer grünen Blätter, vom Luftzug bewegt, zittern über dem offenen Sarkophag. Der alte Stein ist sehr beschädigt, da sich die Besuchenden häufig Steinchen davon abschlagen. Auch mir bot der Führer ein solches an; doch begnügte ich mich mit einem Epheublatt von einem uralten Stamm, welcher schon lange über dem Stein hing und seit alten Zeiten in die leere Oeffnung geschaut.

Während ich bei meinem dießmaligen, sehr kurzen Aufenthalt in Verona nur Zeit hatte, die alte Piazza Brà für wenige Augenblicke zu besuchen, hatte mein Begleiter, welcher sehr eilig war, ein kleines Pranzo (Mittagessen) bestellt, das wir in einer anspruchslosen Osteria in der Nähe der Post einnahmen. Osteria und Pranzo waren gleich schlecht. Das Gastzimmer ging in einen verfallenen Hof und hatte vergitterte Fensteröffnungen ohne Gläser; Küche, Treppe und Zimmer waren schmutzig und in jeder Beziehung vernachlässigt, — Wirth und Wirthin ebenso. Zu allem diesem herrschte noch ein unangenehmer Geruch von verbranntem Fett in jenem Raume, und das Pranzo war in beklagenswerther Harmonie mit den angeführten Erscheinungen.

Bald saßen wir auch wieder in unserer Kalesche und verließen das alte, mir so liebe Verona.

Die Eisenbahn, welche die beiden Hauptstädte des lombardisch-venetianischen Königreichs, Mailand und Venedig, vereinigen soll, ist, obgleich in der Poebene, wo von Terrainschwierigkeiten gar keine Rede ist, noch lange nicht beendigt. Feldmarschall Radetzky, groß als Staatsmann wie als Feldherr, hat trotz der Kriegsjahre und seiner beschränkten Mittel das Mögliche für den Bau derselben gethan, und so ist die Strecke von Verona nach Vicenza beinahe vollendet, und

wird wohl noch zu Ende des Jahres 1849 befahren werden können. Damit ist schon recht viel gewonnen. Die große Lagunenbrücke, obgleich sie bei der Belagerung viel gelitten, wird baldigst wieder hergestellt sein, und so sind die beiden wichtigen Plätze, Venedig und Verona, auf wenige Stunden nahe gerückt. Man wird zur Eisenbahnfahrt von Venedig hierher kaum vier Stunden brauchen, von Verona nach Trevillo mit dem Eilwagen neun Stunden, und von dort nach Mailand mit der Eisenbahn zwei, also im ganzen fünfzehn Stunden.

Gleich hinter Verona sieht man den Eisenbahndamm und bleibt in seiner Nähe bis nach Vicenza. Der Weg dahin, eine schöne Chaussee, bietet außer einigen alten Schlössern, die auf der linken Seite an den Bergabhängen liegen, wenig Interessantes. Nachts gegen zehn Uhr erreichten wir Vicenza, wo ich mich von meinem freundlichen, liebenswürdigen Grenadiercapitän mit meinem herzlichsten Dank trennte. Er fuhr über Treviso weiter gegen Wien, und ich begab mich in einen Gasthof der Stadt, gegenüber der Pferdepost, der mir als vorzüglich bezeichnet war. Sein gutes Renommé war begründet. Früher war dieser Gasthof, ein großes massives Gebäude, Sitz und Wohnhaus eines der mächtigen Geschlechter von Vicenza. Eine breite, mit Statuen besetzte Treppe führt nach oben auf einen ungewöhnlich großen Vorplatz, der als Bildergallerie und Eßsaal dient, und auf welchen die Thüren zu den Gastzimmern münden. Ein sehr dienstfertiger Kellner schürte in dem übergroßen Kamin, obgleich ich der einzige Fremde im Hause war, ein hellloderndes Feuer an, empfahl mir das Beste aus der Küche und nöthigte mich mit vieler Redseligkeit eine Reihe Zimmer anzusehen, weil dort der große Marschall gewohnt. Dieser Kellner war überhaupt sehr geschwätziger Natur und log mir die merkwürdigsten Einzelnheiten von der Belagerung Malghera's mit einer Umständlichkeit vor, die ans Unglaubliche grenzte. Dagegen war sein Souper vortrefflich, und das Bett in einem hohen Zimmer mit alter vergoldeter Holzschnitzerei für eine Person so übermäßig groß, daß man sich in demselben ganz einsam fühlen konnte.

XXII.

Vicenza.

Bei dem Erwachen am andern Morgen war mein erster Gedanke, auf welche Art ich nach Mestre gelangen könne. Die Eisenbahn ging freilich dahin, wurde aber nur, wie mir der Kellner anvertraute, zu militärischen Zwecken benützt. Das Resultat meines Nachdenkens war die Entscheidung, diese Frage den Zufälligkeiten der nächsten Stunde und meinem Reiseglück zu überlassen.

Ich schickte vor allem, so bald es die Zeit erlaubte, meinen Paß in das Commandanturgebäude, um ihn, wie es nothwendig war, visiren zu lassen. Der Commandirende hier war der Oberst Müllner, Chef von Boyneburg-Dragoner, der mich auf das Zuvorkommendste und Freundlichste behandelte. Er ließ mir seinen Wagen anbieten, um in bequemer Weise die merkwürdigsten Punkte des blutigen Kampfes bei Vicenza sehen zu können, und als ich meinen Dank hiefür selbst abstattete, erwies er mir die Ehre, mich zu begleiten.

Gegen 10 Uhr Morgens fuhren wir von Vicenza ab, nachdem ich zuvor in der alten Stadt die merkwürdigen und schönen Bauwerke Palladio's gesehen, mit welchen dieser große Architekt seine Vaterstadt so schön geschmückt hat. Man sieht hier, was gute Vorbilder vermögen, denn auch die meisten später entstandenen Gebäude haben an-

genehme und edle Formen und zeigen die vortreffliche Schule des großen Baumeisters. Vicenza ist überhaupt eine sehr angenehme und hübsche Stadt. Die Straßen sind gerade und reinlich, die öffentlichen Plätze groß und mit schönen Bauwerken umgeben, und dabei liegt Vicenza in einer fruchtbaren, wasserreichen, herrlich angebauten Gegend an den Ufern des Bachiglione, der mit seinem klaren schönen Wasser bei den alten, mit Epheu bedeckten Stadtmauern vorbeifließt und dort zwischen alten Gebäuden mit schönen Brücken und zerfallenen Mauern die malerischsten und schönsten Ansichten bildet.

Die Gegend, in welcher Vicenza liegt, ist der Garten von Venedig und verdient diesen Namen mit Recht. Aber nicht bloß die Vegetation, auch die Menschen sind hier schön. Berühmt waren von jeher namentlich die Mädchen von Vicenza wegen ihrer Schönheit, doch vertraute mir mein Kellner mit einem tiefen Seufzer, daß seit der Zeit, wo die fremden Legionen unter Durando hier gehaust, manche Schönheit verblüht und manche Schöne mit dem abziehenden Heer verschwunden sei. Ueberhaupt kam mir die Stadt etwas verödet vor, was nach dem gewaltigen und blutigen Schlag, den die Oesterreicher im vorjährigen Feldzug hier gegen die Piemontesen und ihre Verbündeten ausführten, nicht zu verwundern ist. Klang doch damals die Einnahme von Vicenza und die Erstürmung der stark verschanzten Anhöhen der Monti Bericci wie eine Fabel. „Dort werden die österreichischen Divisionen Halt machen," hieß es, „hier wird ihr keckes Stürmen nicht gelingen." Da kam aber der alte Marschall, und seine braven Truppen erstiegen an einem schönen Vormittag diese Anhöhen mit ihren fürchterlichen Verschanzungen, nahmen eine Batterie nach der andern im Sturmschritt und hatten die ganze Position erobert, ehe man sich dessen versah.

Die Anhöhen, welche die Stadt auf einer Seite umschließen, die Monti Bericci, erheben sich aus den herrlichen Fluren der Vicentinischen Ebenen und bilden eine malerische Gruppe von Hügeln und leichten Bergen. Ihre Ausdehnung von ihrem nördlichen Fuß, an welchem Vicenza liegt, bis zu dem Fuße nach Süden beträgt ungefähr

zwei und eine halbe Stunde; von Ost nach West ungefähr anderthalb Stunden. Die unteren Abhänge sind gut angebaut, und auf den Höhen sieht man kleine Dörfer, Höfe und Casinen, zu welchen schmale, enge und steile Fahrwege führen, die das ohnehin schon durch Schluchten zerschnittene Terrain noch schwieriger machen. Hier hatte sich General Durando seit dem 23. Mai vorigen Jahres fürchterlich befestigt. Auf diesen Monti Bericci waren alle Vorsprünge, welche die Ebene beherrschen, mit sehr festen, soliden Werken und mit Batterien vom schwersten Kaliber versehen. Geschütze und Munition hatte man mit der Eisenbahn von Venedig kommen lassen. Die Batterien lagen etagenförmig über einander und unterstützten das Kloster und die Kirche Madonna del Monte, welches äußerst massiv erbaut zu einer kleinen Festung umgeschaffen und, als ein Hauptschlüssel der ganzen Vertheidigung, mit den besten Truppen, mit Schweizern, besetzt war. Seitwärts dieses Klosters, wo sich die Berge etwas höher erheben, fingen die Verschanzungen wieder an und erstreckten sich bis zu dem höchsten Gipfel, wo auf einer kegelförmigen, einzeln stehenden Spitze „zur schönen Aussicht“ ein sehr festes Blockhaus aufgeführt war, welches in der Verlängerung des einzigen, breiten Wegs, der über diese Höhen führt, so stand, daß man denselben vom Blockhaus aus sehr wirksam mit Kartätschen bestreichen konnte. Alle diese Verschanzungen waren außerordentlich fest und umfangreich und aus allem möglichen Material gebaut, eine wahre Musterkarte von Batterien. Neben Schanzen von Faschinen und Erde war an einem steilen Abhang eine Sandsackbatterie erbaut, welche den untern Theil des eben erwähnten Weges Verderben drohend beherrschte.

Nachdem ich diese Befestigungen gesehen — sie waren zum größten Theil, obgleich zerstört und zerschossen, noch vorhanden — so begriff ich vollkommen, wie sich die österreichischen Offiziere am Tage nach der Einnahme auf's Höchste verwunderten, wie es eigentlich möglich gewesen, diese Stellung einzunehmen. Die Bergwände, welche von den Oesterreichern zu erstürmen waren, sind mit Steingerölle bedeckt,

zerklüftet und mit niederem Strauchwerk versehen, das wenig Deckung gegen die feindlichen Kugeln bietet und nur das Vordringen erschwert.

Außerdem befand sich die Stadt selbst noch in einem Achtung gebietenden Vertheidigungszustande. Ueber zweihundert Barrikaden sperrten die Gassen, alle Brücken waren abgebrochen, das Pflaster aufgerissen und jedes Haus so zu sagen zu einer Festung gemacht. Neben einer fanatisirten Bevölkerung befanden sich überdieß bei 15,000 Mann Truppen in der Stadt. Kurz die Piemontesen hatten Behufs der Vertheidigung nichts versäumt und glaubten nicht, daß es den Oesterreichern möglich sein werde, Vicenza zu erobern. General Durando, der Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen, erklärte öffentlich, es sei unmöglich, Vicenza in kurzer Zeit und ohne die größten Verluste zu nehmen, selbst wenn 200,000 Oesterreicher es angreifen würden. Doch sollte er bitter enttäuscht werden. Die Italiener sind keine Spanier und Vicenza sollte kein Saragossa werden.

In einem leichten Wagen mit zwei guten Pferden bespannt, fuhren wir den Monte Berico hinauf und der freundliche Oberst zeigte mir jede Position und erklärte mir mit der Sachkenntniß seines Standes den Verlauf der Schlacht. Die Brigade des General Culoz hatte die Ehre der gefährlichsten Stellung und des ersten Angriffs. Sie war auf den Höhen bei Arcugnano aufgestellt, um auf deren Rücken vorgehend die Verschanzungen oben anzugreifen und in erster Linie das starke, oben erwähnte Blockhaus zu nehmen. Das erste Armeecorps war unten im Thal bei Longara und Debba am rechten Ufer des Bachiglione aufgestellt, sein rechter Flügel sollte gegen die Stadt vorgehen, sein linker die Höhen des Monte Berico langsam erklimmen und sich mit der Brigade Culoz in Verbindung setzen. Die Brigade Wohlgemuth auf dem linken Ufer des Bachiglione sollte von Secula her vorrücken, um mit dem zweiten Armeecorps die Verbindung zu unterhalten. Dieß zweite Armeecorps, welches auf der Straße von Padua stand, hatte die Bestimmung, die Stadt von der Ostseite anzugreifen. Man sieht aus dieser Disposition, daß die Oesterreicher die Stadt in einem großen

Halbkreis eingeschlossen hatten, dessen rechter Flügel sich unten im Thale, der linke auf den Anhöhen bei Arcugnano befand.

Wir fuhren bis auf die Spitze des Berges, wo eine prachtvolle Villa, die Casa Ramboldo, mit einer herrlichen Aussicht nach allen Seiten hin, einsam und trauernd in einem jetzt stillen und melancholischen Garten liegt, umgeben von hohen Fichten und dunkeln Pinien. Das Haus war verlassen und nur von einem Aufseher bewohnt. Es hatte bei dem Kampfe, welcher hier begann, nicht so viel gelitten, als man wohl glauben könnte. In dem schönen Garten mit seinen Blumenbeeten, mit Teichen voll stillen Wassers, mit Brücken und feinen Kieswegen, herrschte tiefe Stille. Kein seidenes Kleid rauschte zwischen den Laubgängen und kein menschlicher Laut störte die ländliche Ruhe. Der Wind rauschte durch die Pinien und hoch über uns stieß zuweilen ein Raubvogel einen kurzen gellenden Schrei aus! — Auch die Berge vor uns lagen wie in tiefem Schweigen erstarrt nach all dem Schrecklichen, das sie vor nicht langer Zeit erlebt, und dem Traurigen, was sie in ihrem Schooße bargen: — wir sahen an vielen Orten große Gräber der hier gefallenen Krieger. Von hier aus soll des Morgens der Anblick der kämpfenden Armeen ein herrlicher gewesen sein. Das Wiederhallen des Geschützes in den Bergschluchten, das Aufblitzen aus den Batterien, der Pulverdampf, der in den verschiedenartigsten Formen über dem grünen Strauchwerk herdrang; das Hurrah der angreifenden Jäger, welche an den Abhängen vertheilt unaufhaltsam vordrangen, und dazu die weite Aussicht auf das Thal, wo im Sonnenschein die Bajonnette der österreichischen Truppen in langen Reihen blitzten und wo der schwarze Adler im gelben Feld munter flatterte; weiter hinaus gegen Venedig aber die schöne fruchtbare Ebene, wie im tiefsten Frieden mit wallenden Korn- und Reisfeldern, mit Rebgeländen und immer grünen Olivenbäumen reich bepflanzt.

Casa Ramboldo wurde schon vor Tagesanbruch durch Oberst Hahne von den Oesterreichern genommen. Vor sich hatten die tapfern Truppen den breiten Weg, der an mehreren Stellen abgegraben war und

auf welchen das in der Verlängerung desselben gelegene Blockhaus einen furchtbaren Kugelregen aussprühte; rechts und links warf sich die tapfere Infanterie (Latour und Oguliner) in die Gebüsche an der Straße und ging im Sturmschritt vorwärts. Das Blockhaus wurde mit Raketen in Brand gesteckt und alsdann von der Infanterie erstürmt. Wie freudig mag es dem Feldmarschall und der Armee in der Ebene, wie traurig aber den Italienern zu Muth gewesen sein, als sie auf der Spitze des Berges die grauen Rauchwolken des brennenden Blockhauses erblickten. Die Erstürmung desselben war ein schöner Anfang des glorreichen Endes und dem General Durando mögen diese Rauchwolken mit dem Blitzen der Geschütze als ein Verderben verkündendes Gewitter erschienen sein, das anfing sich über Vicenza und seinem Haupte zu entladen.

Ueber den Verlauf dieses Kampfes schreibt der Berichterstatter über: „die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahr 1848“ (ein gediegenes Werk) Folgendes:

„Es trat nun eine Pause ein, weil dem Feldmarschall ein vereinzeltes Vordringen der Brigade Culoz, bevor der combinirte Angriff aller Corps erfolgen konnte, nicht räthlich schien. Dieser General erhielt gleichzeitig einige Verstärkung an Truppen und Geschütz. Des Feldmarschalls Anordnungen waren auf möglichste Schonung der Truppen berechnet, seine überlegene Artillerie hauptsächlich sollte die Bezwingung des Feindes erwirken. Er verfügte sich persönlich auf einen Hügel in der Nähe des Monte Berico und hielt den linken Flügel so lange zurück, bis die mit einer großen Linksschwenkung verbundene Vorrückung des rechten Flügels vollzogen war und der letztere auf allen Punkten im Gefechte stand. Erst um zwei Uhr Nachmittags eröffnete General Culoz das Feuer seiner Geschütze gegen die Verschanzungen des Monte Berico.

Diesen Angriff unterstützte die zur Rechten gegen die Villa Rotonda sich bewegende Brigade Clam. Nachdem das Geschütz- und Plänklerfeuer eine Stunde angehalten hatte, unternahmen die Schwei-

zer einen kühnen Ausfall vom Monte Berico gegen den Monte di bella vista und näherten sich der österreichischen Stellung bis auf fünfzig Schritte, allein eine Kartätschenlage und das gleichzeitige Heranrücken des zehnten Jägerbataillons, so wie der Regimenter Latour und Reisinger nöthigte sie zum Rückzug. Die römischen Civicisten ergriffen zum größten Theil die Flucht oder versteckten sich in Häusern und Kellern. Das zehnte Jägerbataillon erstürmte den Monte Berico, Hauptmann Jablonski war der erste auf der Schanze. Die Oesterreicher, schreibt ein päpstlicher Schweizeroffizier, schlugen sich äußerst tapfer, besonders sah man ihre Offiziere mit der größten Todesverachtung kämpfen.

Nun war zunächst das Kloster Madonna del Monte zu behaupten, allein den Schweizern wurde befohlen, sich nach der Stadt zurückzuziehen. Murrend gehorchten sie, doch wurden noch der Thurm und vereinzelte Häuser vertheidigt, aber vom nachdringenden Feinde erstürmt. Unter den erwähnten Säulenhallen setzten sich die Schweizer auf's Neue, allein da nun auch die Brigade Clam nach Erstürmung der Villa Rotonda ihre linke Flanke bedrohte, zog man die Truppen gänzlich nach der Stadt zurück.

Auf dem linken Ufer des Bachiglione erschwerte den Angriff die dichte Cultur, welche den Kanonen die Zielpunkte verbarg und die Wirkung des Horizontalschusses schwächte. Es ließ sich daher einzig vom Wurfgeschütz ein befriedigendes Ergebniß erwarten. In dieser Voraussicht hatte man in Mantua eine Batterie von vier Mörsern ausgerüstet, welche jetzt gute Dienste leisteten. Ohne alle künstliche Deckung gegen den feindlichen geraden Schuß wurden sie im Beisein des Obersten Stwrtnik auf offenem Felde nur auf fünfhundert Schritte von der feindlichen Linie aufgestellt (eine Arbeit, die nicht so leicht vor sich geht, wie das Auffahren von Feldkanonen) und warfen noch im Laufe des Abends neunzig Bomben in die Stadt. Noch schwieriger war die Aufgabe der auf dieser Seite von dem General Fürst Friedrich Liechtenstein vorgeführten Infanterie. Bei der Paduanischen Vorstadt wehr-

ten ein Erdwall und die neben demselben befindlichen durch einen tiefen Graben und starken Verhau geschützten Häuser dem Vordringen der Oesterreicher und die zwischen dieser Vorstadt und derjenigen von Santa Lucia gelegene Linie war neben verschiedenen Schanzen und Gebäuden durch einen breiten nassen Graben geschützt, durch welchen die Jäger des achten Bataillons und die Ungarn von Franz Karl im Sturm unversehens aufgehalten wurden. Nur mit empfindlichem Verlust zogen sie sich aus dieser Lage. Die Vorstadt Santa Lucia selbst griff Generalmajor Fürst Wilhelm Taxis an und bemächtigte sich einiger Häuser, allein die Barrikaden, welche zwei Compagnien Schweizer besetzt hielten und das nächstgelegene Seminar blieben im Besitz der tapfern Vertheidiger und die heldenmüthigen Anstrengungen der Regimenter Kaiser und Haugwitz erreichten nichts mehr als die Wiedereinnahme einiger anstoßenden Häuser, aus welchen sie der entschlossene Feind nach dem ersten Angriff verdrängt hatte.

Bald nach dem Verlust des Monte Berico wehte von mehreren Thürmen der Stadt die weiße Fahne. Auch an einigen Barrikaden wurde sie aufgepflanzt, von den Schweizern aber sogleich heruntergerissen. Um Mitternacht jedoch erschienen Parlamentäre bei den österreichischen Vorposten, um im Namen Durando's wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln.

Die Capitulation wurde am 11. Juni um 6 Uhr früh unterzeichnet. Sie lautete dahin, daß die päpstlichen Truppen in der Mittagsstunde ihren Abzug über Este und Rovigo nach dem Po anzutreten hatten, und sich verpflichteten, drei Monate nicht gegen Oesterreich zu dienen. In Betreff der Einwohner gab der Feldmarschall das Versprechen, sie in Beziehung auf das Vorgefallene nach den wohlwollenden Grundsätzen seiner Regierung zu behandeln."

„Die Oesterreicher," schreibt ein päpstlicher Schweizeroffizier, „behandeln unsere Verwundeten nicht wie Feinde, sondern wie Brüder, und gemeine Soldaten haben nach ihrer Heimkehr zu erzählen gewußt,

wie der Feldmarschall in Person den Spital besucht und sie freundlich getröstet habe.“

Noch am Abende des 11. Juni brach General Culoz nach Verona auf, am 12. in der Frühe folgte das erste Armeecorps ihm nach. Der Feldmarschall eilte dem letzteren persönlich dahin voraus. Das zweite Armeecorps blieb einstweilen in Vicenza.

Das Defiliren der abziehenden italienischen Besatzung von Vicenza, Schweizer, Piemontesen, Römer, Linientruppen und Freischaaren durcheinander soll, namentlich was die letztern anbelangt, ein ganz ergötzlicher Anblick gewesen sein. Der alte Marschall hatte sich mit seinem Generalstabe vor das Thor gegen Verona aufgestellt und ließ die feindlichen Truppen bei sich vorüberziehen. Zuerst kamen die Schweizer, sodann die Artillerie, und ihnen folgte die reguläre Infanterie, dann die Guardia Civica von Rom, Bologna 2c., Crociati und Freischaaren, und, da das Schönste immer zuletzt, so machte den Beschluß ein Corps Amazonen — zum Theil sehr hübsche Mädchen — mit Schwertern umgürtet und Blicke auf die österreichischen Truppen werfend, als wollten sie den siegreichen Feind damit vernichten. Als dieses Corps der Rache vorbei marschirte, lächelte der alte Marschall und eine große Heiterkeit bemächtigte sich der ganzen Umgebung.

Unter der Besichtigung dieses denkwürdigen Schlachtfeldes, unter den interessanten Mittheilungen meines gütigen Begleiters war die Zeit schnell in angenehmster Weise dahingeeilt. Es war Mittag geworden, als wir nach Vicenza zurückkehrten, und unterdessen hatte sich für mich eine herrliche Gelegenheit gefunden, nach Mestre zu kommen. Es ging nämlich um zwei Uhr auf der Eisenbahn ein Convoi mit einem großen Pulvertransport zu dem Belagerungsheer, dem ich mich anzuschließen die Erlaubniß bekam. Die Zeit bis zur Abfahrt benutzte ich zu einem sehr soliden Frühstück und besuchte zu dem Ende die berühmte Restauration Alletre Carrofoli, die beste in Vicenza, ja vielleicht in ganz Italien.

Vor zwei Uhr ging ich zur Eisenbahn und fand da, von Mai-

land angekommen, die Erzherzoge Franz Karl und Leopold, so wie den Herzog von Württemberg und mehrere andere Offiziere, welche ebenfalls an der Belagerung von Malghera Antheil nehmen wollten. Unter ihnen befand sich zu meinem großen Vergnügen Oberst Schlitter, so wie auch der Oberst Baron Reischach, Commandeur von der Prohasca-Infanterie. Wir fuhren ab, ließen die Monti Bericci hinter uns und glitten mit Windeseile durch die weite Ebene, die sich von hier bis zu den Lagunen von Venedig erstreckt. Rechts sahen wir neben uns das berühmteste Bauwerk Palladio's, die Villa Rotonda, deren Anblick mir um so interessanter war, da sie im Kampfe von Vicenza von den Sweizern hartnäckig vertheidigt und von dem tapfern Oberst Reischach, der mit uns im Wagen war, an der Spitze seiner braven Infanterie genommen wurde. Der Oberst holte sich hier eine starke Verwundung, aber auch als wohlverdienten Lohn — das Theresienkreuz.

Nach einer Stunde erreichten wir Padua und bemerkten bald darauf am Horizont, daß wir uns einer belagerten Festung näherten. Hie und da stieg weißer Pulverdampf auf und ein dumpfer Schuß dröhnte von dem Fort Malghera herüber. Als wir näher kamen, bemerkte man deutlich, daß sie mit schweren sechzigpfündigen Bomben nach Mestre warfen. Bald sah man eines der schweren Geschoße zu unserer Seite in den Boden hineinschlagen und die Gewalt der platzenden Kugel warf die Erde hoch empor; bald zersprang eine Bombe in der Luft und man hörte einen dumpfen Knall und hoch über uns, an der Stelle, wo die Kugel zersprungen, schwebte eine schwarze compacte Rauchwolke, die erst nach einiger Zeit vom Winde langsam verweht wurde. Da die Eisenbahnstation von Mestre den feindlichen Schüssen zu sehr ausgesetzt war, und die Kugeln oftmals weit darüber hinausschlugen, so machte der Convoi diesseits desselben, bei dem letzten Telegraphenthurm vor Mestre, Halt, wo wir dann ausstiegen.

XXIII.

Mestre. Straßenleben. Feldmarschallieutenant Haynau.

Es war ein etwas trüber, nebliger Tag und nur aufmerksam gemacht durch den Blitz und Pulverdampf sah man das Fort Malghera in unbestimmten Umrissen. Mestre, das kleine Städtchen, lag dicht vor uns, aber statt der langen Waarenzüge, die in früheren Zeiten zu allen Stunden des Tages mit Obst und Gemüse beladen, nach Mestre zogen, um die jenseits gelegene Königin des Meeres, die stolze Venezia, damit zu versehen, erblickte man heute nach allen Seiten nichts als Militär mit Transporten oder Belagerungsarbeiten beschäftigt. Dort zogen lange Reihen von Wagen, meist mit Ochsen bespannt und fuhren Reisig und Baumzweige, aus welchen Faschinen und Schanzkörbe angefertigt wurden. Ihnen folgten große Züge Munitionswagen und Artilleristen mit ledigen Pferden, welche Geschütze von einem Ort zum andern gebracht. Quer die Felder durchschneidend, kamen von den außerhalb des Orts liegenden Häusern große Haufen Infanterie, aber ohne Waffen. Sie hatten den langen grauen Mantel an, und die Holzmütze auf dem Kopfe. Ihre dunkeln, broncefarbenen Gesichter zeigten an, daß es Croaten seien, so wie die Schau-

feln und Hacken, daß sie zur Schanzarbeit gingen. Einzelne Ordonnanzen ritten dazwischen durch und Offiziere des Geniecorps und der Artillerie sprengten mit ihrem Gefolge über Wiesen und Gräben und ritten hinaus zu den angefangenen Werken, um sie in Augenschein zu nehmen. Das alles zusammen bot ein lebendiges militärisches Bild von ganz anderem, ungleich ernsterem Charakter, als ich es früher beim Bivouak, ja sogar bei der Schlacht gesehen. Im Gewühl der Schlacht rollen die Trommeln, knallen Gewehrschüsse, lustiges Hurrah der Angreifenden ertönt, Cavallerie klirrt und rasselt vorbei, die Pferde schnauben, die Reiter glänzen, Staubwolken fliegen auf, zwischen ihnen durch strahlen tausende von Bajonetten und über allem das Flattern der bunten Fahnen im frischen Winde. Hier dagegen von allem dem nichts: es glänzt kein Säbel und keine Bajonettspitze, rings umher tiefe Ruhe, eine unheimliche Stille, nur unterbrochen durch die dumpfen Schüsse aus der Festung oder das Sausen einer Granate, die zufälliger und unangenehmer Weise etwas nahe kommt. Der Soldat marschirt schweigend dahin, er darf nicht singen oder Hurrah rufen, um den Feind in der Festung nicht unnöthiger Weise aufmerksam zu machen, und der ganze Trupp, der dort hinaus zur Arbeit zieht im Mantel, dessen graue Farbe nicht vom Weiß des Lederzeugs unterbrochen wird, sieht aus, als zöge er zu einer Leichenfeier, zu einem Begräbniß. Dieß ist denn in der That auch der richtige Ausdruck, denn die Offiziere und Soldaten, welche in die Tranchéen oder zum Batteriebau beordert sind, müssen immer der Kugel gewärtig sein, sie können sich nicht dagegen schützen, sie graben sehr häufig ihr eigenes Grab und das ihrer nachfolgenden Kameraden, die vielleicht in den tiefen Laufgräben von der Vollkugel darniedergestreckt oder von der Granate zerrissen werden.

Einzelne solcher armen Blessirten wurden zur Eisenbahn hin uns entgegengetragen, um mit dem zurückkehrenden Convoi auf die sanfteste Art in das große Militärhospital nach Padua gebracht zu werden. Die Eisenbahn war überhaupt von großem Nutzen für die Belagerer,

sowohl um Verwundete, als auch Truppen zu transportiren und um Baumaterialien, Pulver, Kugeln, Geschütze von den Festungen Verona und Mantua zu beziehen. Auf unserem Wege nach Mestre — der Telegraphenthurm, wo der Convoi hielt, liegt ungefähr eine kleine halbe Stunde vor dem Ort — kamen wir bei dem großen Artilleriepark vorbei, der auf der Landstraße aufgefahren war. Die Felder um Mestre waren durch Regen und durch Nachbarschaft der Lagunen so mit Wasser getränkt, daß die schweren Geschütze dort unfehlbar eingesunken wären und deßhalb hier auf der festen Straße aufgestellt werden mußten. Hier war eine Gesellschaft schöner Stücke beisammen; neben schwarz und gelben Laffetten sah man dunkelblaue piemontesische, von dem bekannten Geschützpark aus Peschiera, unter ihnen die berühmten sechs Apostel, schöne, schlanke, metallene Zweiunddreißigpfünder, die einen guten Effekt versprachen, sobald ihnen gestattet würde, ihren metallenen Mund aufzuthun.

Im Ganzen waren hier: 14 Stück sechzigpfündige Mörser, 31 Stück vierundzwanzigpfündige Kanonen, 10 Stück achtzehnpfündige Kanonen, 8 Stück lange Haubitzen, 7 Stück schwere Paixhans, 6 Stück zweiunddreißigpfündige Kanonen, 4 Stück kurze schwere Haubitzen und 3 Stück Zwölfpfünder.

Man begreift leicht, daß Mestre mit Soldaten überfüllt war, da in dem kleinen Ort und den umliegenden Höfen 25,000 Mann zusammengezogen waren. Selbst vor dem kleinsten Hause, an welchem wir vorbeikamen, sah man eine Menge Soldaten sitzen, und wo irgend ein ansehnliches Gebäude war, sah es aus, wie vor einer Caserne. Das Lederzeug hing am Fenster und oben wurde geputzt und angestrichen, unten aber saßen die Soldaten, auch hier meistens von den Grenzregimentern, in langen Reihen und ruhten von der Arbeit aus oder bereiteten sich vor, mit der Dämmerung in die Laufgräben hinauszugehen. Die meisten Einwohner waren theils vor der übergroßen Einquartirung, theils vor den Kugeln aus Malghera, die schon jetzt

auf verschiedenen Punkten in die Stadt einschlugen, mit ihren Habseligkeiten geflüchtet; deßhalb waren wir Neuangekommenen, mit Ausnahme der Erzherzoge, was unser Unterkommen anbetraf, in ziemlicher Ungewißheit. Der Oberst Schlitter nahm sich meiner, wie gewöhnlich, freundlichst an, und wir beschloßen, der Reihe nach in den Häusern am Wege, nach einem bescheidenen Plätzchen für uns zu forschen. Lange suchten wir vergebens und wo wir ein anständiges Haus sahen und auf Aufnahme darin hofften, war es schon besetzt.

Endlich fanden wir im Orte selbst eine gastliche Thüre, gutwillige freundliche Hausleute, die uns wenigstens für die Nacht ein Unterkommen versprachen. Sie hatten in ihrem Hause noch zwei Zimmer unbesetzt, welche unter den gegenwärtigen Umständen, was Reinlichkeit und Bett anbelangt, unsere kühnsten Erwartungen übertrafen. Ich hatte sogar einen Lehnstuhl in meinem Zimmer. Diese Gemächer waren allerdings für ein Paar höhere Offiziere bestimmt, die erwartet wurden, doch, so lange dieselben nicht ankamen, konnten wir da bleiben. Das Haus hatte einen kleinen hübschen Garten mit einigen zertretenen Blumenbeeten, mit Rebgängen und sogar einigen großen weißen Töpfen, in welchen Aloen und Orangen wuchsen. Hinter dem Garten war der Kanal von Mestre, über uns ein schöner tiefblauer Himmel, und so waren wir vor der Hand aufs Allerbeste eingerichtet.

Wie hatte sich Mestre geändert, seit ich diese kleine Stadt nicht mehr gesehen! Die Jahreszeit war damals keine freundlichere als jetzt; denn es war zu Beginn des Winters, und es sproßte weder Grün an den Bäumen noch auf den Feldern und Wiesen; aber ein lebhafter Handelsverkehr herrschte auf den Straßen des Städtchens. Bauern aus der ganzen Umgegend, an ihren verschiedenartigen Costümen kenntlich, standen in Gruppen beisammen, dazwischen Kaufleute aus Venedig, Gondelführer, Weiber, Kinder, und Alles das handelte und lärmte und schrie durcheinander. Dazwischen fuhren langsam große Wagen mit Fischen beladen, mit Früchten und Gemüsen aller Art, und Alles das wurde von den Karren in die großen Marktboote gela-

den und hinausgerudert in das Wasser, weit hinaus bis zu der schönen Stadt, die, inmitten der stillen Fluthen thronend, diesen Tribut von dem umliegenden Land verlangt und zu ihrer Erhaltung nothwendig braucht. Welche Menge kleiner schwarzer Gondeln lag damals hier beisammen, und man hatte die Auswahl unter zwanzig bis dreißig, und warf sich in die schwellenden Kissen, vergnügt, bald nach Venedig zu kommen. Der Gondolier trieb sein Schifflein durch die dicht zusammengedrängte Masse von Fahrzeugen aller Art und fluchte halblaut und auch wohl recht laut, je nachdem ihn eine andere Gondel berührte, oder ein großes schmutziges Marktschiff streifte. Bald war man im freien Wasser des Kanals von Mestre und die Gondel schoß wie ein Delphin dahin. Nach einer kleinen halben Viertelstunde wandte sich der Gondolier um, zeigte auf einige Erdwerke rechts und links oder auf einen österreichischen Soldaten, der da oben stand, Gewehr im Arm, und sich die Vorüberschiffenden neugierig betrachtete, und sagte: Malghera. So, das ist Malghera, das Hauptfort, der Brückenkopf von Venedig. Man fuhr gleichgültig durch die Werke, sah Pallisaden und Schießscharten und vergaß im nächsten Moment beim Anblick der weiten Wasserfläche, in welche man nun hinausruderte, das Fort wieder.

So damals — nicht so heute.

Die erste Nacht unseres Aufenthalts hatten wir alle recht gut geschlafen; nur zuweilen wurde ich aufgeschreckt durch einen Schuß aus Malghera, der dumpf herüberkrachte und die Fensterscheiben erzittern ließ. Als ich am andern Morgen die hölzernen Läden meines Fensters öffnete, strahlte mir ein entzückend schöner Frühlingstag entgegen. Die Sonne glänzte und spiegelte sich auf dem Kanal zu meinen Füßen und warf einen goldenen Schimmer auf die saftig grünen Reis- und Fruchtfelder. Die Luft war klar und blau, und der Rauch aus den Schornsteinen so wie aus den Feldern, wo die Wachtfeuer munter brannten, stieg kerzengerad in die Höhe. Die Feldtoilette war bald in Ordnung, und ich ging in das Kaffeehaus auf dem Marktplatz der

Stadt, nachdem ich vorher einen kleinen Gang durch verschiedene Straßen gemacht. Wie war hier Alles verändert! Von den Einwohnern war fast niemand mehr zurückgeblieben, und aus den Fenstern, die nicht verschlossen waren, blickten Offiziere und Soldaten heraus. Auf den Straßen sah man ebenfalls nur Militär, in Trupps beisammen stehend oder vorübermarschirend oder kleine häusliche Arbeiten verrichtend. Nur wenige öffentliche Anstalten der Stadt waren als Ausnahme von der Regel des Augenblicks von ihren Besitzern nicht verlassen. Es waren dieß zwei oder drei Kramladen, das Café und der erste Gasthof der Stadt. Die beiden letzteren Anstalten mußten, wie man sagte auf Befehl des Commandirenden, in vollkommen solidem Stand fortgeführt werden. Natürlich brauchte der Wirth nur gegen gute Zahlung und nur das zu liefern, was ihm aus der Umgegend herbeigeschafft wurde; doch fehlte es für die Offiziere nie am Nothwendigsten. Im Café hatte man Morgens seinen guten Kaffee, weiß oder schwarz, wie man es verlangte, auch Brod dazu, und zweierlei Cigarren, sogenannte Havannah und Rattenschwänze. Im Gasthaus gab es beständig nach der Karte zwei- bis dreierlei Fleisch, Gemüse oder Mehlspeise und Salat. Die Zubereitung ließ aber viel zu wünschen übrig, und was die Reinlichkeit anbelangte, so mußte man beide Augen zuschließen. Der Koch dieses Etablissements hatte begreiflicher Weise eine gewaltige Furcht vor den schweren Bomben, die zuweilen in die Stadt einschlugen, und dieser Ehrenmann konnte einigemal nur durch eine Wache, die man ihm beigab, vermocht werden, nicht bei Nacht und Nebel durchzugehen. Aber er sowohl wie der Wirth ließen sich Angst und Schrecken gehörig bezahlen, und man dinirte hier theurer als in der besten Trattori zu Mailand.

Vor dem Kaffeehaus waren schon in aller Frühe eine Menge Offiziere der verschiedensten Waffenarten und Regimenter beisammen, namentlich von den Grenzregimentern, aus welchen der größte Theil des Belagerungscorps bestand, sah man eine große Anzahl. Sie zeichnen sich von den Infanterieregimentern dadurch aus, daß ihre Waffenröcke

statt weiß von dunklem Tuch sind. Außer ihnen sah man viele Offiziere der steyerischen freiwilligen Schützen mit der weißen Spielhahnfeder auf dem grauen Tyrolerhute; ferner Offiziere des Generalstabs der Artillerie, namentlich aber des Geniecorps, welche letztere hier außerordentlich schweren Dienst hatten. Von zwölf zu zwölf Stunden sollten sie abgelöst werden, waren aber oftmals von 48 Stunden 36 im Dienst, und in welch anstrengendem Dienst! Oft Tage lang im Wasser und Schlamm stehend, immer bei den vordersten Arbeitern wußten diese braven Offiziere durch ihr Beispiel den Muth ihrer Leute aufrecht zu erhalten und die Arbeiten mit einer Ausdauer fortzuführen, die ans Wunderbare grenzte. Sie hatten sich auch hiezu mit zweckmäßigen Anzügen versehen, und während sie der graue sehr praktische Paletot von oben gegen den Regen sicherte, waren sie unten einigermaßen geschützt durch große Wasserstiefel, welche bis über das Knie reichten. Wenn aber die Arbeit vorüber war und man sich im Café versammelte, war Alles heiter und guter Dinge.

Ueberall in Italien ist das Café der Vereinigungspunkt der Offiziere der Garnison, um so mehr hier, wo es keine andere Zerstreuung gab und wo fast alle Truppen, welche in die Laufgräben beordert waren, hier vorbei mußten. Stillschweigend in grauem Mantel und Holzmütze marschirten die Abtheilungen hin und her, den Ausziehenden wurden freundliche Grüße nachgerufen — „Auf Wiedersehen! — „Seid's fleißig!" — den zurückkehrenden drückte man die Hand und ließ sich schnell erzählen, wie es draußen bei den Belagerungsarbeiten stände. Wagen mit Munition, Schanzzeug und Kugeln beladen zogen in langen Reihen durch, um theils ihre Ladungen den Arbeitern zuzuführen, theils dieselben in den schon fertigen Pulverkammern unterzubringen. Artillerieoffiziere ritten hin und her, steckten sich bei dem Café ihre Cigarren an und erzählten von merkwürdigen Schüssen, die draußen geschehen. Man kann sich leicht denken, wie gespannt man auf den Tag war, an welchem unsere Batteriebauten beendigt sein würden und die österreichische Artillerie die ewigen Neckereien

aus Malghera beantworten könnte; doch war bis dahin noch viel zu thun, und wer das Terrain um Malghera kennt, wer die sumpfige Niederung gesehen hat, in welche man Parallele und Laufgräben einschneiden mußte, der kann sich einen Begriff machen von der Mühseligkeit dieser Arbeit.

Malghera, welches westwärts von Venedig liegt, wurde von den Franzosen angelegt, und seine Befestigung von den Oesterreichern vervollkommnet, aber nicht ganz beendigt. Es hängt, vielleicht in der Hälfte seiner Umgebung, mit dem festen Lande zusammen, während die andere Hälfte an die Lagunen stößt. Das Fort besteht aus einem Fünfeck mit starken Erdwällen und Wassergräben, welche von dem Wasser der Lagunen angefüllt sind. Im Innern befinden sich zum Schutz der Mannschaft bombenfeste Kasernen. Die Vertheidigung Malghera's wird unterstützt durch verschiedene Außenwerke, nämlich an der Südseite durch das starke Fort Rizzardi, östlich durch eine Sternschanze und auf einer Insel in den Lagunen gelegen durch das Fort San Giuliano.

Schon am 20. April sollte die Eröffnung der Laufgräben beginnen, und sollten dieselben von der Chaussee nach Padua eingeschnitten werden. Es hatte aber vorher einige Wochen lang fast unaufhaltsam geregnet, und das ohnehin feuchte Terrain war hiedurch so mit Wasser getränkt, daß es eine Unmöglichkeit war, sich einzugraben. Schon bei einem Fuß Tiefe kam das Wasser zu Tage, die Leute sanken in den Morast ein wie die Geschütze auf den Feldern, und zu allem dem stauten die Belagerer die Kanäle des Sile und setzten die ganze Niederung unter Wasser. Das war nun unterdessen etwas besser geworden. Schon seit mehreren Tagen herrschte schöne trockene Witterung und ein frischer Ostwind unterstützte die Frühlingssonne und half das Terrain austrocknen.

Materialien zum Batteriebau, Faschinen, Schanzkörbe, Schanzsäcke, auch die Bettungen waren theilweise vorhanden, und so standen die Sachen, als wir am 28. April nach Mestre kamen.

Die Erde war so weit trocken, daß am nächsten Tage, am 29. April, um Mitternacht die Erdarbeiten zu Laufgräben und Batterien beginnen sollten.

Der Commandirende der Belagerung, Feldmarschallieutenant Haynau, bewohnte ungefähr drei Miglien von Mestre, an der Chaussee nach Treviso, die Villa Papadopoli, eines der zahlreichen Landhäuser, welche reichen Venetianern gehören, und jetzt in Folge des Krieges leer standen oder von Offizieren und Soldaten bewohnt wurden.

Gleich vor dem Thor von Mestre fangen diese Landhäuser an und liegen da in großer Anzahl, eines neben dem andern, fast bis nach Treviso hinaus. Bald sind sie klein, bald groß, bald ein einfaches Häuschen mit einigen Bäumen, bald ein mächtiger Palast inmitten eines großen Gartens, der von Wassergräben durchschnitten und von schön gestutzten Hecken eingefaßt ist. Häufig sind die Villen mit großen Orangerien, zwischen denen Marmorfiguren stehen, versehen. Hier verbrachten die venetianischen Nobili den größten Theil der schönen Jahreszeit, und ebenso, wie sie dieselben vor Ausbruch der Revolution verließen, wohl eingerichtet, mit Allem versehen, was das gewöhnliche Leben verlangt, ja meistens mit dem größten Comfort, lagen sie heute noch da. Gewöhnlich blieb ein alter Portier zur Aufsicht da, hielt die Gartenthür fest verschlossen, und öffnete nur dann erst, wenn sich ein Quartiermacher sehen ließ, der die Räumlichkeiten in Augenschein nehmen wollte.

Papadopoli liegt ein paar hundert Schritte von der Straße ab und eine gerade Allee führt auf das ansehnliche zweistockige Haus. Dasselbe steht in einem gepflasterten Hofe, dem kein Baum, kein Strauch Schatten verleiht. Man findet dieses häufig bei den hiesigen Villen, und ich möchte den Grund hiezu nicht in dem Geize suchen, mit welchem der Italiener jeden Fußbreit Landes zur Nutzung anlegt, vielmehr glaube ich, daß sie Bäume und Sträucher von ihren Wohnungen fern halten, um das Ungeziefer zu vermeiden, das sich in dem

Grün gewöhnlich ansiedelt. Die Villa liegt ziemlich einsam, und man sah hier außer den Schildwachen nichts Militärisches.

Ich sollte hier dem Feldmarschalllieutenant Haynau vorgestellt werden, und war äußerst begierig, diesen damals schon so hochgeachteten Mann und verdienten General kennen zu lernen. Er hatte ja noch vor ganz kurzer Zeit seinem militärischen Ruhme durch die heldenmüthige Einnahme von Brescia ein neues Lorbeerblatt hinzugefügt.

Baron Haynau war ausgefahren, als wir ankamen, und wir erwarteten ihn in dem Billardzimmer, welches sich im Erdgeschoß befand. Bald kam er an, stieg aus seinem Wagen und wir gingen ihm entgegen. Während er einige Rapporte und Briefe durchlas, hatte ich Zeit, ihn mir näher zu betrachten.

Feldmarschalllieutenant Haynau ist sehr groß; er überragt um ein bedeutendes die größten Männer, welche ich neben ihm stehen sah. Dabei ist seine Figur außerordentlich schlank, ja mager, ebenso sein Kopf mit den scharfmarkirten Gesichtszügen. Er hat graue Haare, blitzende aber gutmüthige Augen, eine sehr hervorstehende Adlernase und einen selten langen grauen Schnurrbart. Derselbe ist im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bärten unter der Nase schmal und geht nach beiden Enden breit auseinander, was dem ganzen Kopfe, namentlich im Winde, wenn der Bart flattert, etwas Kühnes, ja Wildes gibt. Eigenthümlich ist bei dem langen, vollkommen proportionirten Gesicht das außerordentlich kleine und zurückfallende Kinn, welches in Verbindung mit dem freundlichen Blick der Augen den harten Ernst des Gesichtsausdrucks mildert, und ihn zwar nachdenkend, aber nicht finster erscheinen läßt. Baron Haynau ist im Umgang ein freundlicher, ja liebenswürdiger Mann; er hat durch ein bewegtes Leben viel gelernt, viel erfahren, und spricht, was sehr angenehm ist, neben dem ihm eigenen Verstand, mit vielem Humor. Auch den ernstesten Dingen weiß er in der Conversation eine heitere Seite abzugewinnen, und wenn er vom Krieg, von den Greueln der Schlacht erzählt, so fühlt man, daß er es für vollkommen nothwendig hielt, so und so zu han-

deln, daß ihm aber menschliches Elend, Kummer und Noth wohl zu Herzen geht. Leute, die ihn genau kennen, sind überzeugt, er würde sich ohne viel Worte und ebenso bereitwillig dem Wohl des Ganzen zum Opfer bringen, als er auch seinen besten Freund würde erschießen lassen, wenn es so sein müßte, nicht aber ohne im letztern Falle vielleicht im Geheimen bittere Thränen über eine schwere Pflicht zu vergießen. Baron Haynau trug den grauen Generalüberrock und einen Hut mit grünen Federn. Er nahm mich sehr freundlich und gütig auf, erlaubte mir, in Mestre und dessen Umgebung Alles anzusehen, was mir für meinen Zweck dienlich erschien, und lud mich zu Tische.

Nachmittags suchte ich den verehrten mir vom piemontesischen Feldzug her bekannten preußischen General Willisen auf, der nach Mestre gekommen war, um der Belagerung anzuwohnen. Ich fand ihn bald, und er war für mich freundlich und belehrend wie immer. Ein Gang durch Mestre, den ich ebenfalls an diesem Tag machte, zeigte mir die großen Verheerungen, die das Städtchen an der Südseite gegen Malghera betroffen. Hier, wo früher der größte Verkehr herrschte, wo auf dem Hauptkanal Gondel an Gondel lag, wo die buntbemalten Schiffe der Brenta aus- und einluden, wie war Alles hier verändert, verödet! — — Dort, wo sich ehemals an ihren Uferketten die Gondeln wiegten und jeder Gondolier dem ankommenden Fremden die seinige anpries, war heute nicht ein Schiff, nicht eine menschliche Seele zu sehen. Eine Batterie sperrte den Kanal und dessen Mündungen. Schwere Geschütze schauten auf das stille Wasser gegen Malghera, um die Stadt gegen einen Ausfall der Belagerten zu schützen. Die umliegenden Häuser, meistens geschlossen, oder auch hier und da mit zertrümmerten Fenstern und Läden, standen trauernd da, vor den Hausthüren lag zertretenes Stroh, Ueberbleibsel von Betten, welche die fliehenden Einwohner auf die Straße gezerrt, sowie alte Möbelstücke, welche ihnen nicht der Mühe werth geschienen mitzunehmen. Diese letzten Straßen der Stadt waren gänzlich verlassen, und da die Häuser derselben dem feindlichen Feuer bloßgestellt waren,

lag auch kein Militär hier. Spuren der eingeschlagenen Bomben und Kugeln sah man aber an allen Ecken. Hier war ein Dach zerrissen, dort ein Balken zerschmettert, Mauern waren umgestürzt und zwei Fensteröffnungen in eine einzige verwandelt.

Obgleich die Belagerten aus dem Fort weder auf die Arbeiter an den Laufgräben, noch auf die Stadt selbst ein regelmäßiges Feuer unterhielten, so schossen sie doch während des Tages häufig herüber, bald mit schwerem Geschütz, bald warfen sie Bomben des größten Kalibers; man konnte nicht einen Schritt auf den Straßen gehen, ohne den dumpfen Knall eines Geschützes und gewöhnlich bald darauf das Zischen einer Bombe und den Schlag, wenn sie irgend einfiel und zersprang, zu hören. Sie schienen es draußen zu wissen, daß der größte Theil der Einwohner mit ihren Habseligkeiten geflohen, denn erst am Nachmittag des Tages, von welchem ich hier rede, begann dieses heftige und nachdrückliche Schießen auf die Stadt. Was von den Leuten hier noch zurückgeblieben, waren die ganz Armen, welche leider nicht die Mittel hatten, ihre Habseligkeiten fortschaffen zu lassen, oder welche nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten. Als ich am großen Kanal stand und hinaus gegen Malghera sah, erblickte ich den lang in die Höhe gestreckten weißen Dampf aus einem Mörser, und sobald ich den Knall vernahm, sauste die Kugel auch schon in die Straße hinein. Sie fuhr mit furchtbarer Gewalt in ein nahe liegendes Haus, zersplitterte einen schweren steinernen Balkon wie man ein Glas zerschlägt, und riß ein Stück der Mauer nieder. Eine arme Frau, die ihr kleines Kind auf dem Arm hatte, stürzte, obgleich nicht getroffen, vor Schrecken zusammen, und war so außer sich und zitterte so vor Entsetzen, daß sie, als wir sie aufhoben, nicht stehen konnte, sondern von ein Paar Steyrer Freiwilligen, die bereitwilligst herbeieilten, weggeführt werden mußte.

Ein anderer Fall, der vor ein paar Tagen vorkam, war noch viel ergreifender. Eine Frau, die im Erdgeschoß wohnte, geht auf einige Augenblicke und läßt ihr kleines Kind von drei bis vier Jahren

allein im Zimmer, nachdem sie die Thüre zugeschlossen. Wie sie zurückkommt und noch wenige Schritte von ihrem Haus entfernt ist, schlägt eine Bombe in das Haus, bricht durch das Dach und durch zwei Stockwerke und schlägt brennend und zischend tief in den Lehmboden des Parterrezimmers, wo sich das kleine Kind allein befindet. Man kann sich die Angst und das Geschrei dieses armen Geschöpfes denken. Die Mutter stürzt hinzu und will das Kind aus der Stube reißen, wird aber von Leuten, die herbeieilen, mit Gewalt zurückgehalten. Die Kugel war am Ausbrennen und mußte in der nächsten Sekunde platzen, wo alsdann das Kind sammt der Mutter verloren gewesen wäre; das währte vielleicht nur zwei Augenblicke, aber welche Augenblicke der Qual; glücklicher Weise erlöschte jedoch die Kugel, ohne zu platzen, und das Kind war gerettet.

Die Soldaten der Grenzregimenter und die lustigen steirischen Freiwilligen, die in der Nähe hier herum wohnten, machten sich aber nicht viel aus den eisernen Lerchen, die den ganzen Tag um ihre Köpfe schwirrten. Das Krachen aus dem Fort kümmerte sie gar nicht mehr und wenn sie einmal ganz in ihrer Nähe ein verdächtiges Zischen vernahmen, so steckten sie wohl ihre Köpfe zum Fenster hinaus, um zu sehen, wohin das eiserne Ungeheuer eigentlich geflogen. Nach einer mäßigen Berechnung hatten die Belagerten in Malghera seit der Einschließung etwa fünftausend Schüsse gethan, durch welche österreichischer Seits zwei Mann verwundet waren. Man kann gerade nicht sagen, daß die Italiener schlecht schossen, denn die meisten ihrer Kugeln fielen nach Mestre und der nächsten Umgebung, und es war ein außerordentliches Glück, daß so wenige trafen. Viele Bomben schlugen in die Kanäle, spritzten einen hohen Wasserstrahl in die Luft und verlöschten. Ich sah eines Tages zwei Kroaten, die am Kanal vor ihrem Hause Wäsche reinigten, als eine Kugel geflogen kam und dicht vor ihnen in das Wasser einschlug, was aber durchaus keinen besondern Eindruck auf sie machte; sie sahen einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und fuhren dann ruhig fort zu waschen.

Die Belagerten auf ihren Wällen waren namentlich bei Tage außerordentlich aufmerksam auf Alles, was um sie her vorging, und feuerten augenblicklich, so wie sie ein passendes Ziel entdeckten, hauptsächlich auf Offiziere, die sich im Dienst oder aus Neugierde außerhalb der Stadt sehen ließen. Man konnte bei solchen Spaziergängen sicher darauf rechnen, die Feinde zu allarmiren, denn wenn sie nur eine Offiziersfeldmütze oder einen grauen Paletot erblickten, so zischten augenblicklich ein paar Granaten herüber. Auch auf die von Vicenza herkommenden Eisenbahnzüge (obgleich die Haltstation außer dem Bereich ihrer Kugeln lag) schossen sie von Zeit zu Zeit, freilich ohne etwas zu treffen. Die Munition kostete ihnen ja nichts; sie hatten eine erstaunliche Menge fertiger Cartonschen und gefüllte Wurfgeschosse vorgefunden, und deßhalb war es auch begreiflich, daß sie sogar auf einzelne Soldaten schossen, die zur Ablösung eines vorgeschobenen Postens gingen oder die den Kameraden etwas zu essen hinaus trugen. Bei einem ähnlichen Falle ereignete es sich kurz nach meiner Ankunft, daß ein Grenzer einen Korb mit Brod und dergleichen hinaustrug, worauf sie augenblicklich anfingen zu schießen. Jedesmal, so oft eine Kugel vorbeifuhr, setzte der Grenzer seinen Korb nieder und — zeigte ihnen hohnlachend einen unnennbaren Theil seines Körpers.

XXIV.

Aussicht vom Guelfenthurm. Bomben.

Mestre hat eine Kirche mit einem hohen aber sehr schmalen Thurm und einen andern einzeln stehenden Thurm am Ende des Marktplatzes, ein altes, massives und eckiges Gebäude mit einer Plattform, einer großen Uhr und Glocke und einer Telegrapheneinrichtung. Dieser Thurm nun war das Belvedere der Generalität und von der Plattform oben hatte man Malghera, die Lagunen und Venedig wie eine Karte vor sich liegen. Die Besteigung desselben war das einzige und größte Vergnügen, das man in Mestre genoß. Unten hatte der Thurmwächter eine kleine Schenkwirthschaft eingerichtet und mußte bis oben hinauf brennende Lampen unterhalten, damit man den Weg finden konnte. Der hölzerne Treppenbau dieses Gebäudes war sehr leicht und wenn auch nicht gerade gefährlich, doch unbequem. Die Plattform war von Holz, und dort versammelte sich, wer Zeit und Erlaubniß hatte, den Thurm besuchen zu können. Es waren in diesem Augenblicke mehrere kaiserliche Erzherzoge hier, so Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzog Leopold, so wie auch der leider so früh gestorbene Erzherzog Ferdinand von Este. Diese hohen Herren sah man täglich hier oben und mit ihnen Herzog Alexander von Württemberg,

der nie fehlte, obgleich es ihm die größte Mühe machte, mit seinem beschädigten Fuß die steilen Treppen hinaufzuklimmen. Es war sehr interessant, so viele Bekannte und mehr oder minder berühmte Männer hier oben beisammen zu sehen. Unter der großen Glocke auf einer Bank saß gewöhnlich der Kommandirende, Baron Haynau und die Andern um ihn herum gruppirt. Auch Oberst Jellachich, der Bruder des Bans, ein sehr liebenswürdiger Mann und eine durch und durch poetische Natur mit edlen Gesichtszügen und dunklem Teint, war viel hier oben.

So sah man hier, wie in einer Loge sitzend, den letzten Akt des großen blutigen Drama's der italienischen Revolution, dessen imposante Schlußscene uns die Bezwingung Venedigs, der bisher noch nie eroberten stolzen Lagunenstadt, vorführte. Der Gedanke, die Eroberung dieser Inselstadt mittelst einer förmlichen Belagerung zu versuchen, darf als ein sehr kühner bezeichnet werden, denn sie ist theils durch ihre Lage, theils durch die von der Kunst hinzugefügten Vertheidigungsmittel beinahe unüberwindlich. Doch was nützte ihr dießmal die Unüberwindlichkeit? Gesetzt auch, es wäre den Oesterreichern nicht gelungen, Venedig einzunehmen, und es wäre eine selbstständige Republik geblieben, hätte es sich ohne den Besitz eines bedeutenden Küstenstrichs, welchen ihm Oesterreich mit Leichtigkeit würde streitig gemacht haben, wohl halten können? Gewiß nicht! Man betrachte nur die eigenthümliche Lage der Stadt, mitten im Wasser, und vergesse nicht, daß das, was sie einestheils fast unüberwindlich macht, anderntheils so ungeheure Unterhaltungskosten bedingt, welche eine einzelne Stadt sei sie auch noch so reich, nicht zu erschwingen im Stande ist.

In den Lagunen nämlich, die mehrentheils sich zwischen dem festen Lande und der Inselgruppe ausdehnen, auf welcher Venedig und die ihr zugehörigen kleinen Städtchen erbaut sind, mündeten ursprünglich verschiedene Flüsse des venetianischen Festlandes. Hätte man nun in jenen früheren Zeiten diesen Flüssen, von denen die bedeutendsten die Piave, der Sile, der Zero, die Dessa, die Brenta und der Bachiglione

sind, ihren ehemaligen natürlichen Lauf gelassen, so würden die Lagunen seit der Gründung Venedigs durch die starken Geschiebeablagerungen der benannten Gewässer theilweise ausgefüllt und die Stadt auf diese Art mit dem Festlande verbunden worden sein. Wahrscheinlich aber wäre es gewesen, daß ehe diese Anschwemmung vollständig zu Stande gekommen, eine Uebergangsperiode eingetreten wäre, welche die Lagunen in einen ungeheuren Sumpf verwandelt hätte, deren Ausdünstungen die Bewohner Venedigs genöthigt haben würde, die Stadt zu verlassen. Daher fand sich die ehemalige Republik Venedig sowohl durch militärische als durch gesundheitspolizeiliche Rücksichten veranlaßt, jene Flüsse sämmtlich von den Lagunen abzuleiten, so daß sie sich mittelst Kanälen, theils nordwärts, theils südwärts von den Lagunen in das Meer ergießen. Da aber nun der Unterhalt dieser Kanäle und die damit in Verbindung stehenden Steindämme jährlich mehrere Millionen Franken erfordert, so kann die Stadt in ihrer unangreifbaren Lage und überhaupt nur erhalten werden, wenn sie das Haupt eines größeren Staates ist, oder einem andern größern Staate angehört, der, wie es die österreichische Monarchie gethan, die nothwendigen ungeheuren Summen zum Theil auf Kosten des Festlandes auf diese Arbeiten verwendet. Sobald aber Venedig aufhörte, der Monarchie anzugehören, so hätte Oesterreich, das überhaupt für Venedigs Aufschwung so viel gethan, weiter kein Interesse, diese Auslagen ferner zu bestreiten, und die neue Republik dürfte, wie gesagt, nicht im Stande sein, die Kosten für den Unterhalt jener Kanäle zu tragen.

Doch blicken wir wieder auf die Sachlage der Gegenwart.

Bis jetzt hatten wir die Stadt vor uns in ihrer alten sichern Lage, mitten im Wasser, durch das Fort Malghera gedeckt und so weit vom Lande, daß ein Geschütz des stärksten Kalibers nicht im Stande ist, eine Kugel hinüberzuschleudern. Von der Seeseite war dagegen die Blokade, seit die sardinische Flotte das Meer verlassen, etwas wirksamer vollzogen worden. Wenn man die Lage der Stadt von dorther ins Auge faßt, so glaubt man eine strenge Blokade nicht

so schwierig. Dort trennt nämlich der Lido, ein schmaler Streifen Landes, die Lagunen von der offenen See und in erstere gibt es für größere Schiffe nur drei Einfahrten, bei Chioggia, Malamocco und San Nicolo, vor welche österreichische Fregatten gelegt wurden. Da aber diese Kriegsschiffe der anhaltenden Stürme wegen sich der Küste nicht zu sehr nähern durften, so war es den Venetianern immer möglich, vermittelst kleiner Fahrzeuge Lebensmittel und dergleichen in die Lagunen zu bringen.

Ein Rückblick auf den Anfang, den Verlauf und das Ende der venetianischen Revolution, oder, wenn man lieber will, Republik, den die allgemeine Zeitung im September 1849 brachte, dürfte nach dem Vorhergegangenen um so mehr an seinem Platze sein, als die in den auswärtigen, namentlich Wiener Zeitungen darüber enthaltenen Berichte zum Theil ebenso abenteuerlich waren als die Gerüchte, die man in Venedig über den Stand der Dinge in Ungarn aussprengte, Selbstredend können in einer solchen Uebersicht nur die wichtigsten Ereignisse berücksichtigt werden.

Am 25. Februar des vergangenen Jahrs war in Venedig das Standrecht publicirt worden. Da hätte man meinen sollen, von der militärischen Oberbehörde würde die Sache so verstanden, daß man sich auch hier, wie in dem ganzen lombardisch-venetianischen Königreich, auf eine Schilderhebung gefaßt halten und die nöthigen Vorkehrungen treffen müsse. Wenigstens war zu erwarten, daß mindestens die wichtigsten Forts, die Venedig beherrschen, in den gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt, und die dort aufgestellten Truppenabtheilungen mit den nöthigen Weisungen versehen und zu einiger Vorsicht angehalten werden würden. Von allem dem geschah aber nichts. Beim Ausbruch der Revolution befanden sich in Folge einer ganz unbegreiflichen Fahrlässigkeit die Forts in einem kläglichen Zustande. Sie waren meist fast gänzlich entwaffnet; einige standen leer, wieder andere waren eben im Bau begriffen. Das Fort von Brandolo war gänzlich unbrauchbar und das von Tre-Porti bestand in einem Sand-

haufen mit einigen kaum angefangenen Mauern. So kam es, daß in der Nacht des 21. März, als eben die Capitulation mit Zichy abgeschlossen worden war, Malghera sammt aller darin befindlichen Munition und Artillerie von der Bürgerwehr Mestre's durch einen Handstreich genommen wurde, daß in der folgenden Nacht die Bewohner von Chioggia die in San Felice und den umliegenden Forts liegenden Garnisonen zwingen konnten, die Waffen zu strecken.

Am Morgen des 16. März hatte sich die Nachricht von der Wiener Revolution verbreitet, und des andern Tages strömte die Menge auf dem Markusplatze zusammen, um die Befreiung Manin's und Tommaseo's zu fordern. Ueber die Vorfälle des 16ten stand in der Gazetta di Venetia: „Die Nachricht von der Aufhebung der Censur und der Einberufung der Stände in den deutschen und slavischen Provinzen, sowie der Centralcongregationen im lombardisch-venetianischen Königreiche wurde vom venetianischen Volke mit lautem Jubel aufgenommen; um seinen Beifall über die königliche Freigebigkeit auszudrücken, versammelte es sich auf dem Markusplatze, wo es laut seine Freude offenbarte. Einige Kundgebungen ließen indessen fürchten, daß die Fröhlichkeit nicht harmlos und rein bleiben möchte. Um Störungen zu verhindern, hielt man es für angemessen, die Truppen ausrücken zu lassen, die jedoch, da mit Ausnahme eines widerspenstigen Haufens die Menge sich zerstreute, nach zwei Stunden wieder in ihre Kasernen zurückkehren konnten. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Individuen leicht verwundet, ein Dritter erstickte im Gedränge.“ Während der darauf folgenden Nacht hatten die Rädelsführer ihre Leute bearbeitet. Die Massen, die Manin und Tommaseo frei haben wollten, antworteten auf die Zögerung des Gouverneurs: „Wir wollen es und zwar sogleich!“ Die Einen eilen, um einen gesetzlichen Befehl zu erwirken, die Andern aber erbrechen die Gefängnisse und tragen die beiden Gefangenen auf den Schultern nach dem Markusplatze. Der Jubel war ungeheuer. Auch die übrigen politischen Gefangenen wur-

den befreit und Meneghini und Stefani in Padua nicht weniger festlich empfangen. Das Militär war unterdessen wieder ausgerückt; insultirt und mit Steinen geworfen, machte es von der Schießwaffe Gebrauch, wobei vier Personen auf dem Platze blieben und sieben mehr oder minder schwer verwundet wurden. Der Podesta, Graf Correr, begab sich sofort mit der Municipalität zum Gouverneur und beantragte die zeitweise Bildung einer Bürgerwehr. Dieselbe wurde bewilligt. Abends brachte ein Dampfschiff von Triest die Kunde von der Promulgation der Verfassung, worüber sich unter der Bevölkerung die lebhafteste Zufriedenheit aussprach. Bürgerwehr und Militär fraternisirten, den beiden Gouverneuren ward ein donnerndes Hoch gebracht und das Theater Fenice, festlich beleuchtet, schallte wieder von Evviva's auf die Verfassung, Pius IX. und den constitutionellen König Ferdinand. Die Neckereien mit dem Militär dauerten indessen ununterbrochen fort.

Am 21sten rotteten sich die Arsenalarbeiter gegen den wegen seiner Strenge verhaßten Obersten Marinovich zusammen; die Bürgerwehr rettete ihn nur durch Bitten und Ermahnungen aus den Händen des blutgierigen Haufens. Als er sich aber am andern Tage gleichwohl wieder auf seinem Posten einfand, wurde er elendiglich ermordet. Dem Verscheiden nahe, verlangte er nach einem Priester. „Kommende Woche," war die Antwort. Das Militär, ohne alle bestimmten Befehle, wußte nicht, wie es sich zu verhalten hatte, um so weniger, da die italienischen Soldaten, namentlich die Marine, bereits deutlich genug die Absicht durchblicken ließen, mit den Empörern gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Bürgerwehr aber war ohnedieß nicht zu trauen. Als ein Major Bodai seinen Soldaten zu feuern befahl, streckten sie den Lauf ihrer Gewehre zur Erde, und ein Unteroffizier stieß mit seinem Degen den Major nieder. Darauf warf diese Truppe ihre österreichischen Abzeichen weg, und bald folgte alles in Venedig befindliche italienische Militär diesem Beispiele. Die Marine verwendete Schiffe Waffen, Munition zur Vertheidigung der Kanäle, der Lagunen und

der Forts. Unter der allgemeinen Bewegung sandte die Municipalität eine Deputation, an deren Spitze der Podesta Correr stand, zu dem Civilgouverneur Grafen Palffy.

Der überaus merkwürdige Bericht, den die Deputation über ihre Sendung veröffentlichte, lautet der Hauptsache nach: „In die Gemächer Seiner Excellenz eingeführt, fand die Deputation den Gouverneur von seinem Regierungsrath umgeben. Sofort nahm der Herr Graf das Wort und begann seine Rede mit einem strengen und langen Tadel wegen der dem Gouvernement schuld gegebenen Fehler. — Dabei unterbrach ihn der Advokat Avesani mit den Worten: „Sind wir hier, um nach altem Brauch eine Rüge zu empfangen oder zu unterhandeln?“ Dieß machte den Grafen nur noch ärgerlicher, und er schloß seine Rede mit dem Vorwurf, daß man die Beruhigung des Landes versprochen habe, sobald die Regierung das bewilligt haben würde, was, kaum gewährt, nun eine neue und größere Aufregung hervorgerufen; er habe seinen Regierungsrath um sich versammelt, um von diesem die weitern Forderungen zu vernehmen; folglich würden dieselben in dieser Conferenz gar nicht erörtert. Auf diese gereizte Sprache entgegnete der Podesta: der Staatsrath habe die Deputation gewählt, um das zur Kenntniß seiner Excellenz zu bringen, was er zu Verhütung von Blutvergießen unvermeidlich halte, und forderte den Advokaten Avesani auf, im Namen der Deputation das Wort zu nehmen. Dieser erklärte nun rund heraus, man müsse sogleich auf die Hauptsache eingehen, und diese sei: das österreichische Gubernium dankt ab. „Wenn es so steht,“ entgegnete der Gouverneur entrüstet, „lege ich das Gubernium nieder und übergebe es, kraft der mir zugegangenen Instruktionen, in die Hände Seiner Excellenz des Militärgouverneurs, so daß die Stadt mit ihm allein zu thun hat.“ Er selbst rief den zufällig anwesenden Grafen Zichy herbei, der sich über die ihm gemachte Forderung nicht wenig verwundert äußerte. Avesani bemerkte, er sehe in der Erklärung des Grafen, darauf nicht hören zu können, einen abschlägigen Bescheid, und gehe, das Volk davon in

Kenntniß zu setzen. Der Herr Feldzeugmeister sei verantwortlich für alles daraus entspringende Unglück. Graf Zichy hielt ihn zurück und bat ihn sich zu mäßigen. Avesani aber entgegnete: Mäßigung sei unmöglich und schloß mit einer speciellen Auseinandersetzung der Forderungen:

1) Die deutschen, oder überhaupt nicht italienischen Truppen, ziehen ab, die italienischen bleiben.

„Unmöglich," rief der General, „wir schlagen uns!" Gut, „wir schlagen uns," erwiederte Avesani, im Begriff zu gehen. Abermals von dem Grafen zurückgehalten und ermahnt, sich in seine Lage zu setzen, da es sich um seinen Kopf handle, wenn er in ein solches Verlangen willige, fügte Avesani hinzu, in solchen entscheidenden Augenblicken stehe jedermanns Kopf auf dem Spiel; man könne keine Befehle von Wien abwarten; schon zu viel Zeit habe man verloren, jede Stunde, jede Minute könne die blutige Entscheidung bringen; die Forderung sei lakonisch gestellt, also müsse es auch die Antwort sein. Nach einigem Hin- und Herreden ward der erste Artikel bewilligt. Avesani nannte sofort den zweiten.

2) Die Truppen ziehen unverweilt zu Wasser nach Triest ab.

Zichy sträubte sich dagegen, weil er nicht verwehren könne, daß die Truppen sich zu ihren resp. Corps begeben und unter dem Schutze des Forts abziehen. Allein Avesani meinte, daß im Gegentheil auch die Forts geräumt werden müssen, und daß die Venetianer nicht gesonnen seien, mit den von ihnen ausgetriebenen Truppen ihren Brüdern in den Provinzen ein Geschenk zu machen. — Bewilligt!

3) Alle Kriegsmaterialien bleiben in Venedig! — Bewilligt!

4) Alle Kassen bleiben zurück.

Auf den Einwand, die Truppen und die Ueberfahrt müssen bezahlt werden, willigte der Redner der Deputation darein, daß ein dreimonatlicher Sold an die Truppen und die Ueberfahrtskosten bezahlt würden. Zuletzt forderte Avesani die beiden Gouverneure als Geißeln bis zur vollständigen Vollziehung des Vertrags. Graf Palffy beklagte

sich laut über dieses Begehren, da er sein Amt niedergelegt habe und bei dem Abkommen mit dem Militärgouverneur gar nicht als betheiligt angesehen werden könne. Auch der Militärgouverneur fand die Forderung unerhört, und machte überdieß bemerklich, daß er mit der Ausführung der Vertragsartikel sich zu beschäftigen habe und ganz nothwendig erst zuletzt abreisen werde. Die Anwesenden schlugen sich ins Mittel, daß darauf nicht länger bestanden werde, worauf Avesani die Hand des Grafen Zichy mit den Worten ergriff: „General, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie zuletzt abreisen werden.“ Dieses Ehrenwort ward schriftlich gegeben.

Während im Regierungsgebäude ein österreichischer General sich diese unerhörte Demüthigung gefallen lassen mußte, hatte Manin einen andern unblutigen Sieg davon getragen. Mit einigen hundert Mann Bürgerwehr drang er in das Arsenal, nahm den Kommandanten, Vice-Admiral Martini gefangen, und setzte den Obersten Graziani an seine Stelle. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe S. Markus!“ vernahm man auf dem Markusplatze die Kunde. Die Deputation setzte die Bürgerschaft von dem Vorgefallenen durch die wenigen Worte in Kenntniß: „Bürger, der Sieg ist unser ohne Blutvergießen! Das österreichische Civil- und Militärgouvernement ist gestürzt. Ehre unserer braven Bürgerwehr! Eine provisorische Regierung wird sofort eingesetzt werden, und einstweilen haben, in Anbetracht der Dringlichkeit des Augenblicks, die Mitglieder der Deputation, welche den Vertrag abschlossen, die Regierung übernehmen zu müssen geglaubt.“ Manin empfahl sich den Venetianern mit dem bündigen Anschlag: „Venetianer, ich weiß, daß Ihr mich lieb habt, und im Namen dieser Liebe bitte ich Euch, bei dem durchaus gerechtfertigten Ausdruck Eurer Freude, Euch mit jener Würde zu betragen, die Männern, welche werth sind frei zu sein, geziemt.“

Schon in der Nacht vom 22. zum 23. März legte die Deputation ihre Macht in die Hände des Kommandanten der Bürgerwehr, Mengaldo, nieder, der auf den 23. März Nachmittags zwei Uhr die Na-

tionalgarde zusammenrief, und nachdem der Patriarch die dreifarbige Fahne eingesegnet hatte, dem „Volke“ die Mitglieder einer provisorischen Regierung vorschlug, dem bekannten Albert, ouvrier, ward Angelo Toffoli, artiere, nachgebildet. Zu gleicher Zeit hatte Rovigo, Treviso, Udine ihre Revolutionen, und es währte nicht lange, bis auch die venetianischen Provinzen von den Oesterreichern fast gänzlich geräumt waren und ihre Zustimmungsadressen zu der in Venedig proklamirten Republik einsandten. Allein diese litt von Haus aus an zwei großen Gebrechen. Gerade der Kern der Bürgerschaft, jener kräftige Mittelstand, der seiner Zeit in Brügge wie in Zürich, in Köln wie in Mailand oder Florenz bei allen politischen Bewegungen den Ausschlag gab, hat sich in Venedig fast neutral gehalten. Ganz besonders zogen sich diejenigen, die an der Spitze der Bürgerschaft standen, sehr bald fast von jeder Betheiligung an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zurück, und begnügten sich damit, weniger das Gute zu thun, als das Böse zu verhindern. Ebenso wenig verstand sich die höhere Geistlichkeit und namentlich der Partriarch dazu, dem Abfall von Oesterreich durch die in ihrer Macht stehenden Mittel energischen Vorschub zu leisten. Es ist wahr, der Patriarch erließ seine Hirtenbriefe zu Gunsten der Republik; allein man sah es denselben deutlich genug an, daß sie nicht von Herzen kamen und lediglich durch die Gewalt der Umstände eingegeben waren. Eine um so radikalere Gesinnung legte die niedere Geistlichkeit an den Tag. Die Pfarrer und Curatgeistlichen einer der Diöcesen, die gegen einen ihnen aufgedrungenen apostolischen Vicar Protest einlegten, sagten darin vom Patriarchen: „Wir protestiren gegen die verwerfliche Schwäche, die mißbrauchte Autorität des Bürgers Jacobo Monico, Cardinal-Patriarchen, eines Mannes, verdorben durch die niedrigen Leidenschaften eines Höflings, angesteckt von der Luft des österreichischen Hofes, der um den Lohn knechtischer Ergebenheit gegen die Tyrannen schmähliche Gunstbezeugungen davon trug und solche an unwürdige Günstlinge vertheilte,

um seinerseits wiederum den niederträchtigen Tribut verführerischer Schmeicheleien zu ernten."

Die nöthigen Vertheidigungsanstalten abgerechnet, beschränkte sich, was vom 26. März an geschah, fast ausschließlich auf Reden und Festlichkeiten. Zu allerlei unfreundlichen Diskussionen und unliebsameren Demonstrationen gab das Verhältniß zu Piemont Anlaß. Schon zu Anfang Aprils war eine Partei mit der Regierung wegen ihres Mangels an Energie unzufrieden, und gegen Ende Mai's erreichte die Spannung zwischen Republikanern und Royalisten eine bedenkliche Höhe. Die am 3. Juli zusammengetretene Nationalversammlung, von der 60 Mitglieder sich nicht einfinden konnten, weil ihre Heimath von den Oesterreichern besetzt war, beschloß zwar mit 127 gegen 6 Stimmen, daß Venedig zusammt der Lombardei und unter denselben Bedingungen wie diese mit den sardinischen Staaten verschmolzen werden solle, und Manin selbst sprach, dafür. Da er aber gleichwohl, um unter keinem Könige dienen zu müssen, seine Stelle als Präsident der Regierung niederlegte, fehlte es dem durch die Nationalversammlung ernannten oder vielmehr bestätigten Ministerium an allem und jedem Einfluß. Die Zuchtlosigkeit unter den Truppen wurde immer größer, und nach der Schlacht von Custozza war die Verwirrung in den Zuständen wahrhaft kläglich. Am 6. August, also in demselben Augenblick, wo Radetzky in Mailand einzog, machte die Regierung von S. Markus zwei Gesetze bekannt, durch welche die Einverleibung mit Piemont förmlich bestätigt ward. Zu gleicher Zeit übernahmen drei k. piemontesische Commissäre, Colli, Cibrorio und der wenig beliebte Präsident der bisherigen Regierung, Castelli, die Zügel des Staats. Von San Markus wehte die dreifarbige Fahne mit dem savoyischen Wappen, die Kanonen wurden gelöst, die Behörden fanden sich in ihrer Amtstracht ein, aber das Volk blieb — stumm. Da übersandte Welden von Padua aus den sardinischen Commissären die Capitulation vom 9. August. Sobald die venetianischen Straßenpolitiker davon Wind erhielten, versammelten sie sich Abends (am 11.)

auf dem Markusplatze und ließen den Ruf: Nachrichten! erschallen. Die königlichen Commissäre theilten dem Volk bloß einen Theil der Capitulation mit. Schon dieß Wenige genügte, daß die Menge losbrach: „Nieder mit der königlichen Regierung! Nieder mit den Commissären! Es lebe Manin!" Außer Stand, den Sturm zu beschwören, schickten die Commissäre in aller Eile nach Manin. Ihm gelang es, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, indem er sich für den Charakter und Patriotismus der Commissäre verbürgte, „die ihre Gewalt nicht behalten würden, sobald dieß der Sache Italiens schaden könnte." Dieselben legten auf der Stelle ihr Amt freiwillig nieder, und Manin versprach, während der 48 Stunden bis zur Einberufung der Nationalversammlung die Regierung übernehmen zu wollen. Die Versammlung übertrug ihm, dem Contreadmiral Graziani und dem Obersten Cavedalis diktatoriale Gewalt, erklärte sich für permanent und alle bisherigen Regierungsgewalten wurden abgesetzt. Alles Silber mußte abgeliefert werden, und niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß die Stadt verlassen.

Da hätte man glauben sollen, solche Energie werde ihre Früchte tragen. Keineswegs! Kaum hatte die neue Regierung diesen scheinbaren Anlauf zu nachdrücklicher Kraftentwicklung genommen, als sie es für gerathen hielt, mehrere Vorstandsmitglieder des unlängst gestifteten Circolo italiano, die sich zu rothen Grundsätzen bekannten, auszuweisen und den Soldaten den Besuch des Clubbs strenge zu untersagen. Die Verlegenheiten häuften sich in dem Maße, daß die machtlosen Diktatoren auf den 15. Februar 1849 die Einberufung einer permanenten Repräsentanten-Versammlung des Staates Venedig beschlossen. Allein auch diese Versammlung entbehrte aller und jeder Lebenskraft; sie bestätigte, was die Triumvire für gut fanden, und die hinwiederum mußten in allem dem meist aus Fremden bestehenden Offizierscorps zu Willen sein. Von dem Augenblick an, da die Volksrepräsentanten am 16. Juni ein aus dem General Ulloa, dem Oberstlieutenant Sirtori und dem Schiffscapitain Baldisserotto be-

stehende Militärcommission mit unbeschränkter Vollmacht unter Pepe's Präsidium ernannten, figurirte Manin nur noch dem Namen nach. Die Bevölkerung war physisch und geistig gebrochen und glaubte alles, was ihr die Widerstandsmänner ad ogni costo einredeten. Wenn diese gesagt hätten, morgen komme der Kaiser von China der Stadt zu Hülfe, die Menge hätte es geglaubt oder doch so gethan, als glaube sie es. Denn die Tonangeber ließen durch Manin mit schwerem Gelde auf Staatskosten eine Cohorte Prätorianer bezahlen, die Tag um Tag das jedesmalige Losungswort nach Haus geschickt bekamen und danach die „öffentliche Meinung" auf dem Markusplatz laut werden ließen. Wer dagegen die Stimme zu erheben gewagt hätte, wäre als Verräther gebrandmarkt worden. Die Meisten wagten aus Furcht oder Aerger gar nicht mehr, ihre Wohnung zu verlassen, und das Pflaster blieb im unbestrittenen Besitz einiger hundert Schreier. Während bereits die ärmeren Klassen ausschließlich von Kartoffeln lebten und die Cholera schreckliche Verwüstungen anrichtete, konnte eine Handvoll Leute eine solche Tyrannei ausüben, daß sich das Volk zu allem Unglück auch noch eine dreiwöchige Beschießung der Stadt, ohne die geringste Aussicht auf Befreiung gefallen ließ. Jetzt hatten selbst die Offiziere nichts mehr zu befehlen. Die zuchtlosen Soldaten setzten allein ihren Willen durch, und Manin war schwach genug, einer rohen, entarteten Soldateska als passives Werkzeug zu dienen.

So sah es also in Venedig aus; doch hatte man draußen in der österreichischen Blokadearmee nur Ahnungen von dem zuchtlosen Treiben in der belagerten Stadt. Man erfuhr Gewisses von dorther eben so wenig, als Manin dem irre geleiteten Volke von den ihm wohlbekannten milden und verzeihenden Absichten Oesterreichs im Falle einer Unterwerfung wissen ließ. An einem klaren Tage, wie dem meiner Ankunft in Mestre, erkannte man drüben in der Stadt mit bloßen Augen deutlich die Kuppeln der großen Kirchen, Thürme, Häuser und hohen Schornsteine mit dem langgestreckten Dampf, der

hinaus zog und nur zuweilen erblaßte vor der weißen Wolke eines Schusses, der sich aus der Stadt oder irgend einem der Forts hervorwälzte.

Das Fort Malghera hatte man gerade vor sich und übersah es vollkommen mit allen seinen Werken und Gräben. Die Venetianer waren fleißig gewesen und hatten nach den vorgefundenen österreichischen Zeichnungen das Fort fertig gebaut. Ernst und still lagen die Lagunen da und am Horizont, mitten im Wasser, das alte Venedig, jetzt wo keine Gondel, kein Fahrzeug das Wasser durchschnitt, doppelt ernst und trübe. Mit den Fernröhren konnte man alle Arbeiten der Belagerten genau beobachten; sie hatten in Malghera einen großen Aufwand an dreifarbigen Fahnen gemacht, alle Werke waren damit besteckt, was übrigens gerade nicht ihr Vortheil war, denn man konnte hierdurch noch deutlicher die aus- und einspringenden Winkel erkennen. Man sah, wie sie an ihren Batterien arbeiteten, Kugelhaufen aufbauten und ihre Geschütze bedienten. Namentlich auf den Werken gegen Mestre und einer Lünette, die dem Thurm, auf welchem wir uns befanden, zugekehrt war, erblickte man sie beständig in großer Thätigkeit. Viele hatten rothe Hosen an, welche weit hinaus glänzten. Der Thurm, dessen ich oben als das Observatorium der Belagerer erwähnte, auf welchem sie beständig eine Menge hoher Offiziere erblickten, war ihnen ein Dorn im Auge. Sie hatten auf der genannten Lünette zwei schwere Mörser aufgestellt, mit welchen sie denselben beständig beschossen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde sah man, wie sie ihr Geschütz fertig machten, wie sie sich bemühten, die Richtung auf's Genaueste zu nehmen, und wie oft Mehrere nach einander hinzutraten, dieselbe zu untersuchen und zu verbessern. Jetzt sind sie fertig, plötzlich quillt weißer dicker Dampf hervor, es kracht und im nächsten Augenblick zischt hoch in der Luft die Bombe. Viele aber zerplatzten, ehe sie sich abwärts neigten, andere aber kamen oft sehr verdächtig und unangenehm in unsere Nähe. Vor dem Thurme schlugen sie zuweilen in's Wasser oder in die Häuser, fuhren oft rechts und links bei uns vorbei, und

einigemal sauste eine Bombe über den Thurm und nicht gar hoch über unsere Köpfe weg. Glücklicherweise haben sie das Gebäude selbst während der ganzen Belagerung nicht ein einzigesmal getroffen, wodurch ein furchtbares Unglück hätte entstehen können, denn die Plattform, so wie die hölzernen Treppen wären unfehlbar zerstört worden, und was an Personen, die sich oben befanden, nicht mit hinabgestürzt wäre, würde wohl seinen Tod oder schwere Verwundung in den Flammen gefunden haben, die durch die brennende Kugel in dem dürren Holzwerk jedenfalls entstanden wären.

Man dachte aber bei den Unterhandlungen droben nicht an die Gefahr und saß stundenlang auf der Plattform, hinaus in die weite Gegend blickend. Neben der Paduaner Chaussee war eine kleine Niederung, wo die Laufgräben eingeschnitten wurden. Dichte Reihen Maulbeerbäume in dieser Niederung, welche durch Rebengelände verbunden sind, waren ein gutes Schutzmittel für die Arbeiter an den Laufgräben, denn wenn auch diese Baumzweige keine Kugeln abhielten, so schützten sie doch in so fern, als der Feind hierdurch von den Arbeitern selbst nicht viel sehen konnte. Einige Casinen dagegen, die hier lagen und einen Zielpunkt abgaben, waren von den Kugeln furchtbar zerstört. Dort wurde jetzt Tag und Nacht rüstig fort gearbeitet; das Erdreich war trocken geworden, die erste Parallele war vollendet und der Bau der Batterien in derselben sollte ebenfalls nächstens beendigt werden. Die unzähligen Schüsse aus dem Fort konnte man natürlich nicht beantworten und man mußte die Belagerten ungehindert ihre Munition verschießen lassen. Ein einzigesmal nur, als sich eine große Anzahl Arbeiter aus dem feindlichen Fort auf das Glacis gewagt hatte und beschäftigt war, Rasenstücke auszustechen, womit sie ihre Werke erhöhen wollten, sandte man ihnen von Mestre ein paar schwere Raketen hinüber, worauf sie augenblicklich die Flucht ergriffen und sich an dem Tag nicht mehr sehen ließen.

Unterdessen waren achttausend Mann beständig in den Laufgräben beschäftigt, theils zu Weitertreibung der Laufgräben, als wirkliche Ar-

beiter, theils um ihre Kameraden gegen einen etwaigen Ausfall zu decken. Rasch ging es hier vorwärts, man fing an Bettungen hereinzubringen und die Geschütze näher heranzufahren. Alles war voll Eifer und die Kanoniere konnten den Augenblick nicht erwarten, wo sie hinter ihren Geschützen stehen würden, um den Feind im Fort mit gleicher Münze zu bezahlen. Nachts, wenn alles rings umher still war, leisteten hiesige einheimische Bundesgenossen, wohl die einzigen Italiener, die sich gegen Oesterreich vollkommen gleich geblieben waren, wesentliche Dienste — ich meine nämlich sämmtliche Froschfamilien der umliegenden Sümpfe, denn das Geräusch des Schaufelns und Grabens, das Klopfen der Hämmer ward vollkommen übertönt von dem weithallenden melodischen Concert, das sie allabendlich anstimmten.

Am 2. Mai, Abends gegen halb eilf Uhr, begannen die Venetianer aus dem Fort ein ungewöhnlich starkes Feuer auf Mestre. Die Nacht war ziemlich dunkel, und was nicht im Dienst war, eilte bei dem furchtbaren Krachen auf die Straßen, um zu sehen, was es eigentlich gebe. Von Malghera herüber ertönte Schuß auf Schuß, Raketen flogen und Bomben zischten herüber, die schweren Paixhansen krachten, daß die Scheiben erzitterten, und in der Stadt selbst machte dieses furchtbare Schießen den Eindruck, als zöge in der Nähe ein schweres Gewitter vorüber, welches sich mit unzähligen Blitzen entlüde; so häufig und blitzartig wurden die Straßen von den vorübersausenden und platzenden Kugeln erleuchtet. Ich begab mich nach der Post, um noch einen Brief in den Kasten zu werfen. Da stand gerade der Eilwagen, der von Wien über Udine und Treviso hieher kam und seinen Weg, nachdem er umgespannt, gegen Mailand fortsetzen wollte. Die Passagiere, es waren zwei Damen im Coupé, blickten mit vor Angst bleichen Gesichtern hinauf an den Himmel, wo jeden Augenblick in einem feurigen Bogen eine Granate oder Bombe vorüber flog, und horchten entsetzt auf das donnerähnliche Gebrüll der schweren Geschütze aus dem Fort und auf das Krachen der Dächer und Mauern, wo eine Kugel einschlug. Den Postillonen war es ebenfalls nicht gut zu

Muth, und nachdem alles bereit war, schwangen sie sich auf ihre Pferde und jagten im Carriere durch die Stadt auf der Chaussee nach Padua unaufhaltsam davon, bis sie in Sicherheit waren. Obgleich die Post gerade auf der Paduaner Chaussee täglich eine böse Strecke zu passiren hatte, indem sie in der Länge von ein paar hundert Schritten in den Bereich der Kugeln kam, die von Malghera aus nach den Laufgräben geschossen wurden und welche die Brustwehren überfliegend die Chaussee kreuzten, so ist doch glücklicher Weise dem Eilwagen nie etwas passirt. Von diesem Tage an hörten aber die Fahrten nach Mestre auf und die Posten gingen später von Treviso direkt über Vicenza nach Verona, ohne wie bisher Padua zu berühren.

Besonders prächtig war diesen Abend der Anblick von dem großen Thurm aus. Jetzt lag Alles einen Augenblick in tiefer Dunkelheit, dann fuhr der leuchtende Pulverblitz empor und zeigte den Punkt, wo das Geschütz stand und einen Theil des Werkes wie im Feuer. Das Fort in seinen dunkeln Umrissen sah aus, wie der Krater eines feuerspeienden Berges, der dumpfgrollend eine neue Eruption vorbereitet; überall zuckten die Blitze empor, überall quoll nur auf eine halbe Sekunde roth beleuchteter Dampf heraus. Wie prachtvoll zeichneten sich die sprühenden Bomben auf dem dunkeln Nachthimmel ab, wie majestätisch die weißglühenden Schlangen einer Rakete, deren sie auch zum Ueberfluß schossen. Unbeschreiblich schön aber war vor allen Dingen der Anblick großer Leuchtkugeln; herrlich schwebte die weiß glänzende Kugel herab, es war, als ruhe sie einen Augenblick wohlgefällig über dem dunkeln Wasser eines Kanals, in welchem sie sich spiegelte, ehe sie hinabsank und zischend erlöschte.

Der ganze Spektakel von heute Abend war die Einleitung zu einem kleinen Ausfall, den die Belagerten versuchten. Es war aber, als hätte der umsichtige und tapfere Kommandirende etwas dergleichen geahnt, denn in der Nähe des großen Kanals, wo sie gewöhnlich und auch diesesmal vorzudringen versuchten, war eine schwere Raketenbatterie versteckt, welche, so wie sich etwas Verdächtiges sehen ließ,

augenblicklich und so wirksam zu feuern begann, daß der Feind nach einem kurzen Geplänkel und Hinterlassung einiger Todten sehr bald wieder in seine Werke zurückflüchtete.

Es ist etwas Vorzügliches um diese österreichischen Raketenbatterien. Im Allgemeinen beschrieben ist die Einrichtung etwa folgende. Man denke sich eine große Raketenhülse von Metall, welche aufs sorgfältigste wie eine gewöhnliche Rakete geschlagen ist, mit einem weittreibenden und starken Satze, dessen Zusammensetzung bekanntlich ein Geheimniß ist. Vorne an dieser Raketenhülse ist eine drei-, sechs- oder zwölfpfündige Kugel befestigt oder eine kleine siebenpfündige Granate. Das Geschoß wird mit einer langen Stange versehen und auf ein dreibeiniges Gestell ungefähr wie das Stativ der Feldmesser aufgelegt. An demselben befindet sich auch eine kleine Maschine, welche erlaubt, der Rakete die nothwendige Elevation zu geben, da sie meistens in Bogen geworfen werden.

Das Abfeuern geschieht mit einem Zündhütchen, welches durch ein Percussionsschloß entzündet wird. Die österreichische Artillerie hat es bekanntlich in der Anfertigung dieser Geschosse, so wie in der Richtung derselben sehr weit gebracht und ist deßhalb die Rakete in ihrer Hand eine außerordentlich gute Waffe. Der größte Vortheil derselben besteht aber in der leichten Beweglichkeit, denn z. B. von hohen Felsen herab, von Häuserdächern, in ungewöhnlich occupirtem Terrain, wohin man mit keinem Geschütz gelangen kann, ist es sehr leicht mit einer Raketenbatterie zu manövriren. Ein Mann klettert mit dem Stativ auf den Felsen, ein paar andere tragen die Munition und der Feind bekommt eine Ladung Kugeln von einem Orte her, wo er es gar nicht vermuthet. Auch um Häuser und Dörfer anzuzünden, sind die Raketen sehr zweckmäßig; statt der Kugeln wird in diesem Falle eine Brandröhre aufgesetzt. Auf dem Marsche besteht die Raketenbatterie aus ein paar Wurstwagen, in welchen sich Munition, Stangen, Stativ und Richtmaschine vorsichtig eingepackt befinden.

Nachdem der Ausfall an jenem Abend abgeschlagen war, fuhren

die Belagerten die ganze Nacht fort, Bomben und Granaten nach der Stadt zu werfen. Ich will es gestehen, daß ich einen sehr unruhigen Schlaf hatte; jeden Augenblick wurde man von dem Krachen der Geschütze erweckt und lauschte alsdann erwartungsvoll, ob nicht das verdächtige Zischen einer der großen Bomben in der Nähe hörbar sei; denn schon am Nachmittag waren mehrere dieser unwillkommenen Gäste über das Haus, wo ich wohnte, hinweggeflogen und in benachbarte Aecker und Gärten eingefallen. Wie leicht konnte sich eine mein Haus zum Ziel nehmen und mir durch Dach und Zimmerdecke hindurch einen Besuch im meinem Bette abstatten. Doch ging die Nacht glücklich vorüber, wenigstens für mich. In andern Straßen waren aber mehrere Kugeln eingeschlagen, namentlich auch in ein Haus, das als Kaserne benützt wurde. Eine Kugel drang durch das Dach ein, zerriß den Fußboden des zweiten Stocks, nahm einen Unteroffizier, der dort schlief, mit hinab in den ersten Stock, platzte da und tödtete und verwundete sechs bis sieben Mann. In einer Kirche wurden durch eine einschlagende Bombe vier Mann verletzt und in einem Stall ein Pferd todtgeschlagen.

Der Morgen kam und das Schießen dauerte immer fort. Man ging behutsam durch die Straßen, hielt sich so viel wie möglich an den Häusern und spähte nach dem verdächtigen Sausen in der Luft, um zu sehen, wo die Kugel einschlug, um im Nothfalle auf die Seite springen zu können. Vor dem Kaffeehaus war aber trotz des Bombardements das Leben bewegt und lustig, wie immer. Da wurde von den Abgelösten erzählt, wie es draußen in den Laufgräben aussah, und man hörte von einigen schweren Verwundungen, die in der Nacht vorgefallen. Während man so ruhig da saß und seinen Kaffee nahm, fuhr eine Bombe daher und zerplatzte wenige Schuh über dem Hause. Die Stücke der Kugel durchbrachen das hölzerne Schutzdach desselben und schlugen dicht vor den Tischen, an welchen man sein Frühstück nahm, das Pflaster auseinander, so daß Steine und Eisen uns um die Köpfe sausten. Das Schießen ging den ganzen Tag fort. In dem Garten

des Hauses, wo General v. Willisen wohnte, zersprang eine Bombe und die Stücke schlugen ins Fenster des Zimmers, wo er sich gerade befand. Einem Oberlieutenant von den Jägern wurde der Fußboden neben seinem Bette durchbohrt und über dem Haupte des lieben Oberst Jellachich sauste eine Kugel in das nebenliegende Quartier, was diesen vortrefflichen Offizier aber durchaus nicht störte, einen empfangenen Brief in größter Gemüthsruhe zu Ende zu lesen. Mittags saß ich in meinem Stübchen und beendigte einen Bericht, als eine schwere Bombe in den Garten meines Hauses einschlug und dort zerplatzte. Es war ein 150pfündiges Geschoß von zwölf Zoll Durchmesser. Von den zerplatzten Stücken, etwa zwei Zoll dick, nahm ich mir eins zum Andenken mit. Doch muß ich gestehen, daß mir mein Quartier in diesem Augenblick nicht gar angenehm erschien; es lag in gerader Linie von Malghera aus hinter dem großen Guelfenthurm und alle Kugeln, welche dort vorbeigingen und über das Gebäude hinwegflogen, dirigirten sich hieher. In weniger als einer Stunde fielen denn auch vier Bomben desselben schweren Kalibers, wie die erste, in die umliegenden Gärten, weßhalb ich auszuziehen beschloß, um mir ein anderes Quartier vor der Stadt zu suchen oder vielmehr eines zu beziehen, das mir durch die große Freundlichkeit des Quartiermeisters Seiner Excellenz des Kommandirenden bereits vor einigen Tagen angewiesen war. Dieß war eine kleine Villa in der Nähe von Papadopoli. Ich packte denn auch meine Sachen zusammen und beschloß, noch an demselben Abend meine Wohnung zu verlassen.

XXV.

Im Laufgraben. Meine Villa. Beschießung von Malghera.

Denjenigen der verehrten Leser, welche von den nothwendigen Arbeiten zur Belagerung einer Festung wenig Kenntniß haben, erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Laufgraben nichts weiter ist, als eine in das Erdreich eingeschnittene Straße, die im Zickzack zu den vorgeschobenen Batterien führt und auf welcher man, gedeckt vor den feindlichen Schüssen, Geschütze, Munition ꝛc. transportirt. Da die Batterien nämlich so weit als möglich gegen die Festung vorgeschoben werden, und man von denselben viel mit den rückwärts liegenden Zeuggärten verkehren muß, so ist es nothwendig, sicher zu den Geschützen gelangen und zurückgehen zu können. Zu diesem Ende macht man einen breiten etwa drei Fuß tiefen Graben, und wirft die Erde, welche man aushebt, gegen die Festung zu einer Brustwehr auf, hinter welcher man nun ziemlich sicher vordringen kann. Einen wirklichen und ganz sichern Schutz gewähren übrigens diese Brustwehren selten. Die schwere Geschützkugel dringt leicht hindurch, und häufig schlagen Bomben und Granaten hinter den Laufgräben oder vor denselben ein

und richten oft großen Schaden an. Am 3. Mai besuchte ich mit General v. Willisen, der mich freundlichst über manches belehrte, die Tranchéen in ihrer ganzen Ausdehnung.

Von der Paduaner Straße her betraten wir den Laufgraben, welcher durch das dichte Gehölz getrieben war, und welchen Maulbeerbäume und Rebengelände auf beiden Seiten einrahmten. Da alle Arbeiter vorn bei den Batterien waren, so war es in den langen Gängen ziemlich einsam, und von dem tiefblauen wolkenlosen Himmel schien die Sonne recht heiß auf uns herab. Wir vernahmen nichts als das Lied einiger Vögel, die selbst durch das beständige Schießen nicht verjagt, sich munter auf den jungen frischen Blättern wiegten. Vor uns dröhnte dumpf das Klopfen der Hämmer, mit welchen Pfähle eingetrieben wurden, uud auf unserer Seite krachte hie und da ein Schuß von Malghera herüber, dort einen Baum niederreißend, hier die Brustwehr durchfurchend, oder es kam eine Bombe oder Granate zischend geflogen, drang mit dumpfem Schlag in den lockeren Erdhaufen der Brustwehr, oder sauste über uns fort, zwischen den Bäumen zerplatzend. An den Biegungen des Laufgrabens waren kleine Depots errichtet (mit Brettern und Faschinen nothdürftig gegen die Kugeln gesichert), wo Schanzgeräth aufbewahrt wurde, oder wo sich Militärärzte befanden, um die bei der Arbeit Verwundeten augenblicklich verbinden zu können. Die Leute, welche vorn arbeiteten, waren, wie man immer bemerken konnte, sehr bereitwillig, unermüdlich und dabei heiter und guter Dinge. Da man vom Fort aus den ganzen Tag auf die Tranchéen schoß, so that man natürlich Alles, um die Leute so viel wie möglich vor den Kugeln zu sichern. Hiezu gehört, daß einer beständig aufpaßt, wo die Kugel, die herankommt, einschlagen werde. Man hört die Bomben und Granaten hoch in der Luft sausen, ohne sie zu sehen. Dieß Sausen nun verliert sich in einer andern Richtung oder wird stärker, in welchem letztern Falle sich dann alles so fest wie möglich an die Brustwehr drückt, da man nicht wissen kann, wo die Kugel einschlagen wird. Plötzlich fällt sie vor oder

hinter dem Laufgraben, Sand und Steine hoch emporschleudernd, nieder. Nun wirft sich alles so schnell wie möglich der Länge nach auf die Erde — die Bombe platzt — da aber die Stücke derselben fast immer aufwärts fliegen, so werden die am Boden Liegenden selten beschädigt.

Man kann sich denken, daß dieß Niederwerfen zu manch komischer Scene Veranlassung gibt, namentlich wenn eine Hohlkugel lange nicht zerspringt und deßhalb die Umherliegenden den Kopf in größter Erwartung scheu nach der Seite wenden, wo das Ungethüm zischt und wühlt. General von Willisen sagte mir später, er habe nie etwas Komischeres gesehen, als die Behendigkeit, mit welcher ich selbst bei einer ähnlichen Veranlassung meine Person in Sicherheit brachte. Es ist aber auch in der That kein Spaß, wenn die Kugeln so rechts und links an einem vorbeifahren. Auch heute kam der Fall vor, daß einem Manne, der sich unvorsichtigerweise nicht niederwarf, von einem Bombenstück der Leib schrecklich zerrissen wurde. Eine ungefährliche, wirklich komische Verwundung kam heute ebenfalls vor. Der Bediente eines Offiziers nämlich hatte einen gewaltigen Respekt vor den Kugeln und mußte seinem Herrn etwas in die Laufgräben hinausbringen. Als er einmal da war, wurde er trotz seines Widerstrebens mit zur Arbeit genommen. Er schaufelte denn auch tüchtig darauf los, war aber einer der ersten beim Niederwerfen und machte es wie der Vogel Strauß, indem er, um nichts zu sehen, sein Gesicht in den Sandhaufen vergrub. Da platzte eine Granate hinter den Laufgräben, sprengte einen Stein, auf den sie gefallen, auseinander, und ein Stück desselben traf den armen Bedienten und verwundete ihn leicht an einer Stelle, wodurch ihm auf einige Tage das Sitzen beschwerlich gemacht wurde.

Wenn es auch kein außerordentlich großes Wagniß ist, die Laufgräben während des Feuerns zu besuchen, so muß man sich doch nicht unvorsichtigerweise den feindlichen Kugeln aussetzen, eine Lehre, die der russische Fürst T., welcher sich ebenfalls hier befand, beinahe zu seinem größten Unglück erhielt. Dieser, ein unerschrockener Mann,

besuchte vor einigen Tagen ebenfalls die Laufgräben und kletterte auf die Brustwehr, um nach der Festung hinzusehen. Plötzlich kracht es drüben, der Fürst sprang schnell in den Laufgraben hinab und eine Sekunde nachher schlug eine 32pfündige Kugel auf dieselbe Stelle ein, wo er gestanden. Es war ihm, so sagte er später, als habe er gefühlt, daß der Pulverblitz, der dort aufstieg, ihm gegolten, weßhalb er sich dann zur Erde fallen ließ und so glücklicherweise der Kugel entging.

Es kostete mich am Abend dieses Tages keine geringe Mühe, einen kleinen Wagen oder vielmehr einen kleinen einspännigen Karren zu erhalten, um meine Habseligkeiten nach dem Landsitze zu schaffen, wo ich ferner residiren wollte. Endlich trieb ich einen Fuhrmann mit einem kleinen mageren Pferde auf, und wir fuhren hinaus auf der Straße nach Treviso. Der Himmel hatte sich Nachmittags mit dicken schwarzen Gewitterwolken überzogen, bald blitzte und donnerte es von allen Seiten, und man konnte oftmals nicht unterscheiden, kam die plötzliche Helle, die in den schwarzen Wolken strahlte, von dem Leuchten des Blitzes oder von dem Schießen aus Malghera, war es das Krachen des Donners, oder der dröhnende Schlag der Geschütze, was die Luft zerriß. Bald aber wurde das empörte Element vollkommen Meister, der Blitz gab ganze Lagen und schüttete das weiße Feuer nur so auf die Erde herab, die Pappeln der Chaussee bogen sich vor der Gewalt des Sturmes, der Regen stürzte in Strömen nieder, das Pferd ging nur im langsamsten Schritt weiter, und der Fuhrmann seufzte aus Herzensgrunde. Endlich nach einer kleinen Stunde langten wir bei der Villa an, welche für mich bestimmt war. Sie lag eine Miglie weiter als Papadopoli in einem Garten, und das Haus hatte ein recht anständiges Aeußere. Da ich aber nirgends Licht sah, so befürchtete ich schon, es befinde sich in dem Gebäude keine Seele, um mir einen freundlichen Empfang zu bereiten. Ich bezahlte meinen Kutscher, lud meinen durchnäßten Nachtsack auf die Schulter und öffnete das Gitterthor des Gartens.

Ringsum im Park war alles ruhig und still, Sturm und Regen

hatten in ihrer Heftigkeit nachgelassen, und nur noch ein leichter Wind pfiff durch die Zweige einiger hochstämmigen Cypressen. Ich ging auf einem weichen Sandwege zwischen zierlich verschnittenen Hecken, hörte die letzten Regentropfen in Wasserbassins fallen, bei denen ich vorbeikam, und wenn hie und da ein leichtes Wetterleuchten die Nacht erhellte, so bemerkte ich hochstämmige Orangen und Citronen in großen Kübeln und weiße Gartenfiguren, die mich gespenstig anschauten.

Der Anblick dieses kleinen Parks mit seinen Zierlichkeiten hätte mir gewiß einen doppelt angenehmen Eindruck gemacht, wenn das Haus nicht ohne Licht abschreckend finster vor mir gelegen hätte. Ich überlegte mir schon, was zu machen sei, wenn ich dort niemand fände, ob ich in der Nacht nach Mestre zurückkehren sollte, oder ob ich mir im Fall der Noth eine Unterkunft durch Erbrechung einer Thür oder eines Ladens zu verschaffen habe.

So gelangte ich an die Hausthür und klopfte, doch ohne Erfolg; ich klopfte abermals, und auch jetzt blieb Todtenstille in dem Hause, dann aber hörte ich zu meinem unaussprechlichen Vergnügen eine Thür öffnen und langsam schlürfende Tritte näherten sich. „Wer ist da?“ fragte von innen eine Weiberstimme. Ich ließ meinen Säbel auf die marmorne Stufe der Treppe niederfallen und entgegnete, man solle mir ohne weiteres aufmachen, ich sei in das Haus einquartiert. Einen Augenblick hörte ich zwei Stimmen zusammen flüstern, dann wurde die Hausthüre geöffnet und ich sah eine alte Frau und einen alten Mann vor mir, die mich verwundert anstaunten. Ich wiederholte mit wenigen Worten, daß ich hier einquartiert sei, und fragte, ob man davon wisse. „Allerdings,“ sagte die alte Frau, „es ist Alles bestellt und eingerichtet,“ und der Mann setzte hinzu: „Corpo di Bacco, aber wir hätten nicht geglaubt, daß Sie in dem furchtbaren Wetter kommen würden.“

Ich war aber trotzdem bei dem furchtbaren Wetter gekommen und trat ein. In einem hübschen Vestibul nahm mir der Mann meinen nassen Paletot und Nachtsack ab und führte mich in meine Zimmer,

welche zu ebener Erde lagen und ganz gastlich hergerichtet waren. Es war ein Appartement von vier großen und geräumigen Gemächern, nicht reich, aber sehr anständig, ja comfortabel möblirt; es befanden sich in jedem Zimmer Ruhetische, Fauteuils, und neben dem Schlafzimmer, in dem ein sehr gutes Bett war, brannte in dem Kamin ein großes Feuer und die hellen Flammen desselben spielten so angenehm auf dem steinernen Fußboden und der Widerschein lagerte sich mit einer warmen wohlthuenden Farbe auf den Wänden, so daß es hier im Zimmer ganz heimlich war. Neben diesem Gemach mit dem Kamin war ein kleines Bücherzimmer mit den Werken älterer und neuerer Italiener und Franzosen, und hier hatte der Besitzer mehrere Büsten berühmter Landsleute aufgestellt. Wer aber war jener Besitzer? Ich weiß es nicht und habe auch nie darnach gefragt; was konnte mir auch ein Namen nützen, den er mir vielleicht nennen würde. Ich kannte den Träger desselben doch nicht. Hoffentlich ist aber der Eigenthümer dieser kleinen Villa, der ein Ordnung und Kunst liebender Mann sein muß, nicht bei der Belagerung verunglückt und erfreut sich nunmehr wieder seiner hübschen Besitzung.

Der Nähe des feindlichen Geschützfeuers entrückt, hörte ich kein Zischen der Bomben und schlief vortrefflich, trotzdem daß sie aus Malghera fast die ganze Nacht hindurch schossen und jedesmal meine Fenster erzitterten, so oft eine der schweren Bomben und Kanonen ihren Mund aufthat, obgleich die Entfernung von hier in gerader Linie über vier Miglien betrug.

Den andern Morgen erwachte ich unter dem Gesang der Vögel und dem glänzenden Licht der Morgensonne, das sich zu einem meiner Fensterladen herein stahl. Doch war der Himmel nicht ganz klar, sondern es zogen vom gestrigen Gewitter her immer noch dunkle Wolken wie eine Kette riesenhafter Nachtgestalten Hand in Hand unter dem blauen Himmelsgewölbe dahin.

Gestern Abend war der hochverehrte und geliebte Feldmarschall Radetzky in Begleitung des Handelsministers v. Bruck von Mailand

im Lager angekommen, wo er drei Tage bleiben wollte. Man hatte für ihn eine Villa, ebenfalls an der Straße nach Treviso gelegen, in Bereitschaft gesetzt und ich hatte das große Glück, als ich heute Morgen nach der Stadt ging, den Feldherrn ein paar Augenblicke zu sehen und zu sprechen.

Heute nun am 4. Mai war die angefangene Vorparallele mit sechs Batterien fertig geworden und um Mittag sollte die Beschießung von Malghera von diesen Batterien aus mit 26 Geschützen (15 Mörsern, 5 Haubitzen und 6 Kanonen) beginnen. Man hegte, theils durch die glänzenden Resultate im vor- und dießjährigen Feldzug gegen die Italiener irre geleitet, so wie durch das unpraktische, ewig nutzlose Schießen aus Malghera auf eine unsichere Haltung der Besatzung schließend, die Ansicht, daß sich das Fort nach einigem ernsten Auftreten und nach wenigen gut gezielten Schüssen ergeben würde, und wohl aus diesem Grunde begann man die Beschießung aus 26 Geschützen, statt die Aufstellung von 60 abzuwarten, die hiezu anfänglich bestimmt waren. Selbst die so vorsichtigen und vortrefflichen Artillerieoffiziere, wahrscheinlich ebenfalls begierig, dem Feind seinen ewigen Kugelregen etwas erwiedern zu können, gaben dem allgemeinen Drängen auf Eröffnung des Feuers nach und glaubten bei ruhigem und langsamem Schießen mit 10 bis 15,000 Schuß, die man besaß, ein vierundsechzigstündiges Feuer unterhalten zu können.

Man kann sich denken, in welch gespannter Erwartung sich Alles diesen Morgen befand. Das Belvedere auf dem großen Thurm war gedrängt voll Offiziere, und wir harrten von da, wie in einer Loge, des imposanten Schauspiels, das sich vor unsern Füßen entwickeln sollte. Denke man sich das Panorama, das sich vor uns entfaltet, hoch am Horizont der Silberstreifen des Meeres, Venedig in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen unzähligen Thürmen und Kuppeln ruhig und still — der Königin der Wasser — in den Lagunen thronend. Dicht zu unsern Füßen Malghera, alle aus- und einspringenden Winkel mit dreifarbigen Fahnen geziert. Der große Kanal einsam und leer,

kein Nachen, keine Gondel dort. Mestre rings um uns von seinen Einwohnern verlassen, öde und todt. Und hoch am Himmel schwarze Gewitterwolken, welche, hie und da zerrissen, zuweilen einen Sonnenblick durch und auf Venedig fallen ließen, wodurch die hohen Paläste und Thürme prachtvoll vergoldet wurden. Von unsern Batterien, die in einem Halbkreis vom großen Kanal bis zum Fort Rizzardi Malghera umgaben, war nichts sichtbar; sie lagen am Rand einer Maulbeerbaumkultur versteckt, zwischen den frischgrünenden Bäumen und jungen Reben. Selbst der Feind hatte sie beim hellen Tageslicht noch nicht entdeckt, denn seine Schüsse irrten auf der ganzen Parallele umher, ohne einen Punkt festzuhalten. Um 12 Uhr Mittags sandte der Feldmarschalllieutenant Haynau einen Offizier in die Laufgräben, um den Befehl zum Anfang des Feuers zu geben. Wir standen in gespannter Erwartung, äußerst begierig, die Wirkung unserer Kugeln auf den Feind zu sehen, der sich sorglos damit beschäftigte, ein Kasernendach in Malghera neu einzudecken und auf dem Glacis Rasenstücke auszustechen. Viermal wurden wir getäuscht und hielten den Knall einschlagender feindlicher Bomben für das Feuer unserer Geschütze.

Endlich stieg aus der Kesselbatterie auf unserem linken Flügel dichter Dampf auf; wir hörten die Bomben heulen und sahen sie in Malghera einschlagen, Erde und Rauch hoch emporwerfend, und wenige Augenblicke darauf entwickelte sich auf unserer ganzen Linie aus allen Batterien das Feuer. Ueberall stiegen die Rauchwolken auf, leuchteten die Blitze, krachten die Mörser und Geschütze. Vielleicht einige Minuten nach dem Anfange unseres Feuers waren die Venetianer unthätig, vielleicht überrascht, vielleicht im Laden begriffen. Die Feinde auf dem Glacis verließen dasselbe in eiliger Flucht. Das oben erwähnte Kasernendach war in einem Augenblick menschenleer. Aber nun begannen sie aus allen ihren Werken ein solch' furchtbares und eiliges Feuer, wie sich keiner der älteren Offiziere erinnerte, je gehört zu haben. Daß sie von der Marine und den übrigen Forts viel Geschütz nach Malghera geschafft, war wohl bekannt, aber von

der großen Anzahl, wie sich dieselbe jetzt zeigte, hatte Niemand eine Ahnung. Wo nur auf ihren Wällen ein Platz zu finden war, da hatten sie Stücke aufgepflanzt und da donnerte es hervor. Es war ein solch' Krachen der Geschütze, Geheul der Bomben und Pfeifen der Kugeln, wie man wohl nicht leicht wieder etwas Aehnliches hören wird. Auf einen Schuß aus unsern Batterien kamen wenigstens sechs bis acht aus dem Fort. Glücklicherweise schossen sie zu eilig, um gehörig richten zu können, und doch waren am Abend unsere Brustwehren von ihren Kugeln tüchtig durchkämmt. Sie schossen auch von solchen Werken, von wo es gar nicht möglich war, uns irgend einen Schaden zu thun; so von S. Gulliano. Das Fort Rizzardi war für unsere Batterien am gefährlichsten und machte den meisten Lärm. Seine Werke waren fast beständig in Rauch und Feuer der Geschütze eingehüllt, und es knurrte in Einem fort herüber, wie ein böser Hund.

So viel man in einigen Stunden sehen konnte, hatten unsere Batterien die Schießscharten in einer Lünette des Forts sehr beschädigt, ein Geschütz unbrauchbar gemacht und das Dach der Kaserne tüchtig mitgenommen. Auf dem Exercierplatz in Venedig entdeckte man tausende von Menschen, die neugierig dem Spektakel zusahen und zuhörten. Auch auf den Eisenbahndamm wagten sich kühne Reiter, kehrten aber im Galopp wieder um, als ihnen einige verdächtige Kugeln nahe kamen. Die Lagunen waren mit unzähligen Gondeln besetzt, kurz Jeder, Freund und Feind, genoß das wirklich großartige Schauspiel so viel als möglich.

Wenn man das unerhörte Feuer, das aus dem Fort auf unsere Batterien unterhalten wurde, ansah, so war es begreiflich, daß sich auch die österreichische Armee hinreißen ließ, schneller zu schießen, als anfänglich befohlen war, woher es denn auch kam, daß schon in den spätern Nachmittagsstunden die wenige Munition verschossen war, das Feuer auf unserer Linie schwächer wurde und ein paar Batterien noch vor Abend gänzlich aufhörten. Die Artilleristen hatten endlich gar

keine Munition mehr und auch die Venetianer, denen es hieran nicht gebrach und deren 173 Geschütze mit allem Nothwendigen versehen waren, stellten gegen Abend ihr fürchterliches Feuer ebenfalls ein, und nur noch zuweilen krachte ein Schuß herüber wie die letzten schweren Regentropfen nach einem großen Gewitter. An Verwundeten und Todten hatten wir an den Batterien sechs Mann, demontirt war aber kein Geschütz. Jetzt sah man allgemein ein, daß Malghera sich nicht, wie Manche wohl glaubten, so schnell ergeben werde, und daß es nothwendig sei, eine weiter vorgeschobene Parallele mit zahlreicheren Batterien zu erbauen.

Radetzky benutzte seine Ankunft in Mestre nochmals zu einem Akt der Milde und Gnade gegen die rebellische Stadt, den letzten Versuch machend, den gutgesinnten Bürger zu ermuthigen, daß er die Schreckensherrschaft jenes zusammengelaufenen Gesindels, das ihn tyrannisirte, breche. Er gab deßhalb einen vierundzwanzigen Waffenstillstand und sandte folgende Bedingungen nach der Stadt, deren Erfüllung er theils verlangte, theils versprach: 1) augenblickliche Unterwerfung der Stadt; 2) Uebergabe aller Forts, so wie aller Schiffe; 3) Uebergabe aller Waffenvorräthe und Entwaffnung des Volks ꝛc. Dagegen bewilligte der Marschall 4) jedem, der die Stadt verlassen wolle, hiezu 48 Stunden Zeit, und er konnte seinen Weg ungehindert zu Wasser und zu Land nehmen; 5) eine vollkommene Amnestie für alle Soldaten vom Feldwebel abwärts.

Obgleich nun so viel wie möglich gethan wurde, um diese Proklamation auch zur Kenntniß des Volks zu bringen, so war es doch voraussichtlich, daß die Machthaber Alles thun würden, um das eindringliche Wort des alten Marschalls zu verheimlichen, was denn auch geschah, und so kam es, daß die milden Bedingungen nicht angenommen wurden, worauf der Feldmarschall am 6ten wieder nach Mailand zurückkehrte. Bei seiner Abreise hatten sich sehr viele Soldaten eingefunden, um ihn zu sehen, unter andern fast ein ganzes Bataillon von Prinz Emil Infanterie. Ein Corporal trat vor und hielt eine

Rede aus dem Stegreif, worin er dem alten Herrn sagte, sie sängen und sprächen immer von ihrem Vater Radetzky, und der müßte es ihnen auch erlauben, daß sie ihn sich einmal ganz genau ansähen. Natürlich hat den Marschall diese Scene außerordentlich erfreut und er sprach nach seiner Gewohnheit freundliche und liebe Worte zu den Soldaten und reiste alsdann ab unter nimmer endenwollendem Jubelgeschrei und Hurrahruf.

Um diese Zeit wurde Baron Haynau zum Feldzeugmeister ernannt und übernahm den Oberbefehl in Ungarn, wogegen Feldmarschall-lieutenant Graf Thurn als Kommandirender vor Venedig eintraf. Auf's Neue begannen nun die Arbeiten in den Laufgräben von Malghera mit unerschütterlicher Ausdauer, doch traten die Elemente der baldigen Ausführung der projektirten Parallelen abermals hinderlich in den Weg. Es fing wieder an zu regnen, das Erdreich wurde abermals morastig, in den Laufgräben und Batterien wateten die Artilleristen und Arbeiter bis an's Knie im Schlamm und Wasser. Trotzdem wurde unaufhaltsam fortgearbeitet; doch riefen mich nach der ersten Beschießung die Vorgänge im deutschen Vaterlande, die badische Revolution und beunruhigende Nachrichten aus Württemberg nach Hause zurück. Auch war hier nicht abzusehen, bis wann die neuen Batterien fertig sein würden, und ich hatte nicht Lust, mich längere Zeit als nutzloser Zuschauer hier herumzutreiben.

Die Batteriebauten vor Malghera betrieb man aber mit außerordentlicher Thätigkeit. Aus Mantua und Verona wurden Munitionsvorräthe zu Wagen und Eisenbahn herangeführt und am 23. Mai waren 19 Batterien erbaut und in denselben 88 Geschütze eingefügt, welche an Munition 73,400 Schüsse hatten, womit man eine 96-stündige Beschießung aushalten konnte. Man kann die Kosten eines jeden Schusses durchschnittlich auf einen Dukaten annehmen. So begann denn auch wieder das Feuer am 24. Mai früh um 5¼ Uhr. Ein Augenzeuge schrieb darüber der Allgemeinen Zeitung vom 26. Mai:

„Vorgestern endlich, nach sechswöchentlichen rastlosen Vorarbeiten

in den Laufgräben und Batteriebauten und nach glücklicher Einführung von ungefähr 95 Geschützen, begann das große Bombardement von Malghera Morgens halb 6 Uhr. Noch war der Himmel nach einem heftigen Gewitterregen mit schweren Wolken überzogen, als unsere Geschütze nach allen Richtungen hin zu donnern begannen. Nach Verlauf von fünf Minuten erwiederte der Feind dieses Feuer mit gleicher Stärke und bald konnte man einzelne Schüsse gar nicht mehr unterscheiden. Das Ganze glich mehr dem Ausbruch eines fürchterlichen Gewitters, es war ein Sausen und Zischen von Kugeln, ein Donner der Geschütze, daß alle Gebäude und selbst der alte Guelpfenthurm in Mestre zitterte. In geisterhaften Formen stieg der Rauch empor und vermischte sich mit dem schwarzen Gewölke und nur undeutlich erblickte man im dunkeln Hintergrunde zwischen den Blitzen der Kanonen und feurigen Bogen der Raketen des Forts von Malghera die Batterien des Feindes und in Silhouettenumrissen die alte Dogenstadt über den Lagunen.

„Gegen 9 Uhr erhellte sich der Himmel und um Mittag ließ das Feuern auf beiden Seiten etwas nach. In den ersten Stunden hatte man beiderseits nicht weniger als vierzig Schüsse auf die Minute gezählt, wonach denn das frühere Bombardement vom 4. Mai nur als ein kleines Vorspiel des gestern begonnenen erschien. Den Tag hindurch wurde keine Sekunde mit diesen Arbeiten ausgesetzt. Mit einbrechender Nacht verstummten die Geschütze des Feindes beinahe ganz, während unsererseits die Mörserbatterien nur um so fleißiger das Fort mit Bomben bewarfen. Ein herrliches Schauspiel boten letztere, wie sie sich in unermeßlicher Höhe nach allen Richtungen kreuzten, und gleichsam mit den Sternen zu rivalisiren schienen, bis sie wieder wie Sternschnuppen ebenso schnell herabfielen und bald da, bald dort in die Festungswerke einschlugen, bisweilen auch in der Luft mit unendlichem Widerhall platzten. In dem Fort scheint diese Art von Munition jetzt zu fehlen, da solche nicht gegen uns gebraucht wurde. Um Mitternacht war Alles ruhig, und man benützte die Zwischenzeit

bis zum Tagesanbruch zur Wiederherstellung der zerschossenen Brustwehren und andern Batterien.

„Trotz dieses, den ganzen Tag hindurch anhaltenden fürchterlichen Feuerns zählten wir am Abend nur 17 Todte und etwa 20 Verwundete, darunter keinen Offizier, und von den Geschützen waren bloß zwei Kanonen demontirt. Die Bedienungsmannschaft war voll des besten Muthes, und die Artilleristen und andern Truppen, die Abends zur Ablösung durch die Stadt zogen, sangen muntere Lieder, froh darüber, daß sie einmal so recht Kanonen donnern gehört. Als Feldzeichen trugen sie meist frische Rosen auf ihren Holzmützen und so gingen sie voll Todesverachtung, Vivat ihrem Kaiser rufend, in die Laufgräben zu den noch heißen Batterien, wo das Blut manches wackern Kameraden kaum noch an den Laffetten getrocknet war. Ein schmerzliches Gefühl drängte sich mir auf, der ich Augenzeuge der Hingebung dieser braven Truppen war, wenn ich sie mit den fahnenflüchtigen und eidesbrüchigen Soldaten in gewissen Theilen unseres zerrissenen Vaterlandes verglich!

„Den darauf folgenden Tag, nachdem das Bombardement beiderseits mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt worden war, und wie gewöhnlich um die Mittagszeit etwas nachließ, konnte man bei heiterem Himmel durch jedes gewöhnliche Fernglas ganz deutlich die Verwüstungen unterscheiden, welche unsere Batterien in den Brustwehren und Verschanzungen der feindlichen Festung angerichtet hatten. Eine davon, die man den Cavallier hieß und die am höchsten Punkt am rechten Eck ihres Blockhauses gebaut war, schwieg jetzt gänzlich. Das Dach der Kaserne war mitten durch entzweigeschossen, das kleine Finanzhaus am linken Flügel verlassen und ganz durchlöchert. Nach jedem Schuß flog wieder neuer Erdstaub vom Fort in die Höhe. Zwei Pulvermagazine borsten früher schon mit fürchterlichem Knall und ein drittes, welches das bedeutendste zu sein schien, ging noch Abends zwischen sechs und sieben Uhr mit einem Donnerschlag und einer bis in die

Wolken reichenden Rauchsäule in die Luft. Es war dabei des Jubelschreiens in unsern Batterien und von den zuschauenden Soldaten, die auf den Dächern der vordersten Häuser von Mestre saßen, fast kein Ende. Dessenungeachtet feuerten nach kurzer Pause die Kanoniere des Forts Malghera fort, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sich bisher sehr tapfer und äußerst thätig hielten, obgleich ihr Verlust in jeder Hinsicht größer sein mußte, als der unsrige. Spät Abends und die Nacht hindurch wurden wieder Bomben nach allen Richtungen geworfen und daneben die Beschädigungen in den Laufgräben und Batterien ausgebessert. Das Ingenieurcorps legte während des Bombardements, wie früher zur Zeit der Vorarbeiten die größte Umsicht und Tapferkeit in den mißlichsten Verhältnissen an den Tag, und die Artillerie bewährte nunmehr auch hier ihren alten Ruf. Es ist bewunderungswürdig zu sehen, mit welcher Ruhe und Entschlossenheit diese Leute in den von allen Seiten mit den schwersten Projektilen bestrichenen Batterien ihre Geschütze bedienen; wie sie vom Pulverdampf geschwärzt und mit Erdkoth von oben bis unten über und über bespritzt und beworfen, des Mittags und Abends zwar müde aber heiter heimkehren, um sich eine kurze Rast zu gönnen und dann wieder neuen Muthes dahin zu ziehen. Mit großer Umsicht leitet jetzt Feldmarschalllieutenant Graf Thurn die Operationen, derselbe, der bei Novara das vierte Armeecorps kommandirt hatte. Aber unvergeßlich bleibt seinen hiesigen Truppen der tapfere, durch kaiserlichen Befehl nach Ungarn abberufene Feldmarschalllieutenant Haynau, der wahre Soldatenvater, und es ist doch sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gegönnt war, das letzte, und wie man hoffen darf, glückliche Resultat seiner Belagerung selbst zu schauen. Heute am 26sten war das Feuer im Ganzen minder heftig und die Sache scheint jetzt den geregelten Gang einer ernsthaften Belagerung und Beschießung zu nehmen; die Venetianer aber, scheint es, wollen die höchste Noth einer langen Cernirung abwarten. Somit schließe ich für heute, bis ich etwas Entscheidendes berichten kann."

„Bereits am 25sten, so sagt der Berichterstatter über „die kriegeri-



